Fontane Blätter 68/1999

In diesem Heft:

Unbekannte Briefe Fontanes an Schottländer / Zwei unbekannte Fontane-Briefe aus der »Wanderungs«-Zeit – Maria Brosig / Die Verlagsverträge im Fontane-Archiv – Klaus-Peter Möller / Poesie der Zeitung – Christian Klug / Frauenbilder, Männerperspektiven und die fragwürdige Moral – Bettina Plett / Die sieben Waisen und die Mädchenbildung – Regina Dieterle / Fontanes Rezeption in Polen – Leszek Zylinski / Rezensionen / Bibliographie

Halbjahresschrift, begründet 1965
Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs
und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
herausgegeben von
Hanna Delf von Wolzogen
und Helmuth Nürnberger

7 Editorial

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

10 »Und auch zu viel Lob ist von Uebel.«
Unbekannte Briefe Theodor Fontanes an Salo Schottländer.
Mit einem Geburtstagsgruß für Charlotte Jolles

18 »Es sei dies die Geschichte eines Feldpredigers,
der in gewissem Sinne […] die Schlacht bei Kesselsdorf gewonnen …«
Zwei unbekannte Fontane-Briefe aus der »Wanderungs«-Zeit
Maria Brosig (Hrsg.)

29 Die Verlagsverträge im Theodor-Fontane-Archiv (1. Teil)
Klaus-Peter Möller

Literaturgeschichtliches und Interpretation

74 Die Poesie der Zeitung.
Fontanes poetische Rezeption der Tagespresse und
die Entdeckung der neuen Wirklichkeiten
Christian Klug

118 Frauenbilder, Männerperspektiven und die fragwürdige Moral.
Applikation und Demontage von Rollenbildern
und Wertzuschreibungen in Fontanes Romanen
Bettina Plett

130 Die sieben Waisen und die Mädchenbildung.
Zur pädagogischen Diskussion in Fontanes »Frau Jenny Treibel«
Regina Dieterle

144 Theodor Fontanes Rezeption in Polen
Leszek Żyliński

Rezensionen

158 Theodor Fontane und Friedrich Eggers: Der Briefwechsel
WERNER RIECK

161 Theodor Fontane: L'Adultera
GABRIELE RADECKE

165 Handbuch literarisch-kultureller Vereine, Gruppen und Bünde 1825–1933
WERNER RIECK

167 Helmuth Nürnberger: Fontanes Welt
ROLAND BERBIG

172 Gisela Heller: »Geliebter Herzensmann …«. Emilie und Theodor Fontane
REGINA DIETERLE

175 Theodor Fontane: Beyond the Tweed
KLAUS STELLING

178 Theodor Fontane: Aus meinem bunten Leben
PETER SCHAEFER

179 Hans Blumenberg: Gerade noch Klassiker. Glossen zu Fontane
HANNA DELF VON WOLZOGEN

181 Michael Scheffel: Formen selbstreflexiven Erzählens
CHRISTINE HEHLE

186 Sylvain Guarda: »Schach von Wuthenow«, »Die Poggenpuhls« und »Der Stechlin«. Fontanes innere Reisen in die Unterwelt
CHRISTINE HEHLE

189 Theodor Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 22 CDs
PETER SCHAEFER

Vermischtes

192 Der vorgetäuschte Erfolg. Zum Problem der Erstausgaben, Neuauflagen, Neudrucke bei Theodor Fontane
KLAUS-PETER MÖLLER

216 »Fontane in der Schule«. Ein Bericht über das internationale Symposium in Neuruppin vom 29.–31. Oktober 1998
HARRO MÜLLER-MICHAELS

219 Zum Tode von Professor Werner Rieck

Bibliographie

222 Auswahlbibliographie

Informationen

236 Autorenverzeichnis
236 Vertriebshinweise
237 Richtlinien zur Manuskriptgestaltung/Abkürzungen
241 Impressum

»Alte Burschen« – anstelle eines Mottos

»Ich komme zum Schluß. Ich las vor wenigen Wochen in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung einen Artikel über die Bedeutung des ereignisreichen Jahres 1990 für die deutsche Literatur. Da fiel mir die Bemerkung ins Auge, daß es Menschen unter uns gebe, die schon lebten, als Fontanes Stechlin erschien, so daß der Zusammenhang noch so nah ist, wie er überhaupt sein kann, als Erinnerung mitlebender Menschen. […] Was für ein schöner Gedanke. Erlauben Sie mir, ihn noch etwas weiter zu spinnen. Die kleine Agnes, die dem toten Stechlin die ersten Blumen, Schneeglöckchen, auf den Schoß legte, sie könnte tatsächlich noch unter uns weilen.
Und welche ungeheuren Umwälzungen und Erschütterungen hat dieses Enkelkind der alten Burschen miterlebt.«

(Charlotte Jolles, Festvortrag zur Gründung der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. am 15. Dezember 1990 in Potsdam.
In: Fontane Blätter 51/1991, S. 15).

[Anm. der Redaktion: »Unsere Druckfehler machen uns tief.« (Alfred Polgar) Wir erklären jedoch aufs bestimmteste, daß es nicht die Absicht von Charlotte Jolles war, den bekannten haltlosen Spekulationen darüber, wer denn nun der Vater von Agnes sei, dadurch Auftrieb zu geben, daß sie die Großvätergeneration ins Spiel brachte. Auch über den Partner der Buschen fehlen Informationen. Ignoramus et ignorabimus. Die »alten Burschen« allerdings sind sehr bekannt: Es sind Druckfehlerteufelchen …]

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,
wenige Wochen, nachdem der Beirat der *Fontane Blätter* getagt hatte, erreichte uns die Nachricht vom Tode unseres Beirats-Mitglieds Prof. Dr. Werner Rieck. Wir verlieren mit ihm einen kenntnisreichen und zuverlässigen Kollegen, der auch, wenn eigentlich keine Zeit war, die Arbeit im Beirat, dem er seit dem Frühjahr 1995 angehörte, nicht vergaß. Wir werden seine Mitarbeit sehr vermissen.

Mit Heft 68, das wir noch gemeinsam vorbereitet haben, betreten die *Blätter* gleich dreimal wenig bestellte Felder. Zuförderst soll es, wie angekündigt, um den Publizisten Fontane gehen. Als Auftakt beschäftigt sich Christian Klug unter dem Titel *Poesie der Zeitung* mit einigen Aspekten der Beziehung des Dichters zum Printmedium.

Hatte sich schon die Journalisterei zuzeiten als ein leidiges Tagesgeschäft entpuppt, so kam die Schriftstellerei ohne das Geschäftliche erst recht nicht aus. Klaus-Peter Möller beschäftigt sich in diesem Heft gleich zweimal damit: Zum einen hat er sich die Mühe gemacht, Fontanes Verlagsverträge zu sammeln und dem Publikum (in zwei Teilen) zur weiteren Auswertung vorzustellen, zum anderen setzt er sich unter dem Titel *Der vorgetäuschte Erfolg* mit den – vermeintlichen – Auflagen und Auflagenhöhen der Fontane-Ausgaben des Verlages Friedrich Fontane auseinander.

Sodann beschäftigen wir uns, den Anregungen der Neuruppiner Tagung *Fontane und die Schule* folgend, mit der schulischen Rezeption, die auch künftig häufiger Thema in den *Blättern* sein soll sowohl in Gestalt von rezeptionsgeschichtlichen wie auch von praktisch-didaktischen Anregungen und Hinweisen für die Fontane-Lektüre in der Schule. Diesmal kommen mit den Beiträgen von Bettina Plett und Regina Dieterle zwei Aufsätze zum Abdruck, an die sich die eine Leserin, der andere Leser womöglich von der Neuruppiner Tagung her erinnern werden. Ein Bericht von Harro Müller-Michaels faßt Fragestellungen und Ergebnisse des Treffens zusammen.

Apropos Tagung: Ihrer besonderen Aufmerksamkeit empfehlen wir die Beiträge des Potsdamer Symposiums *Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts*, die zu Ende des Jahres bzw. Anfang 2000 in drei Bänden erscheinen werden. Näheres entnehmen Sie bitte der Anzeige.

Last not least möchten wir Sie auf die beiden anderen Beiträge der Rubrik *Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes* hinweisen. Der eine dokumentiert einen Fund aus dem Kirchenarchiv von Etzin, den wir Maria Brosig zu

verdanken haben. Sie stellt uns einige unbekannte Briefe Fontanes vor, die im Rahmen der Recherchen zum Kapitel *Etzin* des dritten Teils der *Wanderungen* geschrieben worden sind. Kopien dieser Briefe bereichern nunmehr die Sammlungen des Archivs.

Der andere ist uns eine ganz besondere Freude: Er versteht sich als Geburtstagsgruß der Mitarbeiter des Fontane-Archivs für Charlotte Jolles, die im Oktober neunzig Jahre alt wird; ein Gruß, von dem wir hoffen, daß er ein understatement nach ihrem Geschmacke ist. Unsere Wünsche werden um so herzlicher sein.

Die Herausgeber

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

»Und auch zu viel Lob ist von Uebel.« Unbekannte Briefe Theodor Fontanes an Salo Schottländer. Ein Geburtstagsgruß des Theodor-Fontane-Archivs für Charlotte Jolles

Hochgeehrter Herr. Ergebensten Dank für Ihre gef[älligen] Zeilen und Dr. Engels beigeschlossene Karte. Das heut ausgegebene »Magazin« bringt die Notiz von der er spricht; er konnte nicht mehr thun, da er schon vor ungefähr Jahresfrist kolossal ins Horn gestoßen. Und auch zu viel *Lob* ist von Uebel. In vorzügl. Ergebenheit

Th. F.[1]

Diese Postkarte an »die Schottländersche Verlagsbuchhandlung« in »Breslau Siebenhufener Straße.« wurde, wie sich anhand der Poststempel und sekundärer Zeugnisse[2] ermitteln läßt, am 1. April 1882 verfaßt und abgeschickt. Fontane hatte eben die am selben Tage ausgegebene Nummer des *Magazins für die Literatur des In- und Auslands* erhalten, in der die Notiz Eduard Engels über die Buchausgabe von *L'Adultera* abgedruckt war.[3] Wenige Tage zuvor, in seinem Schreiben vom 27. März,[4] hatte Fontane Schottländer darauf hingewiesen, daß Eduard Engel, der Herausgeber des Magazins, noch kein Exemplar von *L'Adultera* bekommen habe, obwohl er bereits in seinem Brief vom 9. März darum gebeten hatte, und er spricht die Befürchtung aus, daß Schottländer diesen Brief[5] und die ihm beigelegte Quittung über den Empfang der 2. Rate des Honorars für die Buchausgabe von *L'Adultera* gar nicht erhalten haben könnte.

Berlin 9. März 82.
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.
Besten Dank für Brief und Packet,[6] die ich gestern schon empfing; eine Gesellschaft, die sich länger hinauszog als ich erwartete, ist Grund, daß Sie meinen Dank und die beiliegende Quittung 24 Stunden später erhalten, als es gewollt war.

Das Buch macht sich zu meiner Freude ganz gut und bleibt schließlich nur noch der Wunsch, daß es auch dem Publikum gefallen möge. Spezielle Wünsche hinsichtlich einzelner Redaktionen hab ich nicht und habe sie um so weniger, als ich alle Bestimmungen darüber, in *Ihren* Händen zugleich in den besten Händen weiß.

In vorzüglicher
Ergebenheit

Th. Fontane.

Ein schwärmerischer Verehrer der Novelle, muthmaßlich etwas *zu* sehr, ist der Dr. Eduard Engel, Herausgeber des Magazins für die Literatur des In- und Auslandes, Berlin W, Lützow-Ufer 11. Wenn Sie *diesem* Herrn ein schönes Exemplar zugehen lassen wollten, empföhle es sich vielleicht; ebenso an Dr. Theophil Zolling Berlin und Dr. Alfred Friedmann Wien, *Reichsrath-Straße* 1. Fällt mir noch wer ein, so schreib ich noch. Ergebenst

Th. F.

[auf einem separaten Blatt:]

= 500 Mark =

Fünfhundert Mark[7] als zweite und Schlußrate meines Honorars für die Buchausgabe von »L'Adultera« empfangen zu haben, bescheinige ich hierdurch.

Th. Fontane.

Berlin
9. März 82.

Merkwürdig erscheint, daß Fontane am 27. März, also zweieinhalb Wochen später, zum Ausdruck brachte, Engel hätte sein Exemplar noch nicht erhalten, denn vom Verlag waren offenbar sofort nach Eingang des Schreibens vom 9. März Exemplare an die angegebenen Adressen geschickt worden. Die Zeilen, in denen Fontane darum bat, Engel ein Exemplar zu schicken, sind mit roter Tinte angestrichen und mit der Anmerkung versehen worden: »schon am 11/III 82 empfangen.« Auch die beiden anderen von Fontane geäußerten Wünsche waren prompt erledigt worden, wie sich einem entsprechenden Bearbeitungsvermerk entnehmen läßt.[8] Auf die Erinnerung vom 27. März konnte Schottländer Fontane die Karte Engels präsentieren, in der dieser offenbar den Erhalt des Exemplars bestätigte und darauf hinwies, daß er nur eine kurze Notiz bringen könne, da er bereits den Zeitschriftenabdruck von *L'Adultera* durch eine ausführliche Rezension[9] gewürdigt hatte. In seiner Anzeige im *Magazin* vom 1. April 1882 empfahl Engel den »Freunden einer echt künstlerischen Leistung« das nunmehr in der Buchausgabe vorliegende Werk als »bedeutendste Schöpfung des als Novellist unerhört verkannten Fontane aufs wärmste«.[10] Fontane bedankte sich unverzüglich mit einer Postkarte, die er noch am selben Tage schrieb: »Besten Dank für die überaus freundliche Notiz im heut empfangenen ›Magazin‹; ich stimme ganz mit Ihnen überein (Schottländer schickte mir Ihre Karte an ihn) daß es kurz abgemacht werden mußte. Doppelt stärkt mitunter, aber noch öfter schwächt es ab.«[11] Als Abschwächung wird Fontane allerdings kaum angesehen haben, daß das *Magazin* wenige Wochen später noch einmal einen Hinweis auf die Buchausgabe von *L'Adultera* brachte. Alfred Friedmann, der sein Exemplar offenbar auch empfangen hatte, äußerte in einer Kurzrezension in der Nr. 29, Rubrik *Kleine Rundschau*,[12] anerkennend über das Buch:

»Den Lesern des ›Magazins‹ ist der Inhalt dieser in›Nord und Süd‹ erschienenen Erzählung nicht unbekannt; in No. 7 des Jahrgangs 1881 wurde bereits auf diese Novelle hingewiesen. Die Verlagshandlung von S. Schottländer in Breslau hat das Werkchen hübsch ausgestattet, dem größeren Publikum in Buchform zugängig gemacht und auf diese wollen wir nochmals den großen Leserkreis Fontanes eindringlich aufmerksam machen. Die treue Schilderung des Berliner Tun und Lassens in den höheren Gesellschaftskreisen, die fein witzigen Aperçus, die geistvollen Streiflichter auf Politik, Kunst, Familienleben, der gesunde Realismus des Ganzen, der gleich weit von der naturalistischen Pfütze wie von der schattenhaften Schwebelei in einem namen- und ortlosen Pseudo-Idealismus entfernt ist, machen das Buch, zusammen mit dem spannenden und interessanten Inhalt, zu einem kleinen Meisterwerke. Dass der Autor von ›Ellernklipp‹ und ›Grete Minde‹ nicht

vergisst, landschaftliche Bilder einzuflechten, ist selbstverständlich und er verwendet an das dürre, sandige Stralau dieselbe Sorgfalt wie an seine Märkischen Bilder.

Die trefflich charakterisirten Gestalten Rubehn, der Kommerzienrat van der Straaten, Melanie und andere werden das Gedächtnis des Lesers lange Zeit angenehm beschäftigen«.

Der Breslauer Verlag hat mit diesem Buch trotz der positiven Reaktionen in Engels *Magazin*[13] und trotz der aufgeregten Kontroverse, die es in der Berliner Feuilletonpresse[14] entfachte, kein Glück gehabt. Bereits in seinem Brief vom 28. Juni 1882[15] an Schottländer beklagte Fontane den mangelnden Absatz:

Berlin 28. Juni 82
Potsd. Str. 134. c.

Hochgeehrter Herr.
Erst gestern Abend fand ich, von einem mehrwöchentlichen Aufenthalt im Harz nach hier zurückkehrend, die beiden Bücher vor, die Ihre Güte für mich bestimmt hat. Empfangen Sie meinen besten Dank dafür. Ich finde die Einbände sehr hübsch. Daß man sich in der Berliner Feuilleton-Presse um »L'Adultera« viel herumgezankt hat, werden Sie vielleicht bemerkt haben. Leider scheint auf den Absatz des Buchs auch *das* nicht 'mal eingewirkt [zu] haben![16] Ich habe kein Bücher-Glück, was Sie nun auch erfahren müssen.

In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

Von den 1200 Abzügen der 1. Auflage[17] waren noch 1890 so viele Exemplare vorhanden, daß es sich für den Verlag F. Fontane & Co. lohnte, eine Titelauflage[18] davon auf den Markt zu bringen. Bereits 1891 erschien im Verlag F. Fontane & Co. ein vollständiger Neusatzdruck,[19] der allerdings nichts anderes war als eine mit einem eigenen Titel versehene Separatausgabe des entsprechenden Teils der im Deutschen Verlagshaus (Emil Dominik) hergestellten Ausgabe der *Gesammelten Romane und Novellen.*[20] Erst 1899 sah sich der Verlag F. Fontane & Co. veranlaßt, eine »3. Auflage« des Romans auf dem Markt erscheinen zu lassen, die als Plattenabdruck oder Titelauflage des entsprechenden Teils der *Dominik-Ausgabe* hergestellt worden ist.[21] Bis zum Jahrhundertende sind also kaum wesentlich mehr als 3000 Einzel-Exemplare von diesem Buch verkauft worden, eine vergleichsweise geringe Zahl, über die mancher zeitgenössische Autor sicher nur mitleidig lächeln konnte.

Wer würde es aber heute wagen, die in einem vergleichbaren Zeitraum, etwa von 1982 bis 1999, weltweit hergestellten und verkauften Exemplare zusammenzuzählen? Ganz zu schweigen von der Gesamtsumme aller bisher gedruckten Exemplare.

Letztendlich entscheidet das Lob, das die Zeitgenossen spenden, nicht über den Erfolg, egal ob es zuviel oder zuwenig gewesen ist. Es wird also vielleicht verzeihlich erscheinen, daß die Glückwünsche, die »wir vom Archiv« Ihnen, liebe verehrte Frau Jolles, aussprechen möchten, nur mit kurzen Worten zum Ausdruck gebracht werden. Daß wir bei unserer Arbeit tagtäglich an Sie erinnert werden, brauchen wir nicht zu versichern, dafür haben Sie mit Ihren zahlreichen unverzichtbaren Publikationen selbst gesorgt. Daß wir so gerne mit Ihnen zu tun haben, werden Sie vielleicht nicht als Verdienst gelten lassen, aber ein Grund, Ihnen von ganzem Herzen dankbar zu sein, ist es zweifellos. Für all das, was uns so sehr mit Ihnen verbindet, unseren herzlichen Dank und zum Jubiläum unsere allerherzlichsten Glückwünsche –

Hanna Delf von Wolzogen
Christine Hehle
Peter Schaefer
Cornelia Becker
Sylke Jabs
Klaus-Peter Möller

Anmerkungen

1 Im Theodor-Fontane-Archiv befinden sich einige Originalbriefe bzw. Briefentwürfe Fontanes an den Verlag Salo Schottländers, die der Forschung bisher nur in Abschrift oder überhaupt nicht bekannt gewesen waren. Die meisten dieser Handschriften sind mit der Fontane-Sammlung Christian Andree in das Potsdamer Archiv gelangt. Dieses Material soll hier kurz vorgestellt und, soweit es der Forschung nicht bereits in Publikationen aus den Abschriften bekannt gewesen ist, erstmals veröffentlicht werden. Unterstreichungen im Original hier kursiv; Hervorhebung von Namen in lateinischer Schrift hier nicht berücksichtigt; Konsonantenverdopplung durch Geminationsstrich aufgelöst. Nicht abgedruckt werden lediglich die Postkarte vom 30.8.1881 (Nr. 1) und der nicht genau datierte Brief von 1885 (Nr. 10 der folgenden Aufstellung), die in einem anderen inhaltlichen Zusammenhang stehen. Der größte Teil dieses Materials ist erstmals von Gabriele Radecke für den Kommentar ihrer Ausgabe von *L'Adultera* benutzt worden (s. Anm. 14). Im einzelnen handelt es sich um folgende Handschriften (Siglen wie im HBV bzw. in den *Fontane Blättern*; sämtliche Signaturen Potsdam, Theodor-Fontane-Archiv; Andr. = Fontane-Sammlung Christian Andree; erfaßt sind in der folgenden Übersicht nur die unbekannten

Handschriften mit ihren Abschriften):

[1.] Theodor Fontane: masch. Abschr. e. Postk. an den Verlag S. Schottländer [die Zuschreibung der Adressaten mehrerer Briefe Fontanes, die an den Verlag Schottländers und die Redaktion von *Nord und Süd* gerichtet sind, ist unsicher, vgl. die Annotation zu HBV 81/102], Wernigerode, 30. August 1881, HBV nicht verzeichnet. h: Da 408.

[2.] Theodor Fontane: eigh. Briefentwurf an S. Schottländer, [Berlin, 31. August 1881], enthalten auf einer Rückseite im hs. Entwurf: »Schlußwort« zu den Wanderungen, Bd. IV, Sign.: V I, 8 (Andr.), Bl. 17^{v} = HBV 81/101. H: ?. h: Da 409.

[3.] Theodor Fontane: eigh. Br. m. U., Berlin, 2. Januar 1882, HBV 82/3. H: V III, 58 (Andr.). h: Da 424.

[4.] Theodor Fontane: eigh. Br. m. U., Berlin, 8. Januar 1882, HBV 82/7. H: V III, 60 (Andr.). h: Da 426.

[5.] Theodor Fontane: eigh. Br. m. U., Berlin, 9. März 1882, HBV nicht verzeichnet. H: V III, 62 (Andr.)

[6.] Theodor Fontane: eigh. Quittung m. U., Berlin, 9. März 1882, HBV nicht verzeichnet. H: V III, 63 (Andr.).

[7.] Theodor Fontane: eigh. Br. m. U., Berlin, 27. März 1882, HBV 82/43. H: V III, 64 (Andr.). h: Da 436

[8.] Theodor Fontane: eigh. Postk. m. U., Berlin, 1. April 1882, HBV nicht verzeichnet. H: V III, 155 (Andr.)

[9.] Theodor Fontane: eigh. Br. m. U., Berlin, 28. Juni 1882, HBV nicht verzeichnet. H: V III, 66 (Andr.).

[10.] Theodor Fontane: Abschr. (vermutl. d. Hand Emilie Fontanes) e. Br., Berlin, o. D. [nach d. 23.2., vor dem 1.4.1885, HBV [85]/18. h: Da 493.

2 Im Tagebucheintrag vom 1. April 1882 heißt es: »Karten geschrieben an Dr. E. Engel, Schottlaender, Buchhändler W. Friedrich«.

3 *Magazin für die Literatur des In- und Auslands*, 51. Jg., Nr. 14 vom 1.4.1882, abgedruckt in: CHARLOTTE JOLLES: »*Dutzende von Briefen hat Theodor Fontane mir geschrieben …*«. *Neuentdeckte Briefe Fontanes an Eduard Engel*. In: *Jahrb. d. Deutschen Schillergesellschaft XXVIII*, 1984, S. 24, Anm. 41.

4 S. Anm. 1, 7, abgedruckt in DüW II, 269 (Teilabdr.).

5 S. Anm. 1, 5.

6 Mit dem Paket hatte Schottländer Fontane die Freiexemplare von *L'Adultera* und die 2. Rate des Honorars geschickt.

7 Der Eingang der Zahlung der 2. Rate für die Buchausgabe von *L'Adultera* ist außer der hier abgedruckten Quittung auch durch Emilie Fontanes Wirtschaftsbuch belegt (G 2, 6, Bl. 27^{r}). Die erste Rate von 500 Mark war bereits am 13. September 1881, also unmittelbar nach Abschluß des Vertrages, gezahlt

worden (G 2, 6, Bl. 14v). Vereinbart war ein Honorar von 1000 Mark für die Buchausgabe von *L'Adultera* (Briefe Fontanes an Schottländer vom 3.9.1881, HBV 81/103, Da 911 und vom 9.9.1881, HBV 81/105, Da 1085,2). Die Zahlung von 750 Mark, für die sich Fontane in seinem Brief vom 7. November 1881 (HBV 81/125, Da 1087) bedankt, ist also nicht das Honorar für *L'Adultera*, es handelt sich vielmehr um die Zahlung für den Abdruck von *Groeben und Siethen* in *Nord und Süd* (NFA XIIIa, S. 43), wie Emilie im November 1881 auch in ihrem Wirtschaftsbuch vermerkt (G 2, 6, Bl. 19r). Der Brief dürfte also ebenfalls an die Redaktion von *Nord und Süd* gerichtet sein (vgl. die Annotation zu HBV 81/102 und die Bemerkungen dazu in Anm. 1,1).

8 Beide Rezensenten haben sich später auch wirklich über das Buch geäußert, Zolling in *Die Gegenwart*, 22. Jg., Nr. 26 vom 1.7.1882, S. 14, Friedmann im *Magazin*, s. Anm. 12.

9 In: *Magazin für die Literatur des In- und Auslandes*, 50. Jg., 12.2.1881, Nr. 7, S. 98–100; über die Bedeutung dieser wohlwollenden Kritik für Fontane s. Jolles, wie Anm. 3, S. 1 ff.

10 Zit. n. Jolles, s. Anm. 3.

11 Zit. n. Jolles, s. Anm. 3, Nr. 10, S. 23 f.

12 *Magazin*, 51. Jg., Nr. 52 vom 15.7.1882, S. 405.

13 Auch in seiner Kritik über *Schach von Wuthenow*, die in der Nr. 52 vom 23. 12.1882 des *Magazins* erschien, strich Eduard Engel die Bedeutung von *L'Adultera*, »jenes ersten und letzten modernen *Berliner* Romans von künstlerischem Gepräge«, noch einmal heraus.

14 S. die Darstellung d. Kontroverse in: Theodor Fontane: *L'Adultera*. Hrsg. von Gabriele Radecke, GBA, 1998, S. 185–188.

15 S. Anm. 1,9.

16 Sic!

17 L'Adultera. | [Linie] | Novelle | von | Theodor Fontane. | [Verlagssignet] | Breslau. | Druck und Verlag von S. Schottlaender. | 1882. [Exemplar: Hf 58/7074].

18 Theodor Fontane. | [Linie] | L'Adultera. | Roman. | [Linie] | Neue Ausgabe. | FF [Monogramm] | Berlin. | F. Fontane. | 1890. [Exemplar: Hf 58/7075].

19 Theodor Fontane | [Linie] | L'Adultera | Zweite Auflage | [Verlagssignet] | Berlin | F. Fontane & Co. | 1891 [Exemplar: Hf 58/7075[2]]. Vertraglich wurde zwischen Emilie Fontane und dem Verlag F. Fontane & Co. eine Auflage von 1200 Exemplaren vereinbart (Verlagsvertrag vom 15. Juli 1891, Sign.: W 366, Abschrift W 367).

20 Mehrfach kam es zur Mitbenutzung von Satz bzw. Matern, die im Deutschen Verlagshaus für die Ausgabe *Gesammelte Romane und Novellen* hergestellt worden waren, für den Druck von Einzelausgaben des Verlages F. Fontane & Co., auch in diesem Fall wurde so verfahren. Ausführlicher in einem speziellen Aufsatz demnächst in den *Fontane Blättern*.

21 L'Adultera | Roman | von | Theodor Fontane | [Linie] | Dritte Auflage | [Linie] | [Verlagssignet] | Berlin W | F. Fontane & Co. | 1899 [Exemplare: Hf 58/7075[3]].

»Es sei dies die Geschichte eines Feldpredigers, der in gewissem Sinne […] die Schlacht bei Kesselsdorf gewonnen …« Zwei unbekannte Fontane-Briefe aus der »Wanderungs«-Zeit

Maria Brosig (Hrsg.)

Wie die Adresse meines Briefes, so bittet auch der Inhalt desselben, um Ew. Hochehrwürden gefällige Nachsicht.

Ich bereise seit Jahr und Tag die Mark, um zerstreut umherliegende historische Details zu sammeln und das Gesammelte als eine Art Volksbuch späterhin herauszugeben. Herr v. Knesebeck[1] auf Löwenbruch[2] (im Teltow) unterstützt mich dabei mit seinem Rath und seiner reichen Erfahrung. Er sagte mir auch, daß Etzin[3] ein Punkt sei, der für meine Arbeiten ein schätzenswertes, wenig gekanntes Material bieten würde. Es sei dies die Geschichte eines Feldpredigers, der in gewissem Sinne (wie? hüllt sich für mich bis dato in ein Geheimniß) die Schlacht bei Kesselsdorff gewonnen und wahrscheinlich hinterher die Etziner Pfarrei erhalten habe. Das Bild des Betreffenden, nebst Familie, soll sich bis diesen Tag in der Kirche befinden.

Heißt es nun Ihre Güte mißbrauchen, wenn ich bei Ew. Hochehrwürden anfrage, was es mit diesem Feldprediger auf sich habe und ob die Traditionen ihres Dorfes oder ihrer Pfarrer Auskunft darüber geben, in welcher Weise er zum Sieger von Kesselsdorf wurde. Erfahr' ich durch ihre Güte irgend etwas, was sich zur Darstellung eignet, so mach' ich innerhalb der nächsten Wochen einen Ausflug, um an Ort und Stelle den Lokalton für meine Arbeit zu gewinnen, ohne den es nicht gut geht, ist der ganze Vorfall aber armselig, ohne Humor und wirkliches Interesse, so erspar' ich mir natürlich eine Reise, die alsdann zwecklos sein würde.

Mit der ergebensten Bitte, die Freiheit die ich mir genommen habe, meinem Interesse für derlei Dinge zu gute halten zu wollen, Ew. Hochehrwürden ganz ergebenster

Berlin d. 11: Dezember 60
Tempelhofer Straße 51.

Th: Fontane

P.S.
Herr Pastor Duchstein[4] (so schreibt mir Herr v. K.) soll über den Feldprediger allerhand historisches Material gesammelt haben. Sollte der wesentliche Inhalt desselben Ew. Hochehrwürden nicht bekannt geworden sein, so sprech' ich die ergebenste Bitte aus, mich den gegenwärtigen Wohnort des Herrn Pastor Duchstein (Name?) wissen zu lassen. Th. F.

Hochgeehrter Herr Superintendent.
Ihre überaus freundlichen Zeilen sind mir eine solche Freude gewesen, daß ich es als eine angenehme Pflicht empfinde, Ihnen auch, ebenso herzlichst wie ergebenst, für einen so ausführlichen Brief zu danken.

Ich habe vor, in den nächsten Tagen an Herrn Prof. Dr. Fickert[5] zu schreiben und bei ihm anzufragen, wo ich seine Broschüre kaufen oder erbitten kann. Hoffentlich erhalte ich gute Antwort.

Ich stimme ganz mit Ew. Hochehrwürden darin überein, daß man den schließlichen Verlauf der Geschichte, die unkönigliche Handelweise des großen Königs, nicht erzählen kann und so bin ich dann auch gewillt, alles Gewicht auf Segebarth[6] selbst und nicht auf Fridericus Rex[7] zu legen. Sollt' ich dabei, wie einige meiner Vorgänger, auch ein wenig ausschmücken, so erbitt' ich vorneweg Ihre Nachsicht, glaube aber wenigstens versprechen zu können, daß die etwaigen Zuthaten nicht gegen Styl und Charakter der Zeit und der Personen verstoßen sollen.

Wenn ich im Frühjahr mir die Etziner Kirche ansehe, werd' ich um die Erlaubnis bitten mich Ihnen vorstellen zu dürfen.

Ihre Empfehlungen an Herrn v. Knesebeck sind seit heute auf dem Weg zu ihm.

Mit ausgezeichneter Hochachtung, Ew. Hochehrwürden ganz ergebenster

Berlin d. 8. Januar 61. Th: Fontane

Die vorstehend mitgeteilten Briefe Fontanes sind Zeugnisse der Recherchen zum Kapitel *Etzin*[8] des dritten Teils der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, »Havelland«.

Der erste Brief ohne Adressat gelangte in die Hände des damaligen Superintendenten des Kirchenkreises Nauen und Pfarrers in Etzin, Johann Friedrich Ernst Duchstein, was der handschriftliche Vermerk des Empfängers auf der Vorderseite des Briefes bestätigt.

Auf der Suche nach »schätzenswertem, wenig gekannten Material« für

seine *Wanderungen* interessierte sich Fontane für das »Geheimniß« um die Tat des Feldpredigers Joachim Friedrich Seegebarth. Dieser spielte, nicht wie fälschlicherweise angenommen, in der Schlacht von Kesselsdorf im zweiten, sondern in der von Chotusitz[9] im ersten Schlesischen Krieg am 17. Mai 1742 eine bemerkenswerte Rolle. Auch wenn Fontane die damit verbundenen Ereignisse ausführlich in den *Wanderungen* wiedergegeben hat, seien sie an dieser Stelle kurz erinnert:

Nach dem unerwarteten Angriff der Österreicher drohte sich der durch erhebliche Verluste geschwächte linke Flügel des preußischen Heeres aufzulösen; einige Reiterregimenter flohen vor dem Feind in das Lager zurück. Hier erwarb sich der im Regiment Prinz Leopold von Anhalt Dessau stehende Feldprediger Seegebarth besondere Verdienste um die Sammlung der Versprengten und deren erneute Heranführung an den Feind. Der Geistliche selbst beurteilte seine Rolle nachträglich so: »Ich war so dreiste, daß ich mich zu General und Obristen machte, sie bei der Hand faßte, und im Namen Gottes und des Königs bat, ihre Leute wieder zu sammeln [...] Ich brauchte allerley Beredsamkeit und man folgte mir in allen Dingen.« (TBM,6) Die so an ihre Soldatenpflicht Gemahnten und zu neuen Angriffen Begeisterten konnten in die Schlacht zurückgeführt werden und diese siegreich beenden. Die im Moment äußerster Bedrohung bewiesene Fassung führte Seegebarth auf sein »Christentum«, das »resolut und muthig macht, auch in den verworrensten Begebenheiten« zurück. (TBM,6) Die Nachricht von seinem Vermögen, die »drohende Niederlage in Sieg gewandelt zu haben«, drang über den Erbprinz Leopold auch bis zu Friedrich II., der Seegebarth als Belohnung für seine Verdienste in der Schlacht »die beste Pfarr-Stelle in allen seinen Landen« versprach. (TBM,5) Der Feldprediger erhielt im August 1742 die Pfarre zu Etzin, in der er bis zu seinem frühen Tod 1752 als treuer Seelsorger der Gemeinde sein Amt versah.

Der zweite Brief dokumentiert die Quellen, die Fontane für das Kapitel *Etzin* benützte; es sind dies neben den »brieflichen Mitteilungen Duchsteins«[10] aus dem nicht erhalten gebliebenen Antwortschreiben des Etziner Pfarrers vor allem die aus der Hand des Feldgeistlichen stammenden Aufzeichnungen, die K. M. Fickert 1849 veröffentlichte. Das Interesse des Lesers fällt jedoch auf die Bemerkung Fontanes, »daß man den schließlichen Verlauf der Geschichte, die unkönigliche Handelweise des großen Königs, nicht erzählen kann.« Was verbirgt sich hinter dieser Äußerung? Welcher Indiskretion wollte sich Fontane im Einverständnis mit seinem Informanten Duchstein nicht schuldig machen?

Der »schließliche Verlauf der Geschichte« ist Fontane durch den Antwortbrief des Pfarrer Duchstein übermittelt worden. Dieser hatte, sich um

das Andenken seines berühmten Vorgängers bemühend, »allerlei historisches Material« gesammelt, für das Fontane im ersten Brief sein Interesse bekundet. Dieses »Material«, das sich noch heute im Archiv der Kirchengemeinde Etzin befindet, enthält neben wirkungsgeschichtlichen Dokumenten zur Rolle Seegebarths in der Schlacht von Chotusitz auch Bemerkungen Duchsteins, in denen er aus der Korrespondenz Friedrich II. mit seinem Vertrauten Jordan zitiert. Der nachstehende Kommentar des Etziner Pfarrers gibt zu der Vermutung Anlaß, daß hier der Schlüssel zur »unköniglichen Handelweise des großen Königs« verborgen scheint:

Am 27. Mai, zehn Tage nach der Schlacht von Chotusitz, berichtet Jordan seinem König über »einen jungen Unbekannten«, der sich »inmitten des stärksten Kampfgewimmels an die Spitze einiger Schwadrone gesetzt« und »mit einem Mut gekämpft, der Ihre Majestät derart überraschte, daß Ihr nach seinem Namen fragtet, um ihn zu belohnen. Der junge Mann wollte ihn nicht nennen und zog sich, ohne daß man hätte herausfinden können, wer er war, zurück.«[11]

Darauf antwortet Friedrich II. am 5. Juni: »Die Geschichte über den Unbekannten ist eine völlig unsinnige Fabel; ein Postmeister gab den Anlaß, er befand sich bei der Ausrüstung und hielt es für sicherer, mit den anderen zu kämpfen statt allein bei dem Gepäck zu bleiben.«[12]

Die Tatsache, daß Friedrich nur wenige Tage später von der Initiative eines Unbekannten nichts mehr wissen will, obgleich er sich unmittelbar nach der Schlacht für dessen Tat zu interessieren schien, rief das Befremden Duchsteins hervor. Denn schon am 24. Mai 1742 übermittelte Seegebarth das über den Erbprinz Leopold abgegebene Versprechen des Königs, welches ihm »die beste Pfarre« zusicherte. Die einem ängstlichen »Postmeister« zugeschriebene Tat mag den Eindruck der Diskreditierung Seegebarths hervorgerufen haben, zumal darin auch eine Geringschätzung des eigenen Berufstandes gesehen wird. So kommentiert Duchstein:

»Sollte nun der König am 5. Juni noch nichts von dem, was Segebarth am 17. Mai gethan hatte, gewußt haben? Das ist nicht wahrscheinlich. Wahrscheinlicher ist, daß er, der kein Freund der Geistlichen war, nicht gern zugeben wollte, daß ein Feldprediger so tapfer gewesen wäre. Daher nennt er ihn lieber einen Feldpostmeister und geht überhaupt leicht über die Sache hinweg.«[13]

»Über die Sache hinweg« ging der König auch in der Schilderung der Schlacht in seiner *Geschichte meiner Zeit*[14], in der die Tat des Geistlichen Seegebarth unerwähnt bleibt. In verschiedenen anderen Darstellungen der Schlacht von Chotusitz jedoch ist Seegebarth den Verfassern immerhin eine Erwähnung wert, wenn auch der Hauptverdienst am Sieg natürlich dem Kö-

nig zugeprochen wird.[15] Für Fontanes Sicht auf die »Geschichte« aber werden die Einschätzungen Duchsteins und Seegebarths selbst ausschlaggebend gewesen sein. Doch auch im Tagebuch des Feldpredigers, das zu Fontanes wichtigsten Quellen zählte, wurde in einer Anmerkung zur Vorrede des Herausgebers Fickert vorsichtige Kritik am Verhalten des Königs geübt, wenn diese auch eher den Charakter einer Entschuldigung trägt: »Wäre der Beweis zu führen, daß auch große Könige Menschen sind, so ließe sich manches Aehnliche beibringen.« (TB,VI)

Dem Vorsatz des zweiten Fontaneschen Briefes, »alles Gewicht auf Segebarth selbst und nicht auf Fridericus Rex zu legen«, tragen die Darstellungen im Kapitel *Etzin* Rechnung. Die brieflichen Äußerungen aber lassen vermuten, daß Fontane die »unkönigliche Handelweise« nicht erwähnen und somit die Schwäche des Königs ausblenden wollte. Der späteren Gestaltung des Etzin-Kapitels aber ermangelt es nicht an Polemik gegenüber der Ignoranz Friedrich II. Wenn auch von einer »unkönigliche[n] Handelweise« nicht ausdrücklich die Rede ist, so wird die unrühmliche Rolle Friedrichs durch die Wiedergabe von Auszügen seiner Korrespondenz mit Jordan trotzdem deutlich. Der Zusatz Fontanes, »der König, der damals mehr jung als groß war«, ironisiert die Nichtanerkennung der Tat und erinnert an den Kommentar Fickerts, »daß auch große Könige Menschen sind«. (387) Zudem macht Fontane dem Leser der *Wanderungen* klar, wessen Version der Geschichte Glauben geschenkt wird: »Das Tagebuch weist in seinem Tone und seiner Schreibweise für jeden, der sich auf Klang von Wahrheit und Unwahrheit versteht, unwiderleglich nach, daß Pastor Seegebart eine ebenso demütige wie hochherzige Natur war, ein Mann, vor dessen Herzen keine Lüge bestehen konnte. So glauben wir denn ihm und keinem andern…« (388) Auch der Hinweis auf den schlechten Zustand der Etziner Pfarre zum Zeitpunkt von Seegebarths Dienstantritt rückt das Versprechen des Königs, Seegebarth als Belohnung »die beste Pfarre in allen seinen Landen« zu überlassen, in ein schlechtes Licht.[16]

So hat sich Fontane letztendlich nicht an die Abmachung, über den Vorfall schweigend hinweg zu gehen, gehalten. Doch stellt dies in den *Wanderungen* keine Ausnahme dar, sondern zeigt vielmehr den freien Umgang mit dem Material als ein Gebot des Schriftstellers. Das bestätigt sich auch im Vergleich des Kapitels *Etzin* mit den zur Verfügung stehenden Quellen: für die Darstellung Seegebarths und dessen mutiger Tat in der Schlacht bei Chotusitz war für Fontane das schon erwähnte Tagebuch des Feldpredigers unentbehrlich. In Bezug auf dessen späteres Wirken als Pfarrer der Gemeinde Etzin konnte er auf die Informationen Duchsteins vertrauen. Wenn Fontane dem Leser der *Wanderungen* aber vorgibt, dessen Worte mitzuteilen, so

übernimmt er zum großen Teil wortwörtlich die Formulierungen aus der Vorrede des Tagebuchherausgebers Fickert.[17]

Doch wichtiger als der exakte Umgang mit dem Quellenmaterial war für Fontane die Beschreibung der Persönlichkeit des Geistlichen Seegebarth. Dabei mögen besonders dessen ambivalente Wesenszüge, kriegerisches Heldentum für Gott und König auf der einen und christliche Demut und Bescheidenheit im seelsorgerlichen Amt auf der anderen Seite, zur Darstellung gereizt haben. Für die Schilderung der Heldentat bittet Fontane im zweiten Brief um Duchsteins »Nachsicht« für »etwaige Zuthaten«, die den Vorgang »ein wenig ausschmücken«. Dem kriegerischen Geist des Predigers wird seine »poetische, dem Idealen zugewandte Natur« zur Seite gestellt.(390) Beide Elemente vereinen sich in der aus den Einträgen Seegebarths übernommenen Formulierung von »Davids Mut und Sinn«. (387, TBM,6)

Die Aufzeichnungen des Feldpredigers wird Fontane auch wegen seiner Vorliebe für Memoirenliteratur mit Interesse gelesen haben.[18] Die Einträge geben ein lebendiges Zeugnis der Erfahrungen vom Alltag des Feldgeistlichen während des Krieges wieder. Der junge Prediger notiert die grausame Bestrafung von Deserteuren, denen »Ohren und Nasen abgeschnitten« werden, ebenso wie eine am Hof erlebte »starke Versuchung wie David«. (TB,44,14) Die knappen, oft lakonischen Mitteilungen konstatieren Exekutionen, Gefahren zu Pferde, Krankheit oder Witterungsunbill mit Gottergebenheit. Dabei wird selbst der Umstand des Gepäckverlustes mit dem entsprechenden Bibelspruch bedacht: »Gott hats gegeben, Gott hats genommen.« (TB,59) Aus diesen Mitteilungen spricht die von Fontane gegenüber der historisch objektiven Darstellung favorisierte individuell-menschliche Geschichte, die er mehr in »unbekannten, kleinen Broschüren« als in den offiziellen, »lederne[n]« Geschichtswerken fand.[19] Das Seegebarthsche Tagebuch wird Fontanes Anspruch, die »Schauplätze« der »Schlachten und Staatsaktionen« durch das »schön menschliche« zu beleben, entgegengekommen sein.[20] Das Interesse für das Tagebuch des Feldpredigers spricht auch aus der noch 1873 an Adolf Menzel gerichteten Aufforderung, »nicht in den Anmerkungen [der *Wanderungen*] die kurzen Auszüge aus Seegebarts Tagebuch« zu »übersehen«.[21]

Fontane brach am 31. März 1861 zu einem Besuch über Nauen nach Etzin auf, um »an Ort und Stelle« und im Gespräch mit Duchstein Näheres über das Dorf und seinen Helden zu erfahren. Auf die Bedeutung der Landpastoren für die Gewinnung des Stoffes verweist nicht zuletzt Fontanes Danksagung am Schluß des Bandes »Spreeland«.[22] Doch sie reicht darüber hinaus; bereits das Kapitel *Etzin* macht deutlich, wie die Figur des Geistlichen schon in den *Wanderungen* erzählerische Relevanz erhält.

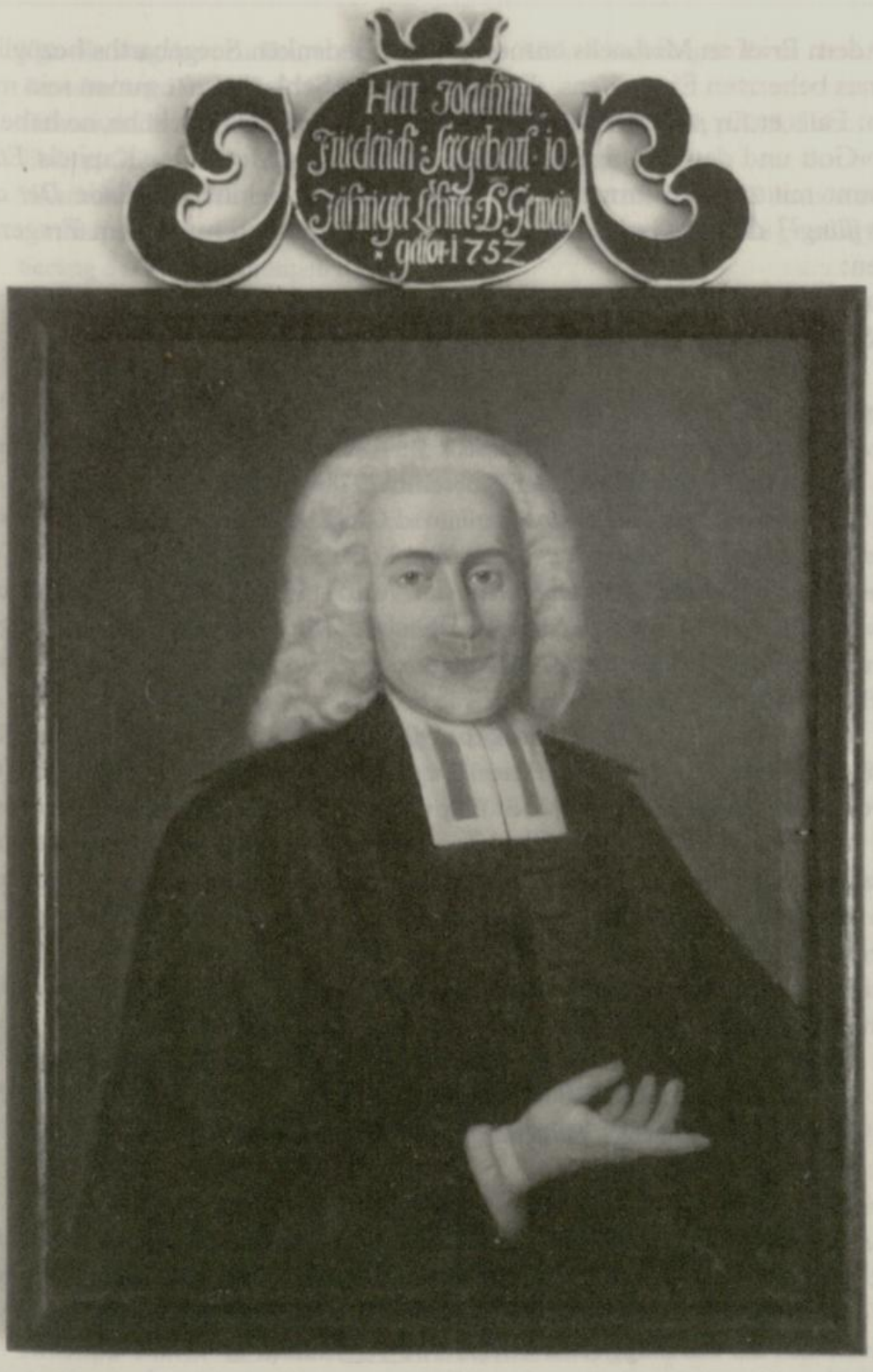
Dem Erzähler war es bei seiner Schilderung am »Lokalton, ohne den es nicht gut geht«, gelegen: Der Eingang des *Etzin*-Kapitels wird durch die malerische Beschreibung von Landschaft und Natur bestimmt. Der Leser wird durch das in mittäglicher Ruhe gelegene Dorf in die Kirche geführt, die obgleich »schlicht und einfach« doch einen »historische[n] Sinn« nicht vermissen läßt. (383) Von der Beschreibung des in der Kirche befindlichen Porträts des Predigers zeugen Fontanes Notizbücher[23], in die er auch die Inschrift der Grabplatte übernahm.

Von Seegebarths »milde[n], fast weiche[n] Gesichtszüge[n]«, die so gar keinen Kriegshelden vermuten lassen, richtet sich der Blick des Erzählers auf die Heldentat vor seiner Etziner Amtszeit, bis Fontane am Ende wieder auf den verstorbenen Pfarrer zurückkommt und dessen Epitaphspruch zitierend das Kapitel *Etzin* beschließt.

Die außergewöhnliche Tat des Feldpredigers Seegebarth, der die Grenzen seiner seelsorgerlichen Zuständigkeiten überschritt und sich nicht darauf beschränkte, »mit dem geistlichen Schwerdte […] drein [zu] hauen«, sondern selbst vor den königlichen Truppen »that und redete als ein Feldmarchal« war für Fontane kein »Vorfall« »ohne wirkliches Interesse«. (TB,15 und TBM,6) Vielmehr fand er in Seegebarths Leben die Verkörperung der Einheit von Wort und Tat, jene Vaterlandstreue, die seinem Interesse für die Helden preußischer Geschichte entsprach.

Bezeichnend ist die Wahl des Stoffes Seegebarth aber auch in anderer Hinsicht: Denn die Gemeinde Etzin konnte 1860/61 nicht nur auf den berühmten Sohn Joachim Friedrich Seegebarth verweisen. Der Vorgänger Seegebarths, Johann Peter Süßmilch[24] war ebenfalls Feldprediger; im Kalcksteinschen Regiment erlebte er die Schlacht bei Mollwitz[25] mit. Doch zeichnete sich dieser weniger durch Heldenmut im Kriege als durch seine wissenschaftlichen Begabungen aus: Sein Hauptwerk *Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts*[26] ließ ihn zum frühen Wegbereiter der Statistik und Demographie in Deutschland werden. Und während sein Amtsnachfolger Seegebarth zum »Sieger von Chotusitz« avancierte, flüchtete Süßmilch vor einem Detachement österreichischer Husaren am 19. April 1741 im Dorf Pampitz. (384) Für Fontane, der durch Duchstein auch über Süßmilch Informationen erhalten haben mag, wird der Wissenschaftler und spätere Propst Süßmilch ein weniger interessantes Sujet gewesen sein; zur künstlerischen Gestaltung jedenfalls reizte die heroische und spektakuläre Tat des Feldpredigers Seegebarth, die er in den *Wanderungen* wieder zum Leben erweckte.

Daß die Geschichte um den Helden der Schlacht von Chotusitz für Fontane aber auch eines gewissen »Humor[s]« nicht entbehrte, davon zeugen



Bildnis des Pfarrers und ehemaligen Feldpredigers Joachim Friedrich Seegebarth (1714–1752) in der Etziner Kirche. (Porträt in Öl, um 1800)

die dem Brief an Michaelis entnommenen Bedenken Seegebarths bezüglich seines beherzten Eingreifens, die ihm nach der Schlacht gekommen sein mögen: Falls er für sein Amt als Feldprediger »zu viel gethan« habe, so habe er es »Gott und dem Könige gethan«. (TBM,7) Das Motto des Kapitels *Etzin* nimmt mit zwei umformulierten Versen aus der Feldherrnballade *Der alte Derffling*[27] diesen Gedanken auf, versieht ihn jedoch mit einem Fragezeichen:

»Es haben alle Stände
So ihren Degen wert?«

Anmerkungen

1 Justizrat Eugen von dem Knesebeck (1801–1880) war ein Neffe des Feldmarschalls Carl Friedrich von dem Knesebeck (1786–1848).

2 Löwenbruch liegt südlich von Berlin und Großbeeren in der Nähe von Teltow.

3 Etzin befindet sich zwischen Nauen und Ketzin.

4 Johann Friedrich Ernst Duchstein war von 1815–1867 Pfarrer von Etzin und von 1836–1865 zugleich Superintendent des Kirchenkreises Nauen. *Evangelisches Pfarrerbuch für die Mark Brandenburg seit der Reformation.* Bearbeitet von Otto Fischer. Berlin 1941 Bd. II, 1., S. 168.

5 K. R. Fickert war der Herausgeber der »Broschüre«: *Das Tagebuch des Feldpredigers J. F. Seegebart und sein Brief an J. D. Michaelis, ein Beitrag zur Geschichte des ersten Schlesischen Krieges (Programm des Elisabeth-Gymnasiums zu Breslau).* – Breslau 1849. Zitate aus dem Tagebuch werden im folgenden mit einfacher Seitenangabe im laufenden Text nach dem Kürzel TB wiedergegeben; Zitate aus dem Brief an Michaelis werden nach dem Kürzel TBM nachgewiesen.

6 Joachim Friedrich Seegebarth (1714–1752) war von 1739–1742 Feldprediger im Infanterieregiment Prinz Leopold von Anhalt Dessau, danach Pfarrer von Etzin bis zu seinem Tod. *Evangelisches Pfarrerbuch für die Mark Brandenburg seit der Reformation.* Bearbeitet von Otto Fischer. Berlin 1941 Bd. II, 1. S. 319. Die Schreibweisen des Namens Seegebarth weichen in den verschiedenen Darstellungen voneinander ab.

7 Friedrich II., König von Preußen (1740–1786).

8 Theodor Fontane: Etzin. – In: AFA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* III. 1987, S. 380–390. Zitate aus dem Kapitel *Etzin* gebe ich im folgenden mit einfacher Seitenangabe im laufenden Text wieder. Auf den Nachweis von Zitaten aus den mitgeteilten Briefen wird verzichtet.

9 Chotusitz (Böhmen) war der Ort der entscheidenden Schlacht des ersten Schlesischen Krieges, bei der Friedrich II. über die von Karl von Lothringen geführte österreichische Armee siegte.

10 Vgl. die Angaben zu Fontanes Quellen. In: AFA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* III. 1987, S. 646 und 688.

11 *Œuvres de Frédéric le Grand*, Tôme XVII, Berlin MDCCCLI, p. 218, 219.

12 Ebd., p. 212.

13 Handschriftliche Bemerkungen von Johann Friedrich Ernst Duchstein in der Mappe *Seegebart* des Archivs der Kirchengemeinde Etzin. Die genaue Datierung der Aufzeichnungen bleibt ungewiß.

14 Friedrich II.: *Geschichte meiner Zeit.* In: *Die Werke Friedrichs des Großen.* Hrsg. v. Gustav Berthold Volz, deutsch v. Friedrich von Oppeln-Bronikowski. – Berlin 1921, S. 114–118.

15 Vgl. Leopold von Ranke: *Zwölf Bücher preußische Geschichte*, Bd. 2. Hrsg. v. Georg Küntzel. – München 1930, S. 590 und Reinhold Koser: *Geschichte Friedrichs des Großen*, Bd. 1 – Darmstadt 1963, S. 387–388.

16 Eckart Elsner macht auf den Irrtum Fontanes bezüglich der Einschätzung der Etziner Pfarre aufmerksam: »Etzin war finanziell gesehen keine schlechte Stelle. Sie hatte im Gegenteil durch das Zusammenlegen der beiden vormals getrennten Pfarren [Etzin und Knobloch] einen relativ großen Landbesitz.« Elsner verweist in diesem Zusammenhang auf J. Stapenbeck: *Brief an den Konsistorialrat Paul Troschke vom 25.4.1957*; Heimatarchiv Zehlendorf. In: Eckart Elsner: *825 Jahre Etzin. Süßmilch in Etzin.* Berlin 1998, S. 8.

17 Vgl. dazu Fickert: *Das Tagebuch des Feldpredigers J. F. Seegebart und sein Brief an Michaelis*, S. VII und Fontane: AFA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* III, S. 388, 389.

18 Im Brief an Hermann Pantenius vom 14.8.1893 schreibt Fontane: »Am meisten Einfluß auf mich übten historische und biographische Sachen; Memoiren des Generals *v. d. Marwitz* (dies Buch ganz obenan); *Droysen* Leben Yorks, *Macaulay* (Geschichte und Essays) *Holbergs* dänische Geschichte, *Büchsel's* Erinnerungen eines Landgeistlichen und allerlei kleine von Pastoren und Dorfschulmeistern geschriebene Chroniken oder Auszüge daraus. Bis diesen Tag lese ich dergleichen am liebsten.« In: HFA IV/4, S. 274, Nr. 287.

19 Vgl. Fontanes Brief an Ferdinand Meyer vom 17.9.1898. In: HFA IV/4, S. 754, 755, Nr. 872.

20 Vgl. Fontanes Brief an Hertz vom 31.10.1861. In: Theodor Fontane: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859–1898.* Hrsg. v. Kurt Schreinert, vollendet und mit einer Einführung versehen von Gerhard Hay. – Stuttgart 1972, S. 55.

21 Vgl. Fontanes Brief an Menzel vom 5.1.1873. In: HFA IV/2, S. 422, Nr. 331.

22 Theodor Fontane: *Spreeland.* In: AFA, *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* IV, S. 479–481.

23 Vgl. Fontanes Notizbuch A 11, Blatt 17 und die Einträge über die Ausstattung der Etziner Kirche in A 3, Blatt 13–17.

24 Johann Peter Süßmilch (1707–1767), Gemeindepfarrer von Etzin und Knobloch von 1741–1742, ab 1742 Propst von Berlin-Cölln.

25 In der Schlacht von Mollwitz (10.4.1741) siegten die Preußen unter Schwerin über die Österreicher, nachdem Friedrich II. geflohen war.

26 Johann Peter Süssmilch: *Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, Tod, und Fortpflanzung desselben erwiesen.* – Berlin 1741.

27 Theodor Fontane: *Der alte Derfflinger.* In: GBA, Gedichte (Sammlung 1898), Aus den Sammlungen ausgeschiedene Gedichte. Hrsg. v. Joachim Krueger und Anita Golz. – Berlin 1995, S. 187. Der hier abgewandelte Vers 2 lautet in der Ballade »So ihren Degenwert«.

Für die freundliche Unterstützung meiner Arbeit danke ich der Kirchengemeinde Etzin und den Mitarbeitern des Fontane-Archivs, besonders Herrn Möller.

Die Verlagsverträge im Theodor-Fontane-Archiv. Teil I.

Klaus-Peter Möller

Die Verlagsverträge, die über die Werke eines Autors vom Range Fontanes abgeschlossen worden sind, interessieren unter mehreren Aspekten, von denen hier nur einige aufgezählt werden können: Sie sind zentrale Zeugnisse der Editionsgeschichte seines literarischen Werkes, die sie bis zum Ablauf der Schutzfristen begleiten, sie überliefern ein Stück Verlagsgeschichte der beteiligten Verlage und sie sind wichtige Dokumente zur Geschichte des Buchwesens und des Verlagsrechts überhaupt. Natürlich sind die Verträge auch unverzichtbare Quellen für die Beschreibung der Editions- und Wirkungsgeschichte jedes einzelnen Werkes, das Fontane veröffentlicht hat. Außerdem ermöglicht die Analyse der Verlagsverträge, die verwickelten Verlagsbeziehungen Fontanes und seiner Erben, die in Briefen, persönlichen und verwandtschaftlichen, aber auch geschäftlichen Beziehungen, Verträgen, Zahlungen, Darlehensgeschäften, Geschenken usw. auf die verschiedenste Weise manifestiert sind, zu überschauen, und zwar von ihrer essentiellen Seite her. So betrachtet sind die Verlagsverträge ein Ariadne-Faden durch die Verlagskorrespondenz, speziell den Teil des Archivs des Verlages F. Fontane & Co., der im Theodor-Fontane-Archiv aufbewahrt wird. Mein besonderes Interesse an diesen Dokumenten wurde aber noch aus einer weiteren Quelle gespeist. Die Untersuchung der Verlagsverträge sollte mir ermöglichen, die verwirrenden Beobachtungen auf dem Gebiet der Fontane-Edition besser verstehen zu können.[1] Bei diesem Ansatz rückt unwillkürlich die Geschichte des Verlages F. Fontane & Co. stärker in den Blickpunkt des Interesses, denn die Geschichte des Fontane-Verlages ist einerseits die Geschichte der Edition der Werke Theodor Fontanes, andererseits, und zu einem nicht unwesentlichen Teil, die Geschichte des Verlags, den sein Sohn Friedrich 1888 gegründet hatte. Nachdem es Friedrich Fontane gelungen war, die »Dominik-Ausgabe«, und mit ihr auch die Rechte für eine Reihe von Einzelausgaben, in die

Hand zu bekommen, war seine Firma für lange Zeit der wichtigste Verlag für große Teile des Werkes Fontanes und Fontane einer der wichtigsten Autoren seines Verlages.[2] Die »Dominik-Ausgabe« scheint also der Knackpunkt beim Verlag der erzählerischen Werke Fontanes gewesen zu sein. Dabei hatte sich Theodor Fontane zunächst dagegen gesträubt, mit der Firma seines Sohnes überhaupt in geschäftliche Beziehungen zu treten,[3] und auch aus der von Emil Dominik begonnenen Gesamtausgabe war der junge Verleger zunächst, nach anfänglicher Beteiligung, hinausgedrängt worden.[4] Im Dezember 1889 hatte Friedrich Fontane das Verlagsrecht für *Irrungen, Wirrungen* erworben. Er benutzte es, um sich auch das Recht auf *Stine* zu sichern.[5] Um diese beiden Werke in seine Gesamtausgabe aufnehmen zu können, mußte sich Emil Dominik zu einem ziemlich ungewöhnlichen Vertrag mit seinem ehemaligen Angestellten bereiterklären.[6] Am 5.6.1891 übernahm der Verlag F. Fontane & Co. die Gesamtausgabe, obwohl durch eine Klausel in dem zwischen Theodor Fontane und Emil Dominik am 10.1.1890 unterzeichneten Vertrag ein Verkauf der *Gesammelten Romane und Novellen* zu Lebzeiten des Autors eigentlich ausgeschlossen worden war. Gegen den Willen eines der beiden Vertragspartner hätte dieser Verkauf mithin nicht geschehen können.

Auf eindrucksvolle Weise dokumentieren die Verlagsverträge, selbst wenn sie nicht mehr vollständig im Theodor-Fontane-Archiv vorhanden sind, die Geschichte der Fontane-Edition wie des Fontane-Verlages und ihr wechselseitiges Verhältnis. Zunächst wurde eine Reihe von Einzelverträgen geschlossen, die Theodor Fontane mit den verschiedenen Verlagen nicht selten brieflich ausgehandelt hatte,[7] spezielle Verträge über Zeitschriftenabdrucke sind nur ausnahmsweise erhalten.[8] Seit Anfang der 90er Jahre war Friedrich Fontane der wichtigste Akteur auf dem Gebiet der Verlagsverträge über die erzählerischen Werke Fontanes. Als besondere Höhepunkte in der Geschichte des Fontane-Verlages zeichnen sich die beiden Gesamtausgaben ab, die jeweils in zahlreichen Briefen vorbereitet, diskutiert und durch ein kompliziertes Vertragssystem abgesichert worden sind. Im Fall der großen Gesamtausgabe, die ab 1905 im Verlag F. Fontane & Co. erschien, ist sogar die Entwicklung des Vertragstextes an einer Reihe von Entwürfen ablesbar.[9] Für die Zeit nach 1898 sind die Editionen aus dem Nachlaß charakteristisch, über die jeweils vertragliche Vereinbarungen zwischen den Erben und den Mitgliedern der Nachlaßkommission einerseits und dem Verlag F. Fontane & Co. andererseits getroffen worden sind. Diese Periode endet mit dem Erscheinen der großen Gesamtausgabe. Ab 1906 finden sich fast nur noch Lizenzverträge über die verschiedensten Ausgaben, die in zahlreichen Verlagen erschienen. Diese Verträge wurden in der Regel von Friedrich Fontane als

Bevollmächtigtem der Erben einerseits und als Vertreter des Verlages andererseits ausgehandelt. Die preiswerten Massenausgaben, die in dieser Zeit entstanden sind, dürften nicht unwesentlich zur Popularisierung Fontanes beigetragen haben.

Besonders interessant in dieser Hinsicht ist die von August Scherl[10] geplante Sonderausgabe von *Frau Jenny Treibel* für die von ihm konzipierte Volks-Leihbibliothek.[11] Bereits vorher hatte Scherl versucht, *Unterm Birnbaum* von G. Grote für dieses Projekt zu erwerben. In einem vertraulichen Schreiben teilte G. Grote den Erben Fontanes diesen Plan mit und bat um Ihre Erlaubnis. »Wir gestatten uns Ihnen die Mitteilung zu machen, dass Herr August Scherl eine grosse Volksleihbibliothek ins Leben zu rufen plant und sich an uns gewandt hat, um grössere Partien des Buches ›Unterm Birnbaum‹ von Ihrem verstorbenen Herrn Vater zu diesem Zwecke von uns zu beziehen. Wir haben ihm darauf sehr günstige Bezugsbedingungen für grössere Posten geboten, die ihm aber noch zu hoch sind, da er in der Tat auf sehr grosse Massen reflektiert. Er wünscht zunächst 5 000 Exemplare zu beziehen und dieselben Bezüge eventuell später zu wiederholen, wenn ihm sehr niedrige Preise gestellt werden. Um hierzu in der Lage zu sein, gestatten wir uns die Frage, ob Sie damit einverstanden sein würden, dass für diese Auflagen, die für die Scherl'sche Bibliothek herzustellen wären, eine besondere Vereinbarung über das an die Erben Theodor Fontanes zu zahlende Honorar einträte und dieses auf 300 Mark für 1 000 Exemplare ermässigt würde. Wir möchten noch bemerken, dass Herr August Scherl sich bereit erklärt hat, vertraglich sich zu verpflichten, dass er diese Exemplare nicht verkaufen, nicht verschenken, nicht als Prämien benutzen dürfe, sondern dass sie nur für die genannte Volksleihbibliothek bestimmt seien; es können also nach unserer Ansicht ohne Gefahr für den sonstigen Absatz Ausnahmepreise für diese Bezüge bewilligt werden.«[12] Am 1. November schrieb Friedrich Fontane an seinen Bruder Theodor über dieses Projekt: »Die optimistische Auffassung der Firma Scherl, die als Hauptmotiv die literarische Bildung der Massen ins Auge fasst, vor allen Dingen also die sogen. Kolportage-Schund-Literatur verdrängen will, kann ich nicht teilen. Ich glaube sogar, dass sich das ganze Unternehmen später wieder im Sande verlaufen wird.«[13] Scherl hatte zu ähnlichen Bedingungen bereits von anderen Verlagen Lizenzen erworben, darunter von Hirzel das Verlagsrecht auf *Soll und Haben* von Gustav Freytag. Diskretion war in diesem Fall durchaus notwendig. Die Scherl'sche Leihbibliothek fand in S. Fischer sofort einen Konkurrenten. Für die von ihm geplante »1 Mark-Kollektion« bemühte sich S. Fischer, *L'Adultera* zu den gleichen Bedingungen zu erwerben wie Scherl.[14] Am 12. Juni 1908 kam ein entsprechender Vertrag zustande. Außer *L'Adultera* übernahm

S. Fischer *Cécile*[15], *Irrungen, Wirrungen* und *Frau Jenny Treibel*,[16] sowie *Mathilde Möhring*[17] in seine »Roman-Bibliothek«, 1914 kaufte er von den Erben das Recht auf eine wohlfeile Ausgabe der gesammelten Werke Fontanes, 1918 erwarb er das gesamte »Fontane-Objekt«, soweit die Rechte nicht anderweitig lagen, von den Erben Fontanes und vom Verlag F. Fontane & Co. Nach dem vollständigen Verkauf des »Fontane-Objekts« an den S. Fischer-Verlag im Juni 1918 finden sich nur noch einzelne Verträge.

Die Abtretung des wichtigsten Autors des Verlages F. Fontane & Co. ist ein bemerkenswerter Fakt. Sie geschah nicht plötzlich, sondern hatte sich schrittweise vorbereitet. Bereits die ersten Verträge mit dem S. Fischer-Verlag enthielten Paragraphen, mit denen sich der S. Fischer-Verlag das Vorkaufsrecht auf wohlfeile Ausgaben sicherte. »Falls die Firma F. Fontane & Co. einen andern Roman von Theodor Fontane für eine billige Ausgabe freigeben sollte, räumt sie der Firma S. Fischer, Verlag das Vorrecht ein.«[18] Ähnliche Klauseln finden sich in fast allen Verträgen mit dem S. Fischer-Verlag über Einzelausgaben. Die Überlassung des Verlagsrechts für eine wohlfeile Ausgabe der *Gesammelten Werke* war ein weiterer Schritt auf dem Wege zu dem Vertrag von 1918. Offenbar widmete sich Friedrich Fontane seit 1905 stärker der Herausgebertätigkeit und der Auswertung des literarischen Nachlasses seines Vaters als dem Verlagsgeschäft. Den Schritt in das moderne Verlagswesen, das populäre Autoren produzierte und mit preiswerten Massenauflagen vermarktete, hat er nicht mitvollzogen. Auch der Versuch zur Emanzipation des Verlags F. Fontane & Co. von seiner Persönlichkeit ist Friedrich Fontane offensichtlich nur unvollständig gelungen. Bereits 1925 war die Firma F. Fontane & Co. in den Konzern »Dr. Eysler & Co.« aufgegangen, in dem Friedrich Fontane als Aufsichtsratsmitglied beteiligt war.[19]

Die Verlagsverträge, die Theodor Fontane selbst mit den verschiedenen Verlagen abgeschlossen hat, zeigen, wie der Romancier versuchte, seine Werke gewinnbringend zu vermarkten. Besonders interessant in dieser Hinsicht sind die verschieden gestalteten Abmachungen über die zu zahlenden Honorare, die meist in Bausch und Bogen, abhängig von der Auflagenhöhe, seltener in Abhängigkeit vom Umfang (Bogenzahl) ausgehandelt wurden. In einigen Fällen wurde auch ein Honorar in Form von Gewinnbeteiligung bzw. von Tantiemen (Prozentsatz vom Ladenpreis) gezahlt. Das auflagenbezogene Honorar schwankte zwischen 50 Pf. und 1 Mark pro Exemplar, lediglich für die Wanderungsbände und für die beiden letzten Bücher lag es etwas darüber. Folgeauflagen wurden meist mit 50 bis 100% der Erstauflagen honoriert.

Auch über den Umfang der verhandelten Rechte finden sich recht unterschiedliche Formulierungen. Nach den Erfahrungen der Anfangsjahre ach-

tete Fontane darauf, sich das Recht auf Aufnahme in Gesamtausgaben vorzubehalten. Außerdem versuchte er, sich den Rückfall des Verfügungsrechtes nach einer Frist von fünf Jahren zuzusichern.[20] Obwohl sich Fontane gegenüber Emil Dominik sogar vertraglich dazu verpflichtete,[21] bei Vertragsabschluß über neue Werke mit anderen Verlagen die kostenfreie Aufnahme (spätestens nach fünf Jahren) in die Gesamtausgabe vertraglich abzusichern, ist in den späteren Verträgen eine solche Klausel nicht mehr zu finden. Deutlich wird ferner das Bemühen des Romanciers, die Interessen seiner Angehörigen auszubalancieren. Mit dem Ziel, den finanziellen Gewinn auszugleichen, den einzelne Familienmitglieder, insb. sein Verlegersohn, von der Vermarktung seiner Werke erwarten konnten, übereignete er mehrfach seinen Kindern oder seiner Frau die Verlagsrechte für einzelne Werke, die dann dem Verlag F. Fontane & Co. gegenüber als Verhandlungs- und Vertragspartner auftraten. Dadurch, daß auch in den geschäftlichen Verbindungen der Fontanes vielfach die Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern greifbar werden, gewinnt das Material vielleicht für die Fontane-Freunde ein besonderes Interesse, sein außergewöhnlicher Wert für Buch- und Verlagshistoriker besteht in den zahlreichen Entwürfen, Zusätzen, Briefen, die die Bedingungen der einzelnen Verträge auf eine Weise verdeutlichen, wie es selten der Fall sein dürfte.

Nach 1898 war die verlagsrechtliche Situation des Werkes Fontanes ziemlich kompliziert. Verschiedene Verlage hatten Veröffentlichungsrechte an einzelnen Werken, darunter auch der Verlag F. Fontane & Co., ein anderer Teil der Rechte lag bei den Erben. Ohne die Zustimmung seiner Miterben konnte Friedrich Fontane über diese Werke keine Verträge abschließen. Daher hat er seinen Geschwistern, die nicht über die notwendige Fachkenntnis des Verlagswesens verfügten, häufig lange erklärende Briefe geschrieben, um ihnen die Zusammenhänge, insb. die Bedingungen der Honorarzahlung, plausibel zu machen.[22] Diese Briefe erhellen nicht nur ein Stück zeitgenössischer Verlagspraxis, sie sind auch aufschlußreich für das Verhältnis der Geschwister untereinander.[23] Oft ging es bei der Einholung der Zustimmung zu bestimmten Vorhaben ziemlich hektisch zu – Friedrich stellte die Projekte in seinen Briefen vor und bat um sofortige Äußerung, mitunter wurde die Zustimmung auf dem schnellsten Wege erbeten und auch gegeben – per Telegramm. Aber es gab auch langatmige Erläuterungen, spitze Bemerkungen, die wiederum umständliche Erklärungen nach sich zogen und erbitterte Debatten. Insgesamt wirkt dieser Teil des innerfamiliären Briefwechsels distanziert, unterkühlt, aber auch hochexplosiv.

Die Verlagsverträge, die heute noch im Theodor-Fontane-Archiv aufbewahrt werden, sind verschiedenen Bestandsgruppen zugeordnet, hauptsäch-

lich der Gruppe Verlagsarchiv F. Fontane & Co.[24] Darüber hinaus kann man für eine Reihe von Verträgen die wichtigsten Vertragsbedingungen aus anderen Quellen rekonstruieren,[25] möglicherweise lassen sich sogar weitere Ausfertigungen der Verträge in anderen Archiven ermitteln,[26] denn Verlagsverträge wurden meist in mehreren Ausfertigungen angefertigt, jeweils einer für die vertragschließenden Seiten, mitunter wurden weitere Ausfertigungen oder rechtskräftige Abschriften bei den jeweiligen Rechtsbeiständen hinterlegt.[27] Die Verträge, die Theodor Fontane selbst mit verschiedenen Verlagen abgeschlossen hatte – sie lagen ursprünglich in einer schwarzen Ledermappe – sind, soweit sie zum Bestand des Theodor-Fontane-Archiv gehörten, fast ohne Ausnahme verschollen, nur einem vermutlich in den 30er Jahren erarbeiteten Verzeichnis kann man entnehmen, welche Verträge und Schriftwechsel mit Vertragscharakter ursprünglich vorhanden gewesen sind.[28] Um Übersicht über die Verlagsverträge zu gewinnen, die im Theodor-Fontane-Archiv aufbewahrt werden, mußte das gesamte Verlagsarchiv durchgesehen werden. Berücksichtigt wurden alle Dokumente, die bereits von ihrer Struktur als Verlagsverträge zu erkennen waren, aber auch per Brief geschlossene Verträge[29] bzw. Briefe, in denen Vertragsbedingungen ausdiskutiert wurden, soweit sie der Forschung nicht bereits ausreichend bekannt sind. Nicht aufgenommen wurden Verträge, in denen es nur um die Veröffentlichung geringfügiger Auszüge aus den Werken und Briefen Fontanes ging, zu der die Zustimmung in der Regel per Brief erteilt wurde sowie Verträge des Verlags F. Fontane & Co., die mit anderen Autoren abgeschlossen worden sind.[30] Briefe, die der Forschung hinreichend bekannt sind, wurden nicht berücksichtigt.

Dargeboten wird zunächst eine Übersicht der Verlagsverträge, die im Theodor-Fontane-Archiv aufbewahrt werden.[31] Da es nicht möglich war, sämtliche Verlagsverträge im Wortlaut in den Fontane-Blättern abzudrucken, wird das gesamte Material in Form einer Übersicht zusammengefaßt, in der die wichtigsten formalisierbaren Elemente der Verträge übersichtsartig zusammengestellt sind. In diesem Heft der Fontane-Blätter sollen die Verträge, die zu Lebzeiten Fontanes abgeschlossen worden sind, dokumentiert werden, in einer weiteren Folge die Verträge, die von den Erben in der Folgezeit geschlossen worden sind. Die Übersicht über die Verlagsverträge, die darum bemüht ist, das wichtigste Material im Umfeld zu dokumentieren, ohne vollständig sein zu können, erschließt einen Materialbereich des Theodor-Fontane-Archivs, der bisher noch wenig benutzt worden ist, gleichwohl interessante und aufschlußreiche Informationen enthält, und darf daher wohl auf das Interesse der Forschung und der interessierten Leser hoffen.[32]

Dokumentation

Die Dokumentation bemüht sich um eine umfassende Darbietung der Verlagsverträge, die im Theodor-Fontane-Archiv aufbewahrt werden bzw. aufbewahrt worden sind. Berücksichtigt sind ausschließlich die Verträge über die Werke Fontanes, nicht auch die Verträge mit anderen Autoren, die teilweise noch im Veragsarchiv erhalten sind (s. Anm. 30). Wo die Verträge selbst fehlten, wurde weiteres Material herangezogen, um die Vertragsbedingungen zu rekonstruieren. Nicht dokumentiert sind die Verträge bzw. per Brief getroffenen Abmachungen über Zeitschriftenabdrucke sowie die Verträge über den Abdruck von geringfügigen Auszügen in Anthologien usw., Honorare für Zeitschriftenabdrucke sind, soweit sie sich aus den Wirtschaftsbüchern Emilie Fontanes nachweisen ließen, als Vergleichswerte angegeben. Duplikate und weitere Ausfertigungen und Abschriften stimmen in der Regel mit den Vertragstexten überein, Abweichungen im Wortlaut wurden nur dann verzeichnet, wenn es sich um wesentliche Unterschiede handelte.

Innerhalb der Gruppen *Gedichte, Wanderungen durch die Mark Brandenburg* und Romane und Novellen erfolgt die Darbietung chronologisch. Wo nichts anderes angegeben, beziehen sich sämtliche Signaturen auf den Bestand des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam. Durch * sind diejenigen Quellen gekennzeichnet, die für die Erarbeitung der Übersicht ausgewertet worden sind, weiteres Material ist, allerdings ohne den Anspruch auf Vollständigkeit, aufgelistet. Von mehreren gleichlautenden Ausführungen ist das zitierte Exemplar ebenfalls mit * gekennzeichnet. In der Dokumentation berücksichtigt ist hauptsächlich der Bestand von Handschriften des Verlagsarchivs F. Fontane & Co. im Theodor-Fontane-Archiv, nur in Ausnahmefällen vermag sie, darüber hinaus Bestände aus anderen Archiven herbeizuziehen.

Gedichte

Balladen, uneingeschränktes Verlagsrecht 8.3.1860

Vertragspartner

1. Theodor Fontane [Autor]
2. Wilhelm Hertz, Bessersche Buchhandlung [Verlag]

Vertragsgegenstand

»Herr Th Fontane überläßt Herrn W Hertz das Verlagsrecht an einem Bande seiner Balladen und den in demselben enthaltenen Balladen […] für die erste Auflage als für alle etwa folgenden Auflagen und Ausgaben. […] Das Recht die bereits an anderen Stellen abgedruckten, in obige Sammlung aufzunehmenden Balladen, derselben einzuverleiben, hat Herr Fontane auf seine Kosten zu bewirken […] Herr Fontane verpflichtet sich die in obiger Sammlung abgedruckten Balladen nicht anderweit, einzeln oder mehrere, zum Abdruck zu bringen, es sei denn, daß Herr Hertz ausdrücklich seine Genehmigung dazu ertheile«

Auflage

1. Aufl. 1000, jede folgende 1000

Freiexemplare

bis zu 40 Ex. d. 1. Aufl., 10 Ex. jeder folgenden

Honorar

150 Reichstaler für die 1. Aufl., für jede folgende 150 Rtl.

Ausfertigungen

1. verzeichnet: T. 1a, verschollen
2.* Marbach, Cotta-Archiv, Faszikel Hertz-Verträge, nach: Davidis, Sp. 1490 [vollst. Abdruck]

Unterzeichnet: Berlin den 8. März. 1860
[gez.] Th: Fontane Tempelhoferstraße 51.
[gez.] Wilhelm Hertz Fa Beßersche Buchhdlg

Material

1. Theodor Fontane, Brief an W. Hertz, 1.12.1871, »Wegen Ablösung des Verlagsrechtes der Balladen zwecks freier Verwendung in de Gedichtausgabe«, verzeichnet: T. 1a, verschollen; HBV –
2. 8.6.1889 »Brief Hertz an Fontane statt Kontrakt wegen 3. Aufl. der ›Gedichte‹ «, verzeichnet: T. 1a, verschollen, vgl. Hertz S. 542, Anm. zu Nr. 472 u. weitere Briefe in diesem Band
3. Wirtschaftsbuch 7 (Jan. 1889–Dez. 1892)
   - 18.3.1891, Bl. 49^{v}: »Honorar f. d. Gedichte v. Hertz. 500 [Mk.]«
   - August 1891, Bl. 59^{r}: »Rest-Honorar für die IV Aufl. (antheil) von

Hertz. Gedichte. 209.75. [Mk.]«
4. Wirtschaftsbuch 8 (Januar 1893–Febr. 1896)
• 9.12.1895, Bl. 57v: »Für ›Gedichte‹ Antheil v. Hr. Hertz für die Jahre 1893 u. 94 425 [Mk.]«

Wanderungen durch die Mark Brandenburg

Wanderungen durch die Mark Brandenburg I., Buchausgabe, uneingeschränktes Verlagsrecht 24.2.1861

Vertragspartner
1. Theodor Fontane [Autor]
2. Wilhelm Hertz, Bessersche Buchhandlung [Verlag]

Vertragsgegenstand
»Herr Fontane überläßt Herrn Hertz […] das Verlagsrecht an der ersten Auflage und allen etwa folgenden Auflagen und Ausgaben seines Werkes: Wanderungen durch die Mark Brandenburg I. (ohne daß der Titel diese Bezeichnung trägt.) […]«; Zusicherung des Vorkaufsrechtes für d. 2. Bd. zu denselben Bedingungen wie Bd. 1

Auflage
1. Aufl. 1000

Freiexemplare
12 Ex. von d. 1. Aufl.

Honorar
300 Taler für 1. Aufl. (10 Rtl. pro Druckbogen), 200 Taler für jede folgende Aufl. oder Ausgabe

Ausfertigungen
1. verzeichnet: T. 1a, verschollen
2.* Marbach, Cotta-Archiv, Faszikel Hertz-Verträge, nach: Davidis, Sp. 1491 f. [vollst. Abdruck]
Unterzeichnet: Berlin 1861. Februar 24.
[gez.] Th: Fontane Tempelhofer Straße 51.
[gez.] Wilhelm Ludwig Hertz Fa. Bessersche Buchhandlung

Material
1. Hertz, S. 410 [vollst. Abdruck d. 2. Ausfertigung]
2. W. Hertz an Theodor Fontane, Brief vom 15.1.1892 wegen Neudruck der »Wanderungen« I, verzeichnet: T. 1a, verschollen, vgl. Hertz S. 553, Anm. zu Nr. 512a

3. Wirtschaftsbuch 3 (April 1864.–Dez. 1865), mehrfach Vorschüsse für die 2. Aufl.
4. Wirtschaftsbuch 7 (Jan. 1889–Dez. 1892)
   • August 1892, Bl. 79r: »Honorar f. d. I. Theil Wanderungen = Lieferungs-Ausgabe 1200 [Mk.]«

Wanderungen II.,
Buchausgabe, uneingeschränktes Verlagsrecht 28.5.1863

Vertragspartner
1. Theodor Fontane [Autor]
2. Wilhelm Hertz [Verlag]

Vertragsgegenstand
Wanderungen II, Zusicherung des Vorkaufsrechts für Band III. für Hertz

Auflage
1. Aufl. 1250

Freiexemplare
15

Honorar
13 Taler pro Bogen, bei Neuaufl. 200 Taler für 1000 Ex.

Unterzeichnet
28. V. 1863

Ausfertigungen
1. verzeichnet: T. 1a, verschollen
2.* Marbach, Cotta-Archiv, Faszikel Hertz-Verträge, nach: Hertz, S. 441, Anm. zu Nr. 120 [Exzerpt]
3. Wirtschaftsbuch 2 (1862–März 1864), mehrfach Zahlungen von Hertz, z. B. 8.10., 20.10.1863 (Bl. 55v)
4. Wirtschaftsbuch 7 (Jan. 1889–Dez. 1892)
   1.11.1892, Bl. 81v: »II Band Wanderungen, Volksausgabe bei Hertz 1200 [Mk.]«

Wanderungen III., uneingeschränktes Verlagsrecht 7.5.1872

Vertragspartner
1. Theodor Fontane [Autor]
2. Wilhelm Hertz [Verlag]

Vertragsgegenstand
Wanderungen III, Vertragsbedingungen wie für Bd. I und II
Auflage
1. Aufl. 1500
Freiexemplare
nicht ermittelt
Honorar
600 Reichstaler
Ausfertigungen
1.* Wilhelm Hertz an Theodor Fontane, Brief vom 5.5.1872, Marbach, Cotta-Archiv, Faszikel Hertz-Fontane, nach: Hertz, S. 466, Anm. zu Nr. 196
2.* Theodor Fontane an Wilhelm Hertz, Brief vom 9.5.1872, HBV 72/33
3.* Wilhelm Hertz an Theodor Fontane, Brief vom 13.5.1872, Marbach, Cotta-Archiv, Faszikel Hertz-Fontane, nach: Hertz, S. 466 f., Anm. zu Nr. 200
Material
1. Wilhelm Hertz an Theodor Fontane, Brief vom 13.5.1872, wegen Honorar für die 1. Aufl. des 3. Bd. der Wanderungen (nach T. 1a, verschollen, vgl. Hertz, S. 466, Anm. zu Nr. 200)
2. »30.9. oder 1.10.1873 Abmachung von Fontane notiert. Inhalt: Wenn nach etwa 5 Jahren Bd. 2 u. 3 der ›Wanderungen‹ vergriffen oder nahe-zu vergriffen, ist Rest zu makulieren und Bd. 2, 3 und 4 Fontanens Wünschen gemäss zu drucken. 9. Oktober 1873« (nach T. 1a), vgl. Hertz S. 472 ff., Anm. zu Nr. 219
3. »Notiz in Fontanes Handschrift, wenn Bd. 2 der ›Wanderungen‹ zur 4. Aufl. kommt 2 Kapitel einschieben, auf der Innenseite des Bogens Bl. mit weitere[r] Notiz eingeklebt.« (nach T. 1a)

Wanderungen I, 3. Aufl.,
Buchausgabe, uneingeschränktes Verlagsrecht 20.1.1873

Vertragspartner
1. Theodor Fontane [Autor]
2. Wilhelm Hertz [Verlag]
Vertragsgegenstand
Wanderungen I, 3. Aufl., soll in zwei Halbbänden erscheinen

Auflage
jeder der beiden Halbbände höchstens 20 Bg., 1000 Ex., Höhe der weiteren Auflagen nach Ermessen des Verlages
Freiexemplare
nicht ermittelt
Honorar
250 Rtl. für jeden der Halbbände, weitere Aufl. zu den gleichen Bedingungen, Honorar nach d. Verhältnis 250 Rtl. für 1000 Ex.
Ausfertigungen
1. Marbach, Cotta-Archiv, Faszikel Hertz-Verträge
Material
1.* Wilhelm Hertz an Theodor Fontane, Brief vom 15.1.1873, SNM Marbach, Cotta-Archiv, Faszikel Hertz-Fontane, nach: Hertz S. 471 f., Anm. zu Nr. 217

Wanderungen durch die Mark Brandenburg Bd. IV., Das Spreeland, Buchausgabe, uneingeschränktes Verlagsrecht 19.2.1881

Vertragspartner
1. Theodor Fontane [Autor]
2. Wilhelm Hertz (Beßersche Buchhandlung) [Verlag]
Vertragsgegenstand
Verlagsrecht für die 1. Aufl. u. alle etwa folgenden Aufl. u. Ausgaben
Auflage
1. Aufl. 1500 Ex., Höhe weiterer Aufl. vom Verleger festzulegen
Freiexemplare
20 Ex. für den Autor
Honorar
1800 Mark für die 1. Aufl. nach Beendigung d. Drucks, Honorar für weitere Auflagen im Verhältnis 1800 Mark für 1500 Ex. [1,20 Mark pro Ex.]
Ausfertigungen
1.* Weimar, HAAB, Abt. II, Nr. 373: Briefe von Fontane, Aufzeichnungen etc., Kopie: Potsdam TFA: Da 1175 (verzeichnet: T. 1a)
Unterzeichnet: Berlin den 19. Februar 1881.
[gez.] Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung)
[gez.] Th. Fontane Schriftsteller
2. Marbach, Cotta-Archiv, Faszikel Hertz-Verträge, Davidis, Sp. 1508–1509 (vollst. Abdruck d. Vertragstextes)

Unterzeichnet: Berlin den 19. Februar 1881.
[gez.] Wilhelm Hertz (Beßersche Buchhandlung)
[gez.] Th. Fontane

Material

1. Wirtschaftsbuch 6 (Jan. 1881 – Okt. 1883), November 81, Bl. 19r: »Honorar Herz f. d. IV. Band. 1500 [Mk.]«

Fünf Schlösser,
Buchausgabe, uneingeschränktes Verlagsrecht 30.6.1888

Vertragspartner

1. Theodor Fontane [Autor]
2. Hertz [Verlag]

Vertragsgegenstand

Verlagsrecht für alle Auflagen und Ausgaben

Auflage

1500 Ex.

Freiexemplare

nicht ermittelt

Honorar

2250 Mark (für 30 Bogen)

Ausfertigungen

1.* verzeichnet: T. 1a, Datierung: 30.6.1888
2. Marbach, Cotta-Archiv, Faszikel Hertz-Verträge

Material

1. W. Hertz an Theodor Fontane, Brief vom 8.5.1888, verzeichnet: T. 1a, verschollen, vgl. Hertz S. 533 f., Anm. zu Nr. 444
2.* Theodor Fontane an Wilhelm Hertz, Brief vom 9.5.1888, Marbach, Cotta-Archiv, Faszikel Hertz-Verträge, nach: Hertz, Nr. 444, S. 296
3.* ders. an dens., Brief vom 1.7.1888, nach: Hertz, S. 297 f.
4.* Hertz an Fontane, ebd., S. 534, Anm. zu Nr. 447, und weitere Briefe in diesem Band

Romane und Novellen

Levin von Vitzewitz [Vor dem Sturm], Buchausgabe, uneingeschränktes Verlagsrecht 4.11.1865

Vertragspartner

1. Theodor Fontane [Autor]
2. Wilhelm Hertz, Bessersche Buchhandlung [Verlag]

Vertragsgegenstand

Roman *Levin von Vitzewitz*, Verlagsrecht für die 1. Aufl. und alle künftigen Auflagen und Ausgaben.

»Der Satz der ersten Auflage beginnt erst, wenn Herr Fontane Herrn Hertz in den Besitz des vollständigen druckfertigen Manuskriptes zu dem ganzen Roman gesetzt hat. Die Druckkorrektur übernimmt Herr Fontane unentgeltlich.«

Auflage

1. Aufl. 1500 (Ausstattung wie: Gustav Freytag: *Die verlorene Handschrift*), folgende Auflagen nicht unter 500 Ex.

Freiexemplare

12 Ex. d. 1. Aufl.

Honorar

16 Tl. preuß Courant pro Druckbogen, bis zum 75. Bogen (3 Bde a 25 Bg.) »Sollte der Umfang des Romans 75 Druckbogen übersteigen, so hat Hertz für den 76ten und die weiteren Bogen kein Honorar zu leisten.«, folgende Aufl. im Verhältnis: für 1500 Ex. 16 Tl. pro Bogen

Ausfertigungen

1. verzeichnet: T. 1a, verschollen
2.* SNM Marbach, Cotta-Archiv, Faszikel Hertz-Verträge, nach: Davidis, Sp. 1492–1494 (vollst. Abdruck d. Vertragstextes)

Unterzeichnet: Berlin, den 4. November 1865
[gez.] Wilhelm Hertz (Beßersche Buchhandlung)
[gez] Th: Fontane Hirschelstraße 14.

Material

1. Gesprächsprotokoll, Hertz S. 454 f., weitere Briefe in diesem Band
2. Auszug Dominik (W 722)
3. 28.5.1866, Zusatz zum Vertrag vom 4.11.1865, die Höhe der Auflage betreffend, verzeichnet: T. 1a, verschollen
4. Wirtschaftsbuch 8 (Januar 1893–Febr. 1896)
   - 28.9.1895, Bl. 52r: »Honorar v. Hr. Hertz für: Volksausgabe: V. d. Sturm 1500.– [Mk.]«

Grete Minde,
Buchausgabe, uneingeschränktes Verlagsrecht 28.7.1880

Vertragspartner
1. Theodor Fontane [Autor]
2. Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) [Verlag]

Vertragsgegenstand
Grete Minde, Verlagsrecht der 1. Aufl. u. aller etwa folgenden Auflagen und Ausgaben

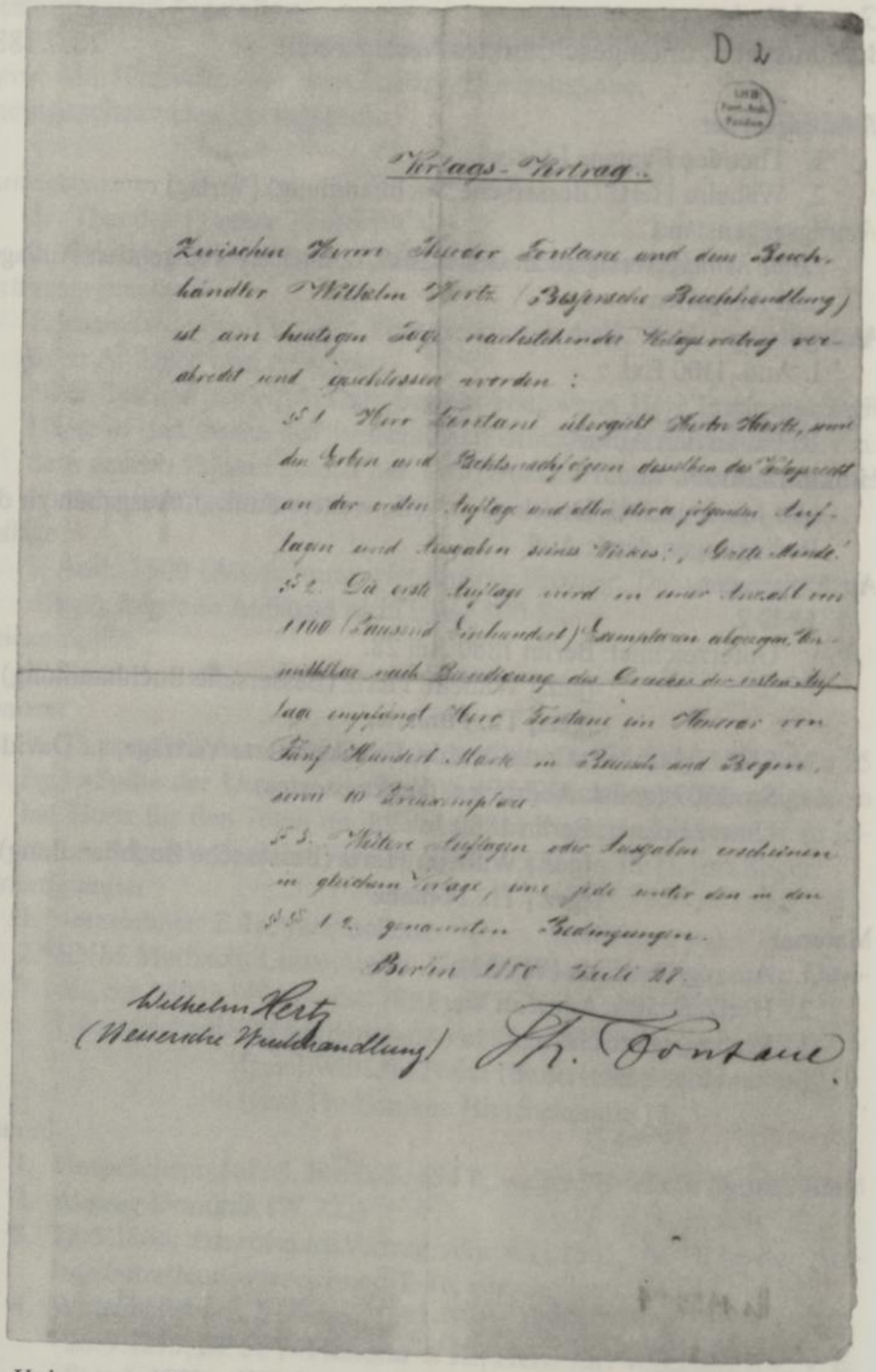
Auflage
1. Aufl. 1100 Ex.

Freiexemplare
10 Ex. an den Autor

Honorar
500 Mark nach d. Druck d. 1. Aufl., weitere Aufl. o. Ausgaben zu den Bedingungen der 1. Aufl.

Ausfertigungen
1.* D 2
Unterzeichnet: Berlin 1880 Juli 28.
[gez.] Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung)
[gez.] Th. Fontane.
2. SNM Marbach, Cotta-Archiv, Faszikel Hertz-Verträge, s.: Davidis, Sp. 1507 (vollst. Abdruck d. Vertragstextes)
Unterzeichnet: Berlin 1880 Juli 28.
[gez.] Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung)
[gez.] Th. Fontane

Material
1. Auszug Dominik (W 722)
2. Hertz, S. 506, Anm. zu Nr. 335
3. Vertrag, verzeichnet: T. 1a (Ausfertigung 1?)



D 2

Verlags-Vertrag.

Zwischen Herrn Theodor Fontane und dem Buchhändler Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) ist am heutigen Tage nachstehender Verlagsvertrag verabredet und geschlossen worden:

§ 1. Herr Fontane übergiebt Herrn Hertz, zum Verlag und Rechtsnachfolgern desselben das Verlagsrecht an der ersten Auflage und allen etwa folgenden Auflagen und Ausgaben seines Buches: „Grete Minde".

§ 2. Die erste Auflage wird in einer Anzahl von 1100 (Tausend Einhundert) Exemplaren abgezogen. Unmittelbar nach Bestätigung des Erscheinens der ersten Auflage empfängt Herr Fontane im Honorar von Fünf Hundert Mark in Banco und Bogen, sowie 10 Freiexemplare.

§ 3. Weitere Auflagen oder Ausgaben erscheinen in gleichem Verlage, und jede unter den in den §§ 1 u. 2 genannten Bedingungen.

Berlin 1880 Juli 21.

Wilhelm Hertz
(Besser'sche Buchhandlung)

Th. Fontane

Verlagsvertrag Grete Minde

Ellernklipp,
Buchausgabe, uneingeschränktes Verlagsrecht 15.6.1881

Vertragspartner
1. Theodor Fontane [Autor]
2. Wilhelm Hertz, Berlin [Verlag]

Vertragsgegenstand
Ellernklipp, Verlagsrecht für alle Auflagen und Ausgaben

Auflage
1. Aufl. 1100 Ex.

Freiexemplare
10

Honorar
500 Mark

Ausfertigungen
1. verzeichnet: T. 1a, verschollen
2.* SNM Marbach, Cotta-Archiv, Faszikel Hertz-Verträge, nach: Hertz S. 512, Anm. zu Nr. 357

Material
1. Auszug Dominik (W 722)
2. Theodor Fontane an W. Hertz, Berlin 16.6.1881 (HBV 81/70)
3. Wirtschaftsbuch 6 (Januar 1881–November 1884)
   - 18.1.1881, Bl. 1r: »à Conto ›Ellernklipp‹ Westermann 1000 [Mk.]«, Juni
   - 8.6.1881, Bl. 11r: »Rest f. Ellernklipp. 664. [Mk] 10 Pf.«
   - 17.10.1881, Bl. 17r: »Ellernklipp v. Hr. Hertz. 500 [Mk.]«

L'Adultera,
Buchausgabe, zeitlich beschränktes Verlagsrecht 11.9.1881

Vertragspartner
1. Theodor Fontane [Autor]
2. S. Schottlaender, Breslau [Verlag]

Vertragsgegenstand
Verlagsrecht für die Buchausgabe von *L'Adultera*, Rückfall des freien Verfügungsrechts an den Autor nach fünf Jahren

Auflage
1200 Exemplare

Freiexemplare
nicht ermittelt
Honorar
1000 Mark
Material

1. S. Schottländer an Theodor Fontane, Brief vom 27.8.1881, verzeichnet: T. 1a, verschollen, enthielt eine Anfrage nach der Buchausgabe von L'Adultera und ein Angebot
2. Theodor Fontane: Brief an S. Schottländer, Berlin, 31.8.1881 [Entwurf dieses Briefes enthalten auf einer Rückseite im hs. Entwurf: »Schlußwort« zu den *Wanderungen*, Bd. IV, Sign.: V I, 8 (Andr.), Bl. 17^{v}], HBV 81/101. H: ?. h: Da 409
3. Theodor Fontane: Brief an S. Schottlaender, Berlin, 3.9.1881 HBV 31/103. H ?. h: Da 411
4. Salo Schottlaender: »Begleitschreiben zum Adultera-Vertrag«, 7.9.1881, verzeichnet: T. 1a, verschollen
5. Theodor Fontane: Brief an S. Schottlaender, Berlin 9.9.1881 HBV 81/105. H ?. h: Da 1085, 2
6. Salo Schottlaender: »Schreiben wegen geänderten Vertragsentwurf für Adultera«, 10.9.1881, verzeichnet: T. 1a, verschollen
7. Theodor Fontane an Salo Schottlaender, Brief vom 11.9.1881, HBV 81/107, Signatur: Da 412 »Anbei der unterzeichnete Kontrakt.«
8. Salo Schottlaender an Theodor Fontane, Brief vom 12.9.1881, Ankündigung einer Honorarzahlung für L'Adultera (verzeichnet: T. 1a, verschollen), vgl. Wirtschaftsbuch 6 (Januar 1881–November 1884), 13.9.1881, Bl. 14^{v}: »I Rate v. Schottländer. 500 [Mark].«
9. Theodor Fontane: Quittung, Honorarzahlung, 2. Rate, Berlin 9.3.1882, HBV nicht verzeichnet. H: V III, 63 (Andr.)., vgl. Wirtschaftsbuch 6 (Januar 1881–November 1884), 8.3.1882, Bl. 27^{r}: »Rest-Rate v. Schottländer für l'Adultera 500 [Mark]«
10. Auszug Dominik (W 722), hier heißt es nur: »Über L'Adultera ist kein Vertrag vorhanden. Soll dasselbe sein wie mit Steffen Friedrich.«

Schach von Wuthenow,
Buchausgabe, zeitlich beschränktes Verlagsrecht 3.11.1882

Vertragspartner

1. Theodor Fontane [Autor]

2. Wilhelm Friedrich, Leipzig [Verlag]

Vertragsgegenstand

zunächst wurde die Übertragung des uneingeschränkten Verlagsrechts vereinbart, vorbehaltlich des Rechts der Aufnahme in eine Ausgabe der Gesammelten Werke, das dem Autor nach 5 Jahren zustand; in einem Nachtrag zum Vertrag sicherte W. Friedrich (Brief an Theodor Fontane, 11.11.1882, verschollen, Angaben nach T. 1a) dem Autor den Rückfall des freien Verfügungsrechts nach 5 Jahren zu

Auflage

1. Aufl. 1500 Ex., in Form von 2 nominellen Auflagen, als 1. und 2. Aufl. bezeichnet (je 750 Ex.)

Freiexemplare

10, für Folgeaufl. nach Vereinbarung

Honorar

1000 Mark, in 2 Raten

Ausfertigungen

1.* Vertrag vom 3.11.1882, verzeichnet: T. 1a, verschollen

Material

1.* Auszug Dominik (W 722), beruft sich auf Briefe vom 1.11. und 5.11.1882 sowie auf den Vertrag vom 3.11.1882

2. Wilhelm Friedrich an Theodor Fontane, Brief vom 1.11.1882, beiliegend Vertragsentwurf in 2 Ausfertigungen, verzeichnet: T. 1a, verschollen

3.* Theodor Fontane an Wilhelm Friedrich, 2.11.1882 (HBV 82/107)

4. Wilhelm Friedrich an Theodor Fontane, Brief vom 3.11.1892, wegen d. Erscheinungstermins, verzeichnet: T. 1a, verschollen

5.* Theodor Fontane an Wilhelm Friedrich, 4.11.1882 (HBV 82/108)

6.* Wilhelm Friedrich an Theodor Fontane, Brief vom 11.11.1882, »Nachtrag zum Vertrag: nach 5 Jahren, Fontane freies Verfügungsrecht zugesichert.«, nach T. 1a, verschollen

7.* Theodor Fontane an Wilhelm Friedrich, 22.11.1882 (HBV 82/120), weitere Briefe Fontanes an W. Friedrich s. FBl. Bd. 3, Heft 1, S. 9–53

8. Wirtschaftsbuch 6 (Januar 1881–November 1884)
   - September 82, Bl. 37v: »(Schach v. Wuthenow. 2133.35 [Mk.]) (Voss. Zeitung.)«
   - 22.11.1882, Bl. 42v: »Rate v. Friedrich für Schach v. Wuthenow. 500 [Mk.]«
   - Mai 83, Bl. 53v: »Letzte Rate v. Buchh. Friedrich 500 [Mk.]«

Graf Petöfy,
Buchausgabe, zeitlich beschränktes Verlagsrecht 16.7.1884

Vertragspartner
1. Theodor Fontane [Autor]
2. Friedrich Wilhelm Steffens, Leipzig [Verlag]

Vertragsgegenstand
Graf Petöfy, Buchausg., ausschließliches Verlagsrecht für 5 Jahre, danach (am 16. Juli 1889) fällt das freie Dispositionsrecht zurück an den Autor

Auflage
1. Aufl. 1500 in drei nominellen Auflagen a 500

Freiexemplare
nicht ermittelt

Honorar
1500 Mark für die 1. Aufl., die in drei nominellen Aufl. à 500 Ex. präsentiert werden soll, für jede weitere Aufl. von 1500 Ex. 750 Mark

Ausfertigungen
verzeichnet: T. 1a, verschollen (nur von Steffens unterschrieben)

Material
1.* Auszug Dominik (W 722)
2. Wirtschaftsbuch 6 (Januar 1881–November 1884)
   - 17.9.1883, Bl. 61v: Honorar f. ›Graf Petöfy‹ v. Stuttgart Buchh. 3000 [Mk.]«
   - 16.6.1884, Bl. 80v: »Resthonorar ›Petöfy‹ 250 [Mk] (Ueber Land & Meer)«
   - 20.7.1884, Bl. 82v: »Buchh. Steffens, Dresden, 1. Rate für ›Graf Petöfy‹ 750 [Mk.]«
   - Oktober 84, Bl. 86v: »Von Buchhändler Steffens letzte Rate für: G. Petöfy 750 [Mk.]«

Christian [Friedrich] Scherenberg, Verlagsrecht 26.9.1884

Vertragspartner
1. Theodor Fontane [Autor]
2. Wilhelm Hertz [Verlag]

Vertragsgegenstand
Verlagsrecht

Auflage
1. Aufl. 1200
Freiexemplare
nicht ermittelt
Honorar
1500 Mark für die 1. Aufl., für weitere Aufl. nach demselben Verhältnis
Ausfertigungen
1.* verzeichnet: T. 1a, verschollen, nur von Hertz unterschrieben
2. Marbach, SNM, Cotta-Archiv, Faszikel Hertz-Verträge
Material
1.* Theodor Fontane an W. Hertz, Brief vom 26.9.1884, HBV 84/113 u. Anm. dazu, Hertz S. 524, Anm. zu Nr. 402

Unterm Birnbaum, Buchausgabe, Verlagsrecht 5.10.1885

Vertragspartner
1. Theodor Fontane [Autor]
2. G. Grote'sche Verlagshandlung [Verlag]
Vertragsgegenstand
Unterm Birnbaum, Verlagsrecht für die Buchausgabe
Auflage
1500 Exemplare
Freiexemplare
als honorarfreie Zuschußex. über die Auflage
Honorar
ein Viertel vom Ladenpreis d. broschürten Ex., zahlbar nach Druck d. Auflage, erscheint zuerst in der Sammlung zu einem Ladenpreis von 3 Mark
Material
1.* Auszug Dominik (W 722), beruft sich auf ein Gespräch mit Müller-Grote vom 17.12.1889; im Schreiben F. Fontanes an S. Fischer vom 22.6.1914 heißt es »Ein Vertrag zu c [*Unterm Birnbaum*] ist überhaupt nicht gemacht worden.« (Wa 2,5)
2. Carl Müller-Grote an Theodor Fontane, Brief vom 5.10.1885, »wegen Überlassung der Novelle ›Unterm Birnbaum‹ « verzeichnet: T. 1a, verschollen

Cécile, Buchausgabe, zeitlich beschränktes Verlagsrecht 15.3.1887

Vertragspartner
1. Theodor Fontane [Autor]
2. Emil Dominik [Verlag]

Vertragsgegenstand
Cécile, Buchausg., Verlagsrecht für 5 Jahre, danach (15. März 1892) freies Dispositionsrecht für den Autor

Auflage
1500 Ex.

Freiexemplare
nicht ermittelt

Honorar
1. Aufl. 1500 Mark, jede weitere 750 Mark

Ausfertigungen
1. verzeichnet: T. 1a, verschollen

Material
1.* Auszug Dominik (W 722)

Irrungen, Wirrungen,
Buchausgabe, zeitlich beschränktes Verlagsrecht[32] 24.12.1887

Vertragspartner
1. Theodor Fontane [Autor]
2. Friedrich Wilhelm Steffens, Leipzig [Verlag]

Vertragsgegenstand
Irrungen Wirrungen, Verlagsrecht für 5 Jahre, danach (Ende Januar 1893) fällt das freie Dispositionsrecht an den Autor zurück

Auflage
1500 [in Auszug Dominik nicht genannt, vgl. Vertrag über *Stine*]

Freiexemplare
20 von der 1. und allen folgenden Aufl.

Honorar
1500 Mark für die 1. Aufl., jede weitere Aufl. 750 M.

Ausfertigungen
1. verzeichnet: T. 1a, verschollen

Material
1.* Auszug Dominik (W 722), Annotationen: [1.] »Jetzt in den Verlag von Matz Königsberg gegangen.« [2.] »hat Fr. Fontane gekauft.«

2. T. 1a, hier irrtümlich datiert 24.2.1884
3. Verlag F. Fontane & Co., Quittung über 500 Mark, für die 3. Aufl., Berlin, den 5. Novemb. 1892. [gez.] Frau Emilie Fontane, W 391

Gesamtausgabe d. erzählerischen Werke, uneingeschränktes Verlagsrecht 10.1.1890

Vertragspartner

1. Theodor Fontane [Autor]
2. Deutsches Verlagshaus (Emil Dominik) [Verlag]

Vertragsgegenstand

das ausschließliche Recht, eine Gesamtausgabe von Fontanes erzählenden Schriften (Romane, Novellen, Skizzen) zu veranstalten

»In Betracht kommen zunächst«:

L'Adultera
Ellernklipp
Schach von Wuthenow
Cécile
Grete Minde
Petöfi
Vor dem Sturme
Irrungen, Wirrungen
Unter dem Birnbaum
Kleine Erzählungen
Kriegsgefangen
Jenseits des Tweed

»unter Umständen[33] auch«:

Stine
Quitt

Nicht gestattet ist dem Verlag der Handel mit einzelnen Teilen des Verlagswerkes, die Ausgabe darf nur als Gesamtausgabe verkauft werden, das Recht auf Einzelausgaben verbleibt bei den bisherigen Rechteinhabern. Der Autor verpflichetet sich, bei Vertragsabschluß über neue Werke mit anderen Verlagen die kostenfreie Aufnahme (spätestens nach 5 Jahren) in die Gesamtausgabe vertraglich abzusichern. Der Verlag verpflichtet sich, das Verlagswerk zu Lebzeiten des Autors nicht zu veräußern und nach seinem Tode den Erben das Vorkaufsrecht einzuräumen. Der Verkaufspreis darf die Höhe des Produktionspreises für die noch vorhandenen Vorräte nicht überschreiten.

Auflage
unbeschränkt, je nach Bedarf wird eine Subskription in Lieferungen o. in Bänden veranstaltet

Freiexemplare
vertraglich nicht festgelegt

Honorar
einmaliges Gesamthonorar von 3 000 Mark (bis vier Wochen nach Abschluß des Vertrages) [hs. Annotation Dominiks: »gezahlt 3/II 90«] und 1/3 vom Reingewinn an den Autor; bei Wiederholung der Subskription 40 % vom Gewinn an den Autor; bei Aufnahme bisher ungeschriebener Werke in die Gesamtausgabe 400 Mark pro Roman bzw. pro Band an den Autor; an die Verlage, die die Rechte an den Einzelausgaben besitzen, sind die vereinbarten bzw. noch zu vereinbarenden Honorare für die Lizenzen zu zahlen, namentlich:
- 500 M. an W. Hertz für *Ellernklipp, Grete Minde, Vor dem Sturm*
- 300 M. an G. Grote für *Unter dem Birnbaum*
- 300 M. an E. Dominik für *Cécile*
- nicht genannt an Decker für *Kriegsgefangen*
- 700 M. u. Gewinnbeteiligung an F. Fontane für *Irrungen, Wirrungen, Kleine Erzählungen*
- nicht genannt an Jul. Springer für *Jenseits des Tweed*

Ausfertigungen
1.* W 750
Unterzeichnet: Berlin W., den 10. Januar 1890
[gez.] Th. Fontane.
[gez.] Deutsches Verlagshaus Emil Dominik
2. W 749 (hs. Entwurf von Emil Dominik)

Material
1. Briefwechsel Friedrich Fontanes mit R. v. Deckers Verlag (Gustav Schenck) über den Erwerb der Verlagsrechte von *Kriegsgefangen* und *Aus den Tagen der Occupation*, 31.12.1889–9.8.1915 (W 745-W 747); G. Schenck an Deutsches Verlagshaus, E. Dominik, Brief vom 11.1.1890, Bereitschaft, das Verlagsrecht an *Kriegsgefangen* für 300 Mark zu verkaufen (W 751.1), Quittung über 300 Mark, 11.1.1890 (W 751.2); ders. an dens., über *Aus den Tagen der Occupation*, Brief vom 18.1.1890 (W 758)
2. Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) an das Deutsche Verlagshaus, Emil Dominik, Brief vom 16.12.1889 über die Erlaubnis zur Aufnahme der Werke *Ellernklipp, Grete Minde* und *Vor dem Sturm* in die Gesamtausgabe (W 748.1) und Quittung vom

18.12.1889 über 500 Mark, die dafür gezahlt worden sind (W 748.2)
3. Julius Springer an Emil Dominik, Briefe vom 11.1. und 14.1.1890 Verkauf d. Verlagsrechts inkl. Vorräten an *Jenseit des Tweed* für 150 M. (W 752.1–2)
4. Wilhelm Friedrich an Deutsches Verlagshaus (Emil Dominik), Brief vom 15.1.1890 über *Schach von Wuthenow* (W753)
5. Hermann Dürselen an Deutsches Verlagshaus, Emil Dominik, Schreiben vom 10.1. und 18.1.1890 über *Graf Petöfy* (W 756.1–2)
6. Emil Dominik, Quittung über den Empfang von 300 Mark für *Cécile* (W 757)
7. Briefwechsel und Verträge mit Friedrich Fontane über *Irrungen, Wirrungen* und *Stine,* Quittungen (W 759.1–4, W 760)
8. Wirtschaftsbuch 7 (Jan. 1889–Dez. 1892.), 2.2.1890, Bl. 26^{v}: »Vom Verlagshaus Dominik. Für die Fontanesche Gesammt-Ausgabe 3 000 Mk«

Irrungen, Wirrungen und *Stine,*
Aufnahme in die Gesamtausgabe 18.1.1890

Vertragspartner
1. F. Fontane [Verlag, Inhaber des Rechts an der Separatausgabe]
2. Deutsches Verlagshaus, Emil Dominik

Vertragsgegenstand
Überlassung des Abdruckrechts von *Irrungen, Wirrungen* und *Stine* für die Gesamtausgabe

Bedingungen
1. *Irrungen, Wirrungen*
a.) 500 Mark Honorar [am Rand: 400 Mk, es bleibt aber auch in E. Dominiks Schreiben (W 760) bei 500 Mark]
b.) Gratis-Benutzung der Matern für etwaige Separat-Ausgaben oder Auflagen
c.) bei einer eventuellen Neuaufl. von *Irrungen, Wirrungen* vor dem Erscheinen der Gesamtausgabe werden Satz und Matern vorher hergestellt und der Firma Fontanes gratis zur Verfügung gestellt
d.) *Irrungen, Wirrungen* kann frühestens ab 1.2.1891 in die Gesamtausgabe aufgenommen, frühestens am 1.5.1890 angekündigt werden
2. *Stine*
a.) 400 Mark Honorar
b.) »Das D. V. läßt den Satz bzw. die Matern dieses Romans vor dem

Erscheinen der Gesammt-Ausgabe herstellen und überläßt die Gratis-Benutzung der Matern der Firma F. F., derart daß die Ausgabe der Separat-Ausgabe unmittelbar nach der Vollendung in der Wochenschrift ›Deutschland‹ erfolgen kann.«

c.) *Stine* kann frühestens ab 1.5.1891 in die Gesamtausgabe aufgenommmen, frühestens am 1.10.1890 angekündigt werden

Ein Einzelverkauf der Lieferungen und Bände ist ausgeschlossen.

Ausfertigungen

1.* F. Fontane an Deutsches Verlagshaus (Emil Dominik), Brief vom 18.1.1890 (W 759.1)
2.* Deutsches Verlagshaus Emil Dominik an F. Fontane, Brief vom 27.1.1890 (W 760)
3. F. Fontane an Deutsches Verlagshaus (Emil Dominik), Brief vom 29.1.1890 (W 759.2)[34]

Material

1. Quittung vom 8.2.1890 über 500 Mark für *Irrungen, Wirrungen* (W 759.3)
2. F. Fontane an Deutsches Verlagshaus (Emil Dominik), Brief vom 21.2.1890 (W 759.4) mit beigelegter Bestätigung über den Erwerb von *Stine* (W 761)

Stine, Buchausgabe, Buchausgabe, uneingeschränktes Verlagsrecht 19./20.2.1890

Vertragspartner

1. Intendantur-Rat Theodor Fontane [Inhaber d. Verlagsrechtes]
2. Verlagshandlung F. Fontane [Verlag]

Vertragsgegenstand

»Herr Intendantur-Rath Th. Fontane übergiebt der Firma F. Fontane das ihm von Herrn Schriftsteller Th. Fontane in Berlin überlassene Recht des Romans ›Stine‹ für die Buch-Ausgabe gegen ein einmaliges Honorar für die erste Auflage […]«

Auflage

1. Aufl. 1500 Ex., von denen 1000 nicht bezeichnet, 500 als 2. Auflage bezeichnet werden sollen; evtl. 2. Aufl. 1500 Ex., von denen die ersten 500 noch als 2. Aufl., die restlichen als 3. Aufl. bezeichnet werden sollen, »derart, daß dem Publikum gegenüber stets Auflagen à 1000 ausgegeben werden.«

Freiexemplare
20 für den Autor, 1 für Theodor Fontane jun.
Honorar
wie für *Irrungen, Wirrungen* [d. h. 1500 Mark für 1500 Exemplare], für die 2. und etwa folgende Aufl. 50% des Honorars für die 1. Aufl.
Ausfertigungen
1.* W 363
Unterzeichnet: Münster i/W. [gez.] 20. Februar 1890 Th. Fontane. Berlin W. 19. Februar 1890 [gez.] F. Fontane [die Unterschrift nicht von der Hand Friedrich Fontanes!]
2. W 364 (masch. Abschr.)
Material
1. F. Fontane an Deutsches Verlagshaus (Emil Dominik), Brief vom 18.1.1890, W 759.1
2. FBl. 64/1997, S. 14 (Faksimile d. 1. Seite von Ausfertigung 1)
3. F. Fontane an Deutsches Verlagshaus (Emil Dominik), Brief vom 21.2.1890 (W 759.4) mit beigelegter Bestätigung über den Erwerb von *Stine* (W 761)
4. Wirtschaftsbuch 7 (Jan. 1889–Dez. 1892.), März 90, Bl. 28^{v}: »Honorar für ›Stine‹ v. Flemming 1125 [Mk.]«

Quitt, uneingeschränktes Verlagsrecht f. Separatausg. 31.7.1890

Vertragspartner
1. Theodor Fontane [Autor]
2. Wilhelm Hertz [Verlag]
Vertragsgegenstand
uneingeschränktes Verlagsrecht f. Separatausgaben, nach 5 Jahren hat der Autor das Recht auf Aufnahme in eine Gesamtausgabe
Honorar
1500 Mark
Ausführungen
1. verzeichnet: T. 1a, verschollen
Material:
1.* Wirtschaftsbuch 7 (Jan. 1889 – Dez. 1892)
• 20.4.1889, Bl. 7^{r}: »›Gartenlaube‹ Kroener f. ›Quitt‹ 4783. [Mk.]«
• 13.10.1890, Bl. 39^{v}: »Honorar für ›Quitt‹ von Herrn Wilhelm Hertz 1500 [Mk.]«

Gesammelte Romane und Erzählungen
[»Dominik-Ausgabe«], Verkauf d. Ausgabe mit den Verlagsrechten, Beständen, Matern usw. 5.6.1891

Vertragspartner
1. Emil Dominik, Verlag für Kunst und Literatur [Verlag]
2. Firma F. Fontane & Co. [Verlag]

Vertragsgegenstand
Übernahme des Verlags von »Theodor Fontane's Gesammelten Romanen u. Erzählungen« mit allen Rechten u. Pflichten, inkl. der vorhandenen Ex., Rohbogen, Einbanddecken, Matern und des Papiervorrates, Übergabe der Kontinuationslisten und des Originalvertrages

Auflage
vertraglich nicht festgelegt

Freiexemplare
ein Ex. der geb. Bde. an Dominik

Honorar
6 000 Mark, zahlbar in drei Raten: 2 000 sofort, 2 000 Oktober 1891, 2 000 Januar 1892 (zuzügl. 4 % Zinsen für die beiden späteren Raten). Die Herstellungskosten bis inkl. 34 Lieferung werden von E. Dominik getragen, ab Lieferung 35 von F. Fontane & Co.

Ausfertigungen
1.* W 763
Unterzeichnet: Berlin W, den 5. Juni 1891.
[gez.] F. Fontane [gez.] Emil Dominik

Material
1. Emil Dominik, Quittung über 2 000 Mark (1. Rate), 4.6.1891 (W 762)

L'Adultera; Kriegsgefangen,
Buchausgaben, uneingeschränktes Verlagsrecht für neue Separatausgaben 15.7.1891

Vertragspartner
1. Emilie Fontane [Inhaberin der Verlagsrechte]
2. Verlagshandlung F. Fontane & Co. [Verlag]

Vertragsgegenstand
»Frau Fontane giebt der unterzeichneten Firma die beiden Werke Herrn Theodor Fontane's ›l'Adultera‹ und ›Kriegsgefangen‹ zwecks

Veranstaltung einer Neu-Separat-Ausgabe für sämmtliche Auflagen dieser Ausgabe in Verlag.«

Auflage

1. Aufl. 1200 Ex.

Freiexemplare

vertraglich nicht erwähnt

Honorar

50 % des Reingewinns der erwähnten Ausgaben, Abrechnung jährlich zum 11. August

Ausfertigungen

1.* W 366

Unterzeichnet: Berlin den 15. Juli 1891.
[gez.] F. Fontane & Co.
[gez.] Frau Emilie Fontane

2. W 367 [Abschrift], am Ende hs. Annotation von Friedrich Fontane: »Ein gleichlautender Vertrag vom 8 Oktober 1894 ist über das Werk Schach von Wuthenow ab III. Auflage (1050) abgeschlossen worden. [neuer Absatz] Über Cecile findet sich *kein* Vertrag vor, es sind darüber entweder schriftliche oder nur mündliche Abmachungen, aber im gleichlautenden Sinne wie bei den vorerwähnten drei Werken getroffen worden.«[35]

Material

1. verzeichnet: T. 1a, dort auch die handschriftl. Annotation Friedrich Fontanes erwähnt, es handelt sich also entweder um W 367 oder um eine verschollene Ausfertigung
2. Wirtschaftsbuch 8 (Januar 1893–Febr. 1896)
   - 14.8.1893, Bl. 12v: »à Conto: Kriegsgefangen und L'Adultera. v. Fontane & Co. 300 [Mk.]«
   - 31.7.1895, Bl. 48v: »Firma Fontane: Kriegsgef. l'Adultera. 201 [Mk.]«

Unwiederbringlich,
Buchausgabe, uneingeschränktes Verlagsrecht 22.10.1891

Vertragspartner

1. Theodor Fontane [Autor]
2. Wilhelm Hertz (Beßersche Buchhandlung) [Verlag]

Vertragsgegenstand

»Herr Th. Fontane überlässt Herrn W. Hertz das Verlagsrecht an sei-

nem Roman ›Unwiederbringlich‹ gegen ein ein für alle Mal zu zahlendes Honorar von Fünfzehnhundert Mark.«; 5 Jahre nach dem Tag des Erscheinens darf der Autor das Werk in die Gesamtausgabe seiner Romane und Erzählungen aufnehmen, »ohne dass hiergegen W. Hertz Einspruch oder irgend Forderungen zu erheben hat.«

Auflage

nicht festgelegt

Freiexemplare

20

Honorar

eine einmalige Zahlung von 1500 M.

Ausfertigungen

1. verzeichnet: T. 1a, verschollen
2.* SNM Marbach, Cotta-Archiv, Faszikel Hertz-Verträge, nach: Davidis, Sp. 1523 (vollst. Abdruck d. Vertragstextes)
   Unterzeichnet: Berlin den 22. October 1891.
   [gez.] Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung)
   [gez.] Th. Fontane

Material

1. Hertz S. 552, Anm. zu Nr. 507
2. Wirtschaftsbuch 7 (Jan. 1889–Dez. 1892)
   - 23.12.1890, Bl. 43^{v}: » ›Rundschau‹ Theilzahlung von ›Unwiederbringlich‹. 725 [Mk.]«
   - 1.2.1891, Bl. 47^{v}: »Paetel ›Unwiederbringlich‹ 725 [Mk.]«
   - 17.2.1891, Bl. 47^{v}: ders. für dass.: »800 [Mk.]«
   - 27.3.1891, Bl. 49^{v}: »Paetel: Unwiederbringlich. 800 [Mk.]«
   - 25.4.1891, Bl. 51^{v}: »Rest v. der Rundschau f. d. Roman: Unwiederbringlich 1675 [Mk.] Für den Abdruck desselben in Amerika 300 [Mk.]«
   - 22.10.1891, Bl. 63^{r}: »Honorar für ›Unwiderbringlich‹ v. Hr. Hertz 1500 [Mk.]«

Frau Jenny Treibel,
Buchausgabe, uneingeschränktes Verlagsrecht 29.2.1892

Vertragspartner

1. Theodor Fontane [Autor]
2. Verlagshandlung F. Fontane & Co. [Verlag]

Vertragsgegenstand

Verlagsrecht für sämtliche Auflagen und Ausgaben

Auflage

1. Aufl. 1500 Ex. und 100 Rezensionsex., 2. Neudruck 1500 Ex., weitere Neudrucke 1000 Ex.

»Die Verlagshandlung ist berechtigt je 1000 Exemplare a[ls][36] eine Auflage zu bezeichnen; der erste Abdruck wird daher mit 1000 Exemplaren I Aufl. und 500 Exemplaren II Aufl. bezeichnet und der zweite Abdruck mit 500 Exemplaren II. Aufl. und 1000 Exemplaren III. Auflage.«

Freiexemplare

von jeder Auflage 10 geheftete und 10 gebundene für den Autor

Honorar

für die 1. Aufl. 1500 Mark bei Drucklegung, für jede folgende Aufl. 50 Pf. pro Exemplar, also für die 2. Aufl. (Neudruck) 750 Mark, weitere Aufl. (Neudrucke) je 500 Mark (jeweils zu zahlen an Emilie Fontane)

Ausfertigungen

1.* W 368

Unterzeichnet: Berlin W., den 29. Febr. 1892.
[gez.] F. Fontane & Co.
[gez.] Th. Fontane

2. verzeichnet: T. 1a, verschollen
3. W 376.1 (masch. Abschrift)

Material

Wirtschaftsbuch 7 (Jan. 1889–Dez. 1892)

- Dezember 1891, Bl. 67r: »Erste Abz. v. Paetel für ›Frau Jenny Treibel‹ 940 [Mk.]«
- 19.1.1892, Bl. 69r: » ›Jenny Treibel‹ II. v. d. Rundschau 970 [Mk.]«
- 28.2.1892, Bl. 71r: »Paetel: 3te Serie: Fr. J. Treibel 745. [Mk.]«
- 26.3.1892, Bl. 73r: »Schluß-Honorar v. Paetel: für: Fr. Jenny Treibel 940 [Mk.]«
- August 92, Bl. 79r: »Honorar v. Fontane & Co. für Jenny Treibel 1500 [Mk.]«
- 2.12.1892, Bl. 83v: »Auflage: Jenny Treibel. 750 [Mk.]«

Meine Kinderjahre,
Buchausgabe, uneingeschränktes Verlagsrecht 10.8.1893

Vertragspartner
1. Theodor Fontane [Autor]
2. Verlagshandlung F. Fontane & Co. [Verlag]

Vertragsgegenstand
Verlagsrecht für den Roman *Meine Kinderjahre. Autobiographischer Roman* für sämtliche Auflagen und Ausgaben

Auflage
1. Aufl. 1620 Ex., davon 120 Frei- u. Rezensionsex.
2. Neudruck 1500 Ex.
weitere Neudrucke 1000 Ex.
»Die Verlagshandlung ist berechtigt je 1000 Exemplare als eine Auflage zu bezeichnen; der erste Abdruck wird daher mit 1000 Exemplaren I. Aufl. und 500 Exemplaren II. Aufl. bezeichnet und der zweite Abdruck mit 500 Exemplaren II. Aufl. und 1000 Exemplaren III. Auflage.«

Freiexemplare
von jeder Auflage 10 geheftete u. 10 gebundene Freiex. an den Autor

Honorar
bei Ausgabe des Buches 1500 Mark, für jede folgende Aufl. 50 Pf. pro Ex. »Der zweite Neudruck ist auf 1500 Exemplare festgesetzt, sodaß bei Ausgabe derselben 750 Mk. […] Honorar zu zahlen sind. Weitere Neudrucke werden auf 1000 Exemplare mit Mk: 500.– Honorar festgesetzt.«

Ausfertigungen
1.* W 369
Unterzeichnet: Berlin W. den 10. August 1893 [gez.] Th. Fontane
2. verzeichnet: T. 1a, verschollen
Unterzeichnet: Friedrich Fontane

Material
1. Fr. Fontane & Co. an Theodor Fontane, Brief vom 24.11.1893, Honoraranweisung f. *Meine Kinderjahre*, 1. Aufl. u. 2. Aufl., 1. Hälfte, verzeichnet: T. 1a, verschollen
2. Wirtschaftsbuch 8 (Januar 1893–Febr. 1896)
• 28.11.1893, Bl. 15^{v}: »I Aufl. ›A. m. Kinderjahren‹ v. Fontane's Buchh. als Honorar. 1500. [Mk.]«

Von, vor und nach der Reise, Buchausgabe, uneingeschränktes Verlagsrecht — 28.12.1893

Vertragspartner
1. Theodor Fontane [Autor]
2. Verlagshandlung F. Fontane & Co. [Verlag]

Vertragsgegenstand
Verlagsrecht für die Novellensammlung *Von, vor und nach der Reise* für sämtliche Auflagen und Ausgaben

Auflage
1. Aufl. 1620 Ex., davon 120 Ex. als Frei- u. Rezensionsex., 2. Neudruck 1500 Ex., weitere Neudrucke 1000 Ex.
»Die Verlagshandlung ist berechtigt je 1000 Exemplare als eine Auflage zu bezeichnen; der erste Abdruck wird daher mit 1000 Exemplaren I. Aufl. und 500 Exemplaren II. Aufl. bezeichnet und der zweite Abdruck mit 500 Exemplaren II. Aufl. und 1000 Exemplaren III. Auflage.«

Freiexemplare
von jeder Aufl. je 10 geheftete u. 10 gebundene Ex.

Honorar
bei Ausgabe des Buches 1500 Mark, für folgende Aufl. 50 Pf. pro Ex., also für den 2. Neudruck 750 Mk., für weitere Neudrucke 500 Mark

Ausfertigungen
1.* D 6
Unterzeichnet: Berlin W. 28. Dezemb. 1893.
[gez.] F. Fontane & Co.
[gez.] Th. Fontane.
2. W 370, nicht datiert
Unterzeichnet: [gez.] Th. Fontane
3. W 376.2 (masch. Abschrift), datiert: »im Jahre 1894«

Material
1. Wirtschaftsbuch 8 (Januar 1893–Febr. 1896)
• 10.3.1894, Bl. 21v: »Honorar v. Fontane & Co. für ›Von, vor u. n. d. Reise[‹]. 1500 [Mk.]«

Schach von Wuthenow, Buchausgabe (ab »3. Aufl.«), uneingeschränktes Verlagsrecht 8.10.1894

Vertragspartner
1. Emilie Fontane [Inhaberin der Verlagsrechte]
2. Verlagshandlung F. Fontane & Co. [Verlag]

Vertragsgegenstand
»Frau Fontane giebt der unterzeichneten Firma das Werk ›Schach von Wuthenow‹ zwecks Veranstaltung einer Neu-Ausgabe (III. Auflage)[37] für sämtliche Auflagen dieser Ausgabe in Verlag.«

Auflage
1. Aufl. 1050 Ex.

Freiexemplare
vertraglich nicht vereinbart

Honorar
50 % des Reingewinns, Abrechnung jährlich zum 1. August

Ausfertigungen
1. W 371
   Unterzeichnet: Berlin den 8. October 1894.
   [gez.] F. Fontane & Co.
   [gez.] Frau Emilie Fontane.
2. W 378.1 (masch. Abschrift)

Vor dem Sturm, wohlfeile Volksausgabe 20.3.1895

Vertragspartner
1. Theodor Fontane [Autor]
2. Hertz [Verlag]

Vertragsgegenstand
Vor dem Sturm, wohlfeile Volksausgabe

Auflage
2500

Freiexemplare
10

Honorar
1500 M

Ausfertigungen
1. Hertz an Fontane, Brief vom 20.5.1895, verzeichnet: T. 1a, verschollen

2. Durchschrift von 1., s. Hertz, S. 564, Anm zu 542a.
3. Theodor Fontane an Hertz, 20.3.95, HBV 95/48

Material

1. Wirtschaftsbuch 8 (Januar 1893–Februar 1896), 28.9.1895, Bl. 52r, 1500 Mk.

Effi Briest,
Buchausgabe, uneingeschränktes Verlagsrecht 8./9.6.1895

Vertragspartner

1. Theodor Fontane [Autor]
2. Verlagshandlung F. Fontane & Co. [Verlag]

Vertragsgegenstand

Verlagsrecht für sämtliche Auflagen und Ausgaben

Auflage

1. Aufl. 1620 Ex., davon 120 Frei- u. Rezensionsex.
2. Neudruck 1500 Ex.
weitere Neudrucke 1000 Ex.
»Die Verlagshandlung ist berechtigt je 1000 Exemplare als eine Auflage zu bezeichnen; der erste Abdruck wird daher mit 1000 Exemplaren I. Aufl. und 500 Exemplaren II. Aufl. bezeichnet und der zweite Abdruck mit 500 Exemplaren II. Aufl. und 1000 Exemplaren III. Auflage.«

Freiexemplare

von der 1. Aufl. 120 Frei- u. Rezensionsex., von jeder folgenden Aufl. 10 geheftete u. 10 gebundene Freiex. an den Autor

Honorar

bei Ausgabe des Buches 1500 Mark, für jede folgende Aufl. 50 Pf. pro Exemplar, also für den 2. Neudruck 750 Mark, für weitere Neudrucke jeweils 500 Mark

Ausfertigungen

1.* W 365
Unterzeichnet: Berlin W., den 8. Juni 1895. [gez.] F. Fontane & Co.
2.* W 372
Unterzeichnet: [gez.] Th. Fontane. 9. Juni 95.
3. W 376.3 (masch. Abschrift von W 372)

Material

1. verzeichnet: T. 1a, Ausfertigung 1 oder eine weitere Ausfertigung
2. Wirtschaftsbuch 8 (Januar 1893–Febr. 1896)
• 19.9.1894, Bl. 32r: »I Rate v. Paetel für: ›Effi Briest‹ 900 [Mk.]«

- 9.10.1894, Bl. 33v: »2te Rate ›Effi Briest‹ Paetel. 855 [Mk.]«
- 28.11.1894, Bl. 35v: »3t. Rate v. Paetel: Effi Briest 955 [Mk.]«
- 5.12.1894, Bl. 37r: »4te Rate v. Paetel ›Effi Briest‹. 985. [Mk.]«
- 12.1.1895, Bl. 39r: »5te. Rate: ›Effi Briest‹ von Paetel 1010. [Mk.]«
- 20.2.1895, Bl. 40v: »6te u. letzte Rate ›Effi Briest‹ von Paetel 1075 [Mk.]«
- 7.10.1895, Bl. 53v: »Firma Fontane & Co ›Effi Briest‹ 500 [Mk.]«
- 10.10.1895, Bl. 53v: dieselbe Firma f. dass. »1000 [Mk.]«
- 14.11.1895, Bl. 55v: »2t. Auflage Effi Briest Firma Fontane & Co . 750 [Mk.]«
- 19.12.1895, Bl. 57v: »4t. Aufl. Effi Briest 500 [Mk.]«

Die Poggenpuhls,
Buchausgabe, uneingeschränktes Verlagsrecht 18.5.1897

Vertragspartner
1. Theodor Fontane [Autor]
2. Verlagshandlung F. Fontane & Co. [Verlag]

Vertragsgegenstand
Verlagsrecht für sämtliche Auflagen und Ausgaben

Auflage
die ersten 3 Aufl. werden zusammen gedruckt, und zwar:
1. Aufl. 1120 Ex., davon 100 Rezensions- u. 20 Freiex.
2. u. 3. Aufl. je 1010 Ex., davon je 10 Freiex.

Freiexemplare
1. Aufl. 20, 2. u. 3. Aufl. je 10

Honorar
»Herr Dr. Theodor Fontane empfängt als Honorar für diese drei Auflagen *Mk: 1500.–* (fünfzehnhundert Mark) bei Ausgabe der ersten Auflage, und für jede folgende Auflage in Höhe von 1010 Exemplaren (incl. 10 Freiexemplaren für den Autor) je *Mk: 500.–* (fünfhundert Mark) bei Ausgabe einer jeden neuen Auflage.«

Ausfertigungen
1.* W 373
Unterzeichnet: Berlin 18. Mai Th. Fontane.
2. verzeichnet: T. 1a, verschollen
3.* W 376.4 (masch. Abschrift), datiert: 18. Mai 1897

Material
1. Wirtschaftsbuch 8 (Januar 1893–Febr. 1896)

- 23.12.1894, Bl. 37r: »Aus Stuttgart: Union für den Roman: ›Die Poggenpuhls‹ 1518 [Mk.]«
- 21.9.1895, Bl. 52r: »V. d. Union: Rest für die ›Poggenpuhls‹ 286 [Mk.]«

2. Martha Fontane, Quittung über 500 Mark für die 6. Aufl., Waren 10. Mai 1902, W 392

Der Stechlin,
Buchausgabe, uneingeschränktes Verlagsrecht 18.11.1897

Vertragspartner
1. Theodor Fontane [Autor]
2. Verlagshandlung F. Fontane & Co. [Verlag]

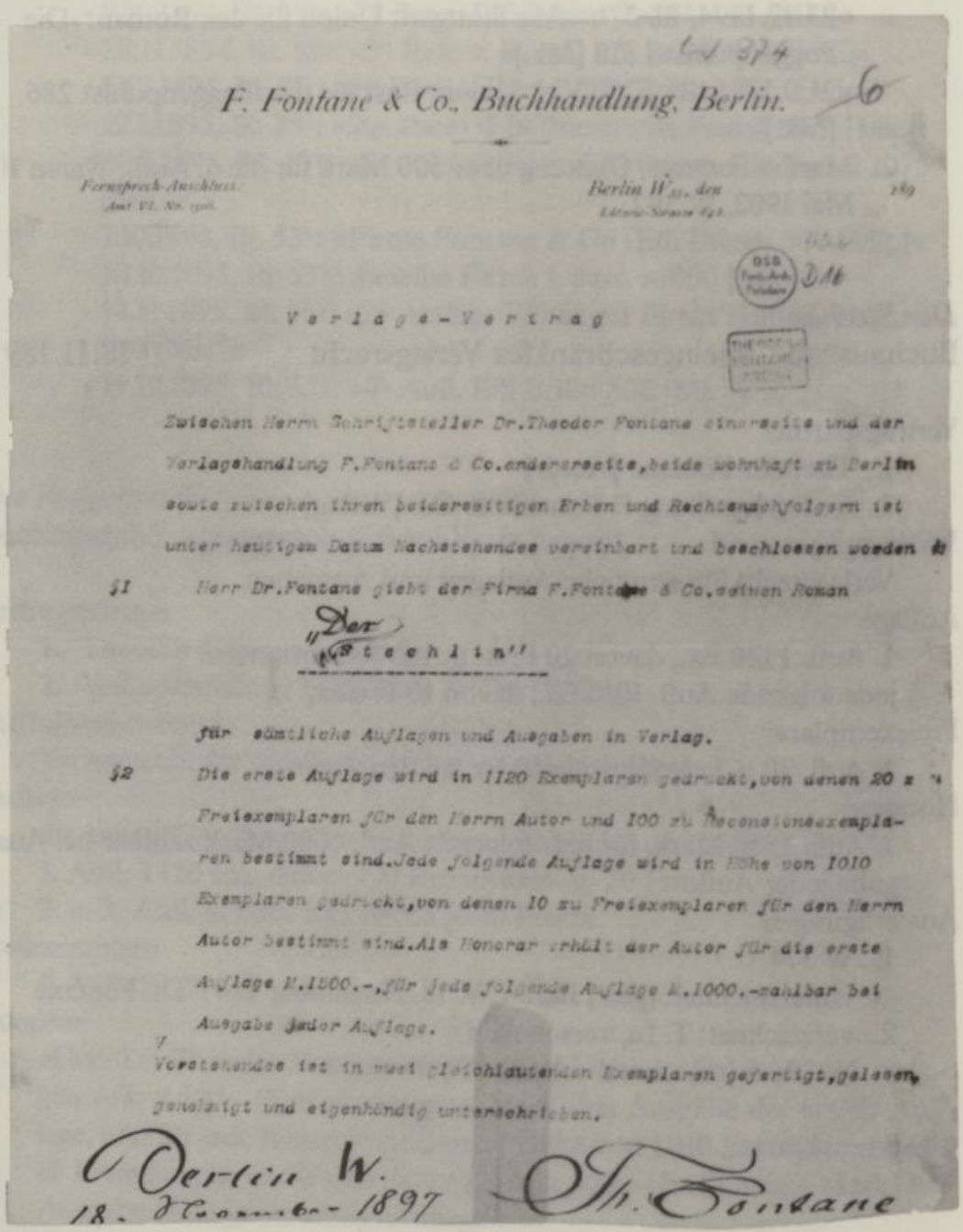
Vertragsgegenstand
Verlagsrecht für sämtliche Auflagen und Ausgaben

Auflage
1. Aufl. 1120 Ex., davon 20 Frei- u. 100 Rezensionsex.
jede folgende Aufl. 1010 Ex., davon 10 Freiex.

Freiexemplare
1. Aufl. 20 u. jede folgende 10 Ex. an den Autor

Honorar
1. Aufl. 1500 Mark, für jede folgende Aufl. 1000 Mark zahlbar bei Ausgabe jeder Aufl.

Ausfertigungen
1. W 374
Unterzeichnet: [gez.] Berlin W. 18. November 1897 Th. Fontane
2. verzeichnet: T. 1a, verschollen
3. W 376.5 (masch. Abschrift)



F. Fontane & Co., Buchhandlung, Berlin.

Fernsprech-Anschluss: Amt VI. Nr. 1906.

Berlin W., den 189

Verlage-Vertrag

Zwischen Herrn Schriftsteller Dr.Theodor Fontane einerseits und der Verlagshandlung F.Fontane & Co.andererseits,beide wohnhaft zu Berlin sowie zwischen ihren beiderseitigen Erben und Rechtsnachfolgern ist unter heutigem Datum Nachstehendes vereinbart und beschlossen worden:

§1 Herr Dr.Fontane giebt der Firma F.Fontane & Co.seinen Roman

"Der Stechlin"

für sämtliche Auflagen und Ausgaben in Verlag.

§2 Die erste Auflage wird in 1120 Exemplaren gedruckt,von denen 20 zu Freiexemplaren für den Herrn Autor und 100 zu Recensionsexemplaren bestimmt sind.Jede folgende Auflage wird in Höhe von 1010 Exemplaren gedruckt,von denen 10 zu Freiexemplaren für den Herrn Autor bestimmt sind.Als Honorar erhält der Autor für die erste Auflage M.1500.-,für jede folgende Auflage M.1000.-zahlbar bei Ausgabe jeder Auflage.

Vorstehendes ist in zwei gleichlautenden Exemplaren gefertigt,gelesen, genehmigt und eigenhändig unterschrieben.

Berlin W. 18. Dezember 1897

Th. Fontane

Verlagsvertrag Der Stechlin

Von 20 bis 30,
Buchausgabe, uneingeschränktes Verlagsrecht 11.1.1898

Vertragspartner
1. Theodor Fontane [Autor]
2. Verlagshandlung F. Fontane & Co. [Verlag]

Vertragsgegenstand
Verlagsrecht für den zweiten Teil der Erinnerungen *Von 20 bis 30. Autobiographisches* für sämtliche Ausgaben und Auflagen

Auflage
1. Aufl. 1120 Ex., davon 20 Frei- u. 100 Rezensionsex.
jede folgende Aufl. 1010 Ex., davon 10 Freiex.

Freiexemplare
1. Aufl. 20 u. folgende Aufl. 10 Ex. an den Autor

Honorar
1. Aufl. 1500 Mark, jede folgende Aufl. 1000 Mark zahlbar bei Ausgabe jeder Aufl.

Ausfertigungen
1. W 375
Unterzeichnet: Berlin, den 11. Januar 98. [gez.] Th. Fontane
2. verzeichnet: T. 1a, verschollen
2. W 376.6 (masch. Abschrift)

Material
1. Friedrich Fontane an Theodor Fontane, Brief vom 11.1.1898, verzeichnet: T. 1a, verschollen

Ich danke Christina Siems für ihre Mitarbeit bei der Erfassung der Verlagsverträge, Peter Schaefer für den Hinweis auf den Verlagskatalog in der Dresdner Universitäts- und Landesbibliothek, Christine Hehle, die als Diskussionspartnerin wertvolle Anregungen eingebracht hat, Dr. Thomas Bürger (Dresden) für Rat und Hilfe.

Verwendete Siglen

* benutzte und zitierte Quelle

Davidis Michael Davidis: *Der Verlag von Wilhelm Hertz. Beiträge zu einer Geschichte der Literaturvermittlung im 19. Jahrhundert, insbesondere zur Verlagsgeschichte der Werke von Paul*

Heyse, Theodor Fontane und Gottfried Keller, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens,* Bd. XXII, Frankfurt am Main 1982, Sp. 1253–1590

Auszug Dominik — *Auszug aus Contracten & Briefen Fontane'schen Schriften,* von Emil Dominik angefertigte handschriftliche Exzerpte der wichtigsten Bedingungen der Verlagsverträge, die Fontane Emil Dominik offenbar zu diesem Zweck überlassen hatte (Potsdam TFA: W 722), vgl. Anm. 21.

Hertz — Theodor Fontane: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859–1898,* hrsg. von Kurt Schreinert, vollendet u. m. e. Einführung versehen von Gerhard Hay, Stuttgart: Klett 1972

T. 1a, T. 1b — maschinenschriftliches Verzeichnis der Verlagsverträge im Fontane-Archiv aus den 30er Jahren (jetzt: Wa 3). Dieses Verzeichnis besteht aus zwei Teilen, die als T. 1a und T. 1b bezeichnet sind. Die Signatur T 1 entspricht dem Verzeichnis, das von Hermann Fricke in seiner Schrift *Emilie Fontane,* Rathenow 1937 veröffentlicht worden ist, wo es auf S. 133 heißt: »T 1. Verlagsverträge Theodor Fontanes und seiner Erben (besonderes Verzeichnis).« Im Teil T. 1a sind 80 Verträge bzw. Briefe verzeichnet, die zum größten Teil verschollen sind. Im Teil T. 1b sind 24 Verträge bzw. Briefe verzeichnet, die fast vollständig vorhanden sind, und zwar genau in den beschriebenen Ausführungen. Die Angaben dieses Verzeichnisses sind oft unzuverlässig.

Wirtschaftsbuch — Wirtschafts- bzw. Haushaltungs-Bücher, geführt von Emilie Fontane, erhalten 8 Bde., Theodor-Fontane-Archiv G 2
[1.] »April 1856–Dezemb. 59.«
[2.] »1862. bis März 64.«
[3.] »April 1864.–Dec–65.«
[4.] »Januar 1866–Juli 68.«
[5.] »Oct. 1873.–Juli–75.«
[6.] [Januar 1881–November 1884]
[7.] »Jan: 1889.–Dec: 92.«
[8.] »Januar 1893–Febr. 96.«

Anmerkungen

1 S. den Beitrag in diesem Band, S. 192f.

2 Allerdings kann man den Verlag F. Fontane & Co. nicht auf das sog. »Fontane-Objekt« reduzieren. Bereits 1897 legte der Verlag einen Katalog von etwa 250 Titeln (einige mehrfach aufgeführt) vor, darunter einige mehrbändige Gesamtausgaben, Schriften von Georg Bendler, Otto Brahm, Friedrich und Karl Eggers, Cäsar Flaischlen, Karl Emil Franzos, Arno Holz, Rudolf Lindau, Georg Freiherr von Ompteda, Franz Oppenheimer, Ludwig Pietsch, Stanislaw Przybyszewski, Otto Roquette, Johannes Schlaf, Rudolf Stratz, Heinz Tovote, Ernst von Wolzogen, Fedor von Zobelitz, die Zeitschrift *Pan* und die *Mittheilungen des Touristen-Club für die Mark Brandenburg*, Ausgaben von Ludwig Bechstein, August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, Guy de Maupassant, u. v. a. Theodor Fontane ist in diesem Katalog mit 12 Einzel- und einer Werkausgabe (»Dominik-Ausgabe«) vertreten [Dresden SLUB: Cat. libr. 152, eine Kopie im TFA: Wa 1 (1897)].

3 Vgl. Gabriele Radecke (Hrsg.): *»...möge die Firma grünen und blühn«. Theodor Fontane: Briefe an den Sohn Friedrich*, in: FBl. 64/1997, S. 10–63.

4 Vgl. den Briefwechsel Friedrich Fontanes mit G. Schenck (Deckerscher Verlag) vom 31.12.1889 bis 9.8.1916 (W 745–747), insb. den Brief vom 11.1.1890, in dem Friedrich Fontane schrieb: »Das Projekt, eine Gesamt-Ausgabe zu edieren, wurde von Herrn Dominik aufgeworfen und sollte ich mich als Sohn des Autors und künftiger Erbe mehrerer Verlagsartikel an dem Unternehmen beteiligen. Nachdem man mich von Seiten des Dtsch. Verlagshauses zum Ankauf verschiedener, in andern Verlagen erschienenen Werke benutzt hatte, wurde die Sache derart gedreht, dass ich von der Beteiligung ausgeschlossen wurde.« (W 745, 12–13).

5 Handschriftliche Notiz Friedrich Fontanes zu einem Brief seines Vaters, veröffentlicht von Gotthard Erler in: *Die Dominik-Ausgabe. Eine notwendige Anmerkung*, in: FBl. Bd. 1, Heft 7, 1968, S. 354–357.

6 Dokumentation, Brief F. Fontanes vom 18.1.1890 an Emil Dominik und die weiteren dort aufgelisteten Materialien.

7 Diese Briefe werden in der Dokumentation nur ausnahmsweise erfaßt, sofern es sich um bekannte Briefe handelt.

8 Aus diesem Grunde stehen in der Übersicht die Verlagsverträge über Buchausgaben im Mittelpunkt der Darstellung, eine Zusammenstellung von Material über die entsprechenden Abmachungen mit Zeitschriften ist ein eigenes Thema. Als Vergleichswerte sind in einigen Fällen Honorare für Zeitschriftenabdrucke angegeben, wie sie den Wirtschaftsbüchern zu entnehmen waren.

9 Ein spezieller Aufsatz zur »Dominik-Ausgabe« ist in Vorbereitung.

10 Berliner Großverleger, u. a. *Die Gartenlaube*, *Die Woche*, *Der Tag*. Mit Scherl hatte Friedrich Fontane auch über das Alleinabdrucksrecht von *Mathilde Möhring* verhandelt (W 802.1).

11 S. im 2. Teil der Dokumentation.

12 G. Grotesche Verlagsbuchhandlung an die Erben Fontanes, Berlin 18.10.1907, Sign.: W 791.

13 Friedrich Fontane: masch. Br. o. D. [1.11.1907] an Theodor Fontane, W 804.

14 Friedrich Fontane: masch. Br. an Martha Fritsch, Berlin 3. Juni 1908, W 768.1

15 Vertrag vom 21.5.1909

16 Vertrag vom 11.4.1910

17 Vertrag vom 18.6.1914

18 Vertrag über *L'Adultera*, 12.6.1908

19 Friedrich Fontane, eigh. Br. an Prof. Eltzbacher, Neuruppin 25.6.1925 (V IV, 6–2 Andr.).

20 »Und schließlich ist mir noch ein dritter Punkt von Wichtigkeit: Rückfall des Verfügungsrechtes an mich nach Ablauf von 5 Jahren. Schottländer hat mir in einem über L'Adultera abgeschlossenen Kontrakt dies bewilligt. Lassen Sie mich übrigens gleich an dieser Stelle hinzusetzen, dass es mir sehr erwünscht sein würde, nach Ablauf solcher 5 jährigen Frist darüber hinwegsehen und in der Verbindung mit einer hochachtbaren und zugleich meinen Wünschen einigermassen freundlich entgegenkommenden Firma *verharren* zu können. Nur ein bestimmtes Mass von Freiheit muss ich behalten. Ich habe zu sehr darunter gelitten, mich in vergangenen Jahrzehnten aus der Hand gegeben zu haben.« (Theodor Fontane an Wilhelm Friedrich, Berlin, 2. November 82, zit. n. FBl. Bd. 3, Heft 1 = 17, S. 40 f., vergl. auch ders. an dens., 4.11.1882, ebd., S. 41).

21 Vertrag vom 10.1.1890.

22 Mehrfach finden sich solche Berichte und Verlagskalkulationen, die oft interessante Blicke in das Innere des Verlags F. Fontane & Co. und des zeitgenössischen Verlagswesens zulassen. Als Beispiele seien hier nur angeführt das ausführliche Memorandum Friedrich Fontanes (in seinem Brief an Theodor Fontane jr. vom 21.9.1925, W 788) über die Rechtslage und die buchhändlerische Situation der Neuausgaben von *Plaudereien über Theater* und *Aus England und Schottland*, die Erläuterungen Friedrich Fontanes über die zu erwartenden Tantiemen vom Fischer-Verlag (W 784.2), die aufschlußreichen Erklärungen Friedrich Fontanes zu einer Verlagsabrechnung von Cotta als Anlagen zu einem Schreiben von Theodor Fontane jr. vom 6.12.1908 (W 419). Das Verlagsarchiv enthält zahlreiche Dokumente dieser Art, ferner Verlagsabrechnungen, Quittungen, Hauptakten (leider nur sehr sporadisch), Briefe usw. – unverzichtbares Material für die Beschreibung der Geschichte des Fontane-Verlags.

23 Eigentümlich mutet beispielsweise die Feststellung an, daß Friedrich Fontane seinen Geschwistern mehrfach andere Honorar-Summen mitteilte, als tatsächlich vertraglich vereinbart wurden. In seinem Schreiben an die Miterben (undatiert, vor dem 2.11.1907, W 804), in dem er das Scherlsche Projekt vorstellte und um Zustimmung bat, Scherl *Frau Jenny Treibel* für die Leihbibliothek zu überlassen, stellte F. Fontane ein Honorar von 2 500 M. in Aussicht (»... so ist es mir gelungen, für die Erben eine Abfindung von M 2 500.– von Scherl zu erwirken ...«), den Vertrag (2.11.1907, W 805, s. den 2. Teil der Dokumentation, vgl. auch W 806.1–4) schloß er dann aber mit 3 500 M. ab. Am 3. Juni 1908 schrieb Friedrich Fontane an seine Schwester, daß der S. Fischer-Verlag für das Abdruckrecht von *L'Adultera* dasselbe Honorar böte, »wie es Scherl für Jenny Treibel getan habe. Es würden also 2 500 M an die Erben zur Verteilung kommen« (W 768.1). Das vertraglich vereinbarte Honorar für die Aufnahme von *Cécile* in S. Fischers Romanbibliothek betrug 2 500 Mark, seinen Miterben gegenüber sprach Friedrich Fontane von 1 800 M »so dass also auf jede Person M 600.- entfallen würde« (Friedrich Fontane an Martha Fritsch und Theodor Fontane, Berlin 10. Mai 1909, W 772). Zwar hat Friedrich Fontane auch bei anderen Gelegenheiten besondere Rechte geltend gemacht, um sich selbst bzw. seiner Firma einen besonderen Honoraranteil zuzusichern, in den genannten Fällen scheinen die Dinge allerdings nicht so zu liegen, jedenfalls sind seine Sonderrechte weder erwähnt noch einzusehen.

24 Signaturengruppe W und Wa, mit einem eigenen Zettelkatalog erschlossen.

25 Zu nennen wären hier vor allem die handschriftlichen Exzerpte, die Emil Dominik in Vorbereitung der geplanten Ausgabe *Theodor Fontane's Gesammelte Erzählungen und Novellen* angefertigt hat, um sich eine Übersicht über die Rechtssituation der einzelnen Werke zu verschaffen. Auf zwei Folio-Blättern (1 Bogen) hat Dominik unter der Überschrift *Auszug aus Contracten & Briefen Fontane'schen Schriften* die wichtigsten Bedigungen der Verträge, die Fontane ihm offenbar zu diesem Zweck überlassen hatte, zusammengestellt, für mehrere Verträge ist dieser *Auszug aus Contracten* die bisher einzige bekannte Quelle (Signatur W 722).

26 In dem vorliegenden Verzeichnis sind nur die Materialien aus dem Theodor-Fontane-Archiv zusammengestellt, ausgiebige Recherchen in anderen Archiven waren nicht möglich. Berücksichtigt wurden aber auch die an anderer Stelle publizierten Verträge, insb. die im Cotta-Archiv aufbewahrten Ausfertigungen (MICHAEL DAVIDIS: *Der Verlag von Wilhelm Hertz. Beiträge zu einer Geschichte der Literaturvermittlung im 19. Jahrhundert*, in: *Archiv zur Geschichte des Buchwesens* Bd. XXII, Frankfurt 1892, Sp. 1253–1590; KURT SCHREINERT und GERHARD HAY (Hrsg.): *Theodor Fontane. Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859–1898*, Stuttgart: Klett 1972).

27 T. 1a verzeichnet unter dem 25. 4. 1906 einen »Brief P. Meyer an Fr. Fritsch Übersendung von Verlagsverträgen, damit sie in einer Hand vereinigt, weitergeleitet an Fr. Fontane.« (verschollen).

28 T. 1, ausführlicher beschrieben im Siglen-Verzeichnis zu Beginn des Anmerkungsteils.

29 Etwa folgende per Brief geschlossene Verträge:
- die Einigung mit der Grote'schen Buchhandlung über eine illustrierte Ausg. von *Unterm Birnbaum*, Nov. 1916, W 795–796
- Auswahl d. *Gedichte*, hg. von Adolf von Kröner, Cotta, Brief von Friedrich Fontane an A. v. Kröner, o. D., W 736
- Schulsammlung *Moderne Prosadichtung*, hrsg. von Heinrich Goebel, Ehlermann-Verlag Dresden, Teilabdruck d. *Poggenpuhls*, W 765–766
- Abdruck von einzelnen Texten oder Auszügen in Anthologien usw.

30 Mit Arno Holz und Johannes Schlaf über *Neue Gleise* vom 5. August 1891 (Sign. W 703); mit Arno Holz über *Buch der Zeit*, 2. u. folgende Ausgaben, vom 5. August 1891 (Sign. W 704) und mit Arno Holz und Johannes Schlaf über *Der geschundene Pegasus*, vom 30. Sept. 1891 (Sign.: W 700). Weitere Verträge mit anderen Autoren fanden sich in dem Teil des Verlagsarchivs, der im Theodor-Fontane-Archiv aufbewahrt wird, nicht vor.

31 Der Verfasser bemüht sich, auch die in anderen Archiven aufbewahrten Dokumente zur Verlagsgeschichte Fontanes zur Kenntnis zu nehmen und nach Möglichkeit Kopien für das Theodor-Fontane-Archiv zu erwerben. Dankenswerter Weise wurde dem Theodor-Fontane-Archiv kürzlich Material aus dem Archiv des S. Fischer Verlags zur Verfügung gestellt, durch das die Sammlungen ergänzt werden konnten (Wa 2, 1–54, detaillierte Beschreibung in Heft 69 der *Fontane Blätter*).

32 Ein ähnlicher Vertrag wie der vom 15. 7. 1891 über *L'Adultera* und *Kriegsgefangen* ist vermutlich auch über *Irrungen, Wirrungen* abgeschlossen worden, vgl. Wirtschaftsbuch 7 (Jan. 1889–Dez. 1892), 5. 11. 1892, Bl. 81v: »*für mich:* III Aufl. Irrungen Wirrungen 500.– [Mk.]«.

33 Falls ein Vertrag über die Einzelausgaben dieser beiden Werke zustande kommt.

34 Dieser Brief trägt den handschriftlichen Vermerk Friedrich Fontanes: »Einschreiben! Geheim-Copie-Buch!«

35 Gemeint sind offenbar *L'Adultera*, *Kriegsgefangen* und *Schach von Wuthenow*.

36 Rand beschnitten, fehlende Stellen aus d. Abschrift ergänzt.

37 Eingefügt.

Literaturgeschichtliches und Interpretation

Die Poesie der Zeitung. Fontanes poetische Rezeption der Tagespresse und die Entdeckung der neuen Wirklichkeiten

Christian Klug

A. Zeitungslektüre – Das Belauschen des Selbstgesprächs der Zeit (Einleitung)

Theodor Fontane ist zeit seines Lebens ein enthusiastischer Zeitungsleser gewesen. Aber erst 1878 – jenem Jahr, in dem *Vor dem Sturm*, sein erster Roman, erscheint – beginnt er, ausführlich und intensiv in Briefen und Gedichten über Meldungen der Tagespresse sowie über die Zeitung als Medium zu reflektieren. Bemerkenswert ist dies um so mehr, als zu gleicher Zeit auch in Fontanes Gedichten ein – mit seinem eigenen Wort – »Stoffwechsel«[1] stattfindet: Fontane wendet sich dem Alltag zu und versucht die Gattung der Ballade, der er sich in den achtziger Jahren wieder zuwendet, zu erneuern, indem er aktuelle und spezifisch moderne Stoffe balladesk behandelt. In wachsendem Maße wurde ihm dabei die Zeitung zur Inspiration und Stoffquelle.

Schon 1845 definiert Robert Prutz in seiner *Geschichte des deutschen Journalismus* den Journalismus als »das Selbstgespräch [...], welches die Zeit über sich selbst führt. Er ist die tägliche Selbstkritik, welcher die Zeit ihren eigenen Inhalt unterwirft; das Tagebuch gleichsam, in welches sie ihre laufende Geschichte in unmittelbaren, augenblicklichen Notizen einträgt.« Zum Gegenstand dieser Augenblicksnotizen zählt Prutz auch die Reflexionen ephemerer Stimmungslagen;[2] deren poetischen Überschuß übers bloße Faktische: das Exemplarische, das den Zustand der Gesellschaft aufspüren läßt und nie mit dem bloß Durchschnittlichen identisch ist, greift Fontane auf und verarbeitet es: zunächst in seinen Briefen, dann auch als Stoff seiner Romane, Erzählungen und Balladen. Wir werden sehen, in welch hohem Maße Fontanes private Vorlieben und Idiosynkrasien bei der Zeitungslektüre sich in seinen Werken wiederfinden lassen.

Diese Untersuchung führt so nicht nur exemplarisch in die Werkstatt Fontanes ein, sondern zeichnet auch nach, wie Fontane seinen Standort als Schriftsteller im gesellschaftlichen und historischen Wandel bestimmt und reflektiert und wie sich im Werk Fontanes Biographie und Poetik, Geistes- und Realgeschichte (Preußen-)Deutschlands auf dem Weg zum modernen Industriestaat verschränken. Fontane ist im übrigen der einzige unter den poetischen Realisten, für den die Zeitungslektüre eine solche Rolle spielt.

Fontane hat den überwiegenden Teil seines Lebens im Brotberuf für Zeitungen geschrieben: schon während der Zeit des Vormärz als freier Mitarbeiter, später als Korrespondent, Redakteur, Theaterkritiker, als Verfasser von Rezensionen und anderen Feuilletonbeiträgen. Das ist bekannt, und um diesen Aspekt von Fontanes Verhältnis zu den Zeitungen soll es im Folgenden nicht gehen. Thema dieser Arbeit ist vielmehr die Zeitungs*lektüre* Fontanes, und zwar die eher private Lektüre des Zeitgenossen; ich möchte die Spuren nachzeichnen, die die Nachrichten vom Tage in Fontanes Werken und Briefen hinterlassen haben. Die eher professionelle Lektüre des Journalisten und Schriftstellers berücksichtige ich nur begleitend.

Zum Verhältnis von Stoff und Poesie

Gemeinhin gelten Fragen des Stoffs als minder bedeutsam für Rang und Gehalt literarischer Werke. Das Stoffliche erscheint als bloßes Material. Für dessen Mindergewichtung liefert gerade auch das Werk Fontanes gute Argumente. Die oft langwierige und minutiöse Überarbeitung der Romanmanuskripte hat den Gehalt auch dort weitreichend beeinflußt, wo der Stoff dadurch kaum berührt wurde.

Fontane hat sich mehrfach sehr nachdrücklich gegen Versuche ausgesprochen, poetische Werke auf ihr stoffliches Moment zu reduzieren. Wenn Fontane zum Beispiel Schillers *Don Carlos* gegen Max Nordaus unterschwellige Unterstellung in Schutz nimmt, nichts weiter als ein aus Zeitungsausschnitten zusammengeklebter »dramatisierter Leitfaden zur Zeitgeschichte« zu sein, so darf man annehmen, daß Fontane hier auch in eigener Sache spricht: Es gilt, zugleich die eigene »Wurstmaschine« zu verteidigen:

»Liest man das alles, so erscheint einem Schiller wie der Drucker, Herausgeber und Gesamtredakteur des ›Friesacker Anzeigers‹ , der seinen ›Don Carlos‹ aus damaligen Zeitungsnotizen zusammengeklebt hat. Was wir jetzt im ›Don Carlos‹ haben, ist danach ein dramatisierter Leitfaden zur Zeitgeschichte von 1779 bis 1790, Salat, Kompendiumsgemengsel. Nordau erkennt nicht mal an, daß Schiller, das Mindeste zu sagen, mit einer vorzüg-

lichen Wurstmaschine gearbeitet hat. Von Herstellung von etwas (trotz mancher Mängel) doch immerhin Einheitlichem, von Kunstwerk und Aufbau ist nirgends die Rede.«

Fontane schreibt dies in seinem Brief vom 20. Nov. 1896 an Friedrich Stephany (4|674), den Chefredakteur der *Vossischen Zeitung*, in deren Morgenausgaben vom 18. und 20. Nov. 1896 Max Nordaus Artikel *Einiges über Schillers ›Don Carlos‹* erschienen war. Nordau versucht nachzuweisen, wie Schiller in diesem Stück in freier Aneignung des historischen Stoffes eine Auseinandersetzung mit seiner Zeit betrieben habe. Er zeigt nicht nur divergierende Einflüsse Shakespeares, Richardsons, Rousseaus und Kants auf, sondern behauptet, Schiller habe die zeitgeschichtliche Aktualisierung auf seine wahllose Zeitungslektüre gestützt. Den Geist, der die Disposition und Aktualisierung des Stoffes leitet und denselben einer künstlerischen Idee so integriert, daß ein Werk von Rang entsteht, versucht Nordau an keiner Stelle zu erfassen. Das Drama erscheint eher als Modetorheit.

Dennoch sind Fragen des Stoffs keineswegs irrelevant; sie können sogar zum genuin ästhetischen und nicht nur ästhetischen Sprengmittel werden, und zwar gerade in Zeiten, da etablierte Schreibweisen und Lesegewohnheiten zur stillschweigenden Aussperrung bestimmter Stoffe und Themen aus der Literatur geführt haben. In einer solchen Situation befand sich Fontane, als er die neuen gesellschaftlichen Wirklichkeiten zu erfassen suchte, die der massive Modernisierungsschub seit dem zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts geschaffen hatte. In der vornaturalistischen deutschen Literatur – selbst in der frühnaturalistischen vor Gerhart Hauptmann – fand Fontane niemanden, der der beschleunigten gesellschaftlichen Dynamik ästhetisch gerecht zu werden vermochte. Wenn Fontane bei seiner Suche unter deutschen Künstlern ein Leitbild hatte, dann war es kein Schriftsteller, sondern der Zeichner und Maler Adolph Menzel.

Der genannte »Stoffwechsel«, den Fontane um 1880 vollzieht, ist – wie ich zeigen möchte – nicht nur Ausdruck eines biographisch-werkgeschichtlichen Prozesses, sondern seine Antwort auf das zentrale ästhetische Dilemma der Jahrhundertmitte, wie nämlich die neuen Wirklichkeiten zu gestalten seien und wie sich das *cultural lag*, die massive Verspätung der deutschsprachigen Literatur gegenüber der gewandelten gesellschaftlichen Realität überwinden lasse. Daß gerade bei Fontane diese Antwort nicht in einer Reduktion auf ein »Reportertum«, wie er es an Zola kritisiert, bestehen kann, muß im Folgenden stets mitgedacht werden. Empirie und Exaktheit des auf Erfahrung gestützten Berichts habe zwar »aus dem öden Geschwätz zurückliegender Jahrhunderte befreit«, doch sei diese Befreiung nur ein allererster Schritt: »Will dieser erste Schritt auch schon das Ziel sein, […] so hört alle

Kunst auf.« Vom literarischen Kunstwerk fordert Fontane auch weiterhin, daß »eine schöne Seele [!] das Ganze belebt.«[3]

In diesem »Stoffwechsel« und in Fontanes verändertem Verhältnis zur Zeitung spiegelt sich aber auch der ›Strukturwandel der deutschen Öffentlichkeit‹: In der entstehenden Massengesellschaft werden Zeitungen zu dem entscheidenden informationellen Zugang zur Welt. Sie sind die Voraussetzung dafür, daß überhaupt so etwas wie eine öffentliche Meinung entsteht. Eine funktionierende freie Presse ist notwendige Bedingung für eine zumindest virtuelle Teilnahme der Staatsbürger an gesellschaftlichen und politischen Prozessen. Freilich kann diese Virtualität als bloße Inszenierung einer öffentlichen Meinung auch in Ideologie umschlagen und zu einer »Refeudalisierung der Öffentlichkeit« (Habermas)[4] führen, welche Diskussion durch Repräsentation ersetzt, die Rolle des Teilnehmers durch die des Zuschauers. Fontane ist auch Zeuge dieses Prozesses, bei dem die Zeitung nicht nur Medium ist, sondern auch Symptom bzw. Dingsymbol, das sich als solches ausgezeichnet der Art und Weise einfügt, in der Fontane seine späten Romane komponiert hat.

Aufklärung vs. Unterhaltung – Zum Funktionswandel journalistischer Intentionen

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hat sich nicht nur der Wandel von Gesellschaft, Wirtschaft, Wissenschaft und Technik beschleunigt, also nicht nur der Wandel dessen, *was* es zu berichten gilt; gewandelt hat sich auch das deutsche Pressewesen selbst, nämlich, kurz gesagt, von der Nachrichten- über die Meinungspresse des Vormärz und der Jahrhundertmitte zum modernen professionalisierten Journalismus, der nur noch ausnahmsweise von Literaten im Nebenberuf ausgeübt wird.[5]

Als Korrespondent in England hat Fontane während der fünfziger Jahre die Zurückgebliebenheit des deutschen Journalismus hinter dem englischen Pressewesen lebhaft empfunden. Dies gilt in besonderem Maße von den Berliner Zeitungen, die besonders nachhaltigen Einflußnahmen seitens der preußischen Regierung ausgesetzt waren, was sie gegenüber den überregional renommierteren Zeitungen wie der *Kölnischen Zeitung* oder der Augsburger *Allgemeinen Zeitung* zurücksetzte.

Derart stark empfand Fontane die Zurückgebliebenheit der deutschen gegenüber der englischen Presse, obwohl oder weil auch seine eigenen politischen Korrespondenzen aus der Zeit vor und kurz nach 1848 noch zu jenem oftmals traktathaften Meinungsjournalismus gehören, der beeinflussen will

und Tatsachendarstellung nicht von Meinungsäußerung trennt. Auch Fontane verwendet in seinen Artikeln aus dieser Zeit Ironie, literarische Anspielungen, Wünsche, Empfehlungen, Forderungen und bildhafte Redensarten und äußert Bekenntnisse in der Unmittelbarkeit der ersten Person. Er orientiert sich noch an stilistischen Formen, in denen Privatleute[6] an der öffentlichen Diskussion teilnehmen.[7]

Erstaunlich bezugsscharf hat Fontane im England der fünfziger Jahre einen Wandel der Öffentlichkeit geschildert, der in den deutschen Staaten noch nicht eingesetzt hatte. Er registriert, was Habermas das »Janusgesicht der Aufklärung und der Lenkung, der Information und der Reklame, der Pädagogik und der Manipulation«[8] genannt hat: den Übergang zum ›Infotainment‹. »Die deutschen radikalen Blätter des Jahres 1848 wollten etwas, sie waren im Dienste einer Idee, gleichviel, ob einer guten oder schlechten, aber die radikalen englischen Wochenblätter wollen nur Abonnenten, wollen dem Volk *gefallen*, aber es nicht *verführen*« (NFA XIX, S. 162). Er empfindet diese ganz andere Form von Öffentlichkeit als befreiend, bemerkt aber auch deren Dialektik, also durchaus auch jene Phänomene, die etwa Nietzsche kulturkritisch-polemisch unter dem Terminus der »Bildungsbarbarei« zusammengefaßt hat; doch behandelt Fontane – wie noch gezeigt werden wird – diese Phänomene der Erosion der Aufklärung durch Unterhaltung, des Verfalls von Bildung durch Zerstreuung und Neugier ohne jegliche elitäre Polemik mit dem ihm eigenen und also keineswegs unkritischen Humor. Eine Theorie des Kulturverfalls kommt Fontane folglich nicht in den Sinn, denn er mißt die Entwicklung nicht am Maßstab eines hohen Ideals kritischer Öffentlichkeit, sondern an der Realität dessen, was tatsächlich geschrieben und gelesen und wie es tatsächlich aufgenommen wird; auch seine eigenen Lesebedürfnisse und Lesegewohnheiten sind ihm hierbei – versöhnlicher – Maßstab. Es ist ja stets die Frage, was bei einem Menschen, der Angebote der Massenkultur aufgreift, denn faktisch an Kultur verfällt.

Gewiß wäre es eine unzulässige Vereinfachung, wenn man so tun wollte, als hätten erst Industrialisierung, beginnende Massenkultur und Boulevardpresse jene Bedürfnisse geschaffen, die die letztere zu befriedigen vorgibt. Heinrich von Kleists *Berliner Abendblätter*, vielleicht das erste Boulevardblatt überhaupt, hatten vor allem mit Schreckensmeldungen und Regionalgrotesken, die auf exklusiven Polizeiberichten beruhten, einen geradezu sensationellen Erfolg, und zwar in sämtlichen Bildungsschichten. Das Bedürfnis und das Interesse waren schon vor der Industrialisierung da.[9]

Auch Fontane selbst hat das verbreitete Bedürfnis nach Unterhaltung, nach Klatsch und Tratsch und Sensationen schon unter soziologischen Bedingungen konstatiert, die von der Industrialisierung noch kaum erfaßt wor-

den sind. Bereits in seiner frühen Korrespondenz aus dem Oderbruch für die *Dresdner Eisenbahn* (1842) beschreibt er das Leseverhalten der dortigen Bewohner nicht in eigentlich soziologisch-politischen Kategorien oder in kritischer Perspektive, sondern eher humoristisch im Rahmen eines anthropologischen Panoptikums ewigen Kleinbürgertums, das im Bauern wie im Junker sich verkörpern kann. Ruhe und Obrigkeitshörigkeit sind dort das erste Bürgerbedürfnis. Für die Leute aus dem Oderbruch bedürfte es gar keiner Pressezensur; sie würden die beunruhigenden Zeitungen aus Leipzig und Dresden ohnehin nicht lesen: »Hier ist die ›Vossische Zeitung‹ noch immer die Bibel, auf die geschworen wird« (NFA 19, S. 7).[10]

Erst als die (im Sinne der Habermasschen Darstellung) repräsentativen Momente politischer Berichterstattung hinreichend deutlich werden, wird 1874 in Deutschland die Pressezensur abgeschafft. Auch wenn die 1878 beschlossenen Sozialistengesetze die Pressefreiheit wieder einschränken, so hat sich doch zumindest für die bürgerliche Presse die Lage entspannt. Fontane hat diese repräsentativen Momente bereits 25 Jahre zuvor in England studieren können. In seiner 1857 erschienenen Artikelfolge über *Die englischen Wochenblätter* bezeichnet Fontane die in England erlebte Pressefreiheit als »Sicherheitsventil«. Im Gegensatz zu Preußen und Frankreich gelte die Pressefreiheit in England, wie er in seinem *Times-Vortrag* ausführt, gerade nicht als Gefahr für die öffentliche Ordnung:

»Alle diese Blätter werden begierig gelesen und es muß sich einem die Frage aufdrängen: wie ist es möglich, daß die Unzufriedenheit der Massen so systematisch und in so riesigem Maßstabe gepflegt werden kann, ohne irgend welchen wahrnehmbaren Eindruck hervorzubringen. Es gibt keine andre Antwort als wie die: die Gesundheit der Zustände im Großen und Ganzen kann den Angriff und die Kritik ertragen. [...] Man thut herzlich wenig für seine [des Volkes] moralische und geistige Bildung, man räumt ihm keine politischen Rechte ein, man läßt es wild aufwachsen, aber – man quält es nicht. Bei aller Noth und allem Elend im Einzelnen geht ein ungeheurer Zug des Behagens durch das Ganze. Die persönliche Freiheit ist groß und als Theil dieser Freiheit wird das Recht betrachtet klagen, murren und brummen zu können. Diesen Klagen fehlt fast immer die Bitterkeit; das Klagen selbst ist Zweck.«[11]

Führt man sich die auch in England existierende ökonomische Not der ärmeren Volksschichten und die herrschenden gesellschaftlichen Zwänge vor Augen, erscheint die Rede von der »Gesundheit der Zustände im Großen und Ganzen« und davon, daß die »politischen Schuhe« nirgends empfindlich drücken, als eine befremdliche Idealisierung (Fontane selbst hat seinen England-Eindruck der fünfziger Jahre später relativiert). Doch das Perspektiv,

mit dem individuelles Verhalten und Schicksal beurteilt werden, ist in England gewiß ein anderes als in Preußen-Deutschland: Innerhalb der gegebenen Machtverhältnisse gibt es – zumindest für das bürgerliche Individuum – ganz andere Freiräume des Denkens, Äußerns und Entscheidens, daher eine größere Lebendigkeit und Flexibilität der Gesellschaft. Genau dies markiert aber auch einen entscheidenden Unterschied der literarischen Verhältnisse: Die Romane Dickens' oder Thackerays haben unter anderem deshalb keine Entsprechung in der deutschen Literatur der Jahrhundertmitte, weil die deutschen Verhältnisse noch zu eng sind, um vergleichbare individuelle Entscheidungen und Schicksale zuzulassen; damit ist aber auch noch kein bürgerliches Epos möglich. Es ist kein Zufall, daß auch Thackeray selbst, als er seine Hauptfiguren zu längerem Aufenthalt nach Deutschland schickt und ihren Verkehr in der Gesellschaft des Ortes Pumpernickel schildert, zu Jean-Paulschen Albernheiten greift: Satire als negative Idylle. Und umgekehrt nehmen die deutschen Künstler, die England besuchen, selbstverständlich die Zeichen der Industrialisierung, aber auch das Spannungsverhältnis von Prosperität und Massenelend wahr.[12]

Wenn Fontane das englische Pressewesen so positiv darstellt, hat dies folgende Gründe: Es geht ihm nicht darum, das Pressewesen oder die Gesellschaft insgesamt auf einen passenden Begriff zu bringen. Er stellt vielmehr einzelne Aspekte heraus, besonders solche, die im Gegensatz zu den Verhältnissen in Deutschland stehen, auch wenn er dies mit jenen kasuistischen Generalisierungen tut, die für seinen essayistischen Stil so charakteristisch sind. Was er vom *Times*-Leitartikel sagt, gilt in gewissen Grenzen von Fontanes Essay-Stil überhaupt: »Daß er die Miene der Unfehlbarkeit annimmt, beweist nur, wie wenig sicher er sich fühlt« (NFA 19, S. 242). Und bezogen auf den Inhalt von Fontanes Äußerungen über England sagte Reuter ganz zu Recht: »Nur vor dem Hintergrund der Kritik an der ›Heimat‹ ist seine lebenslange Stellung zu England zu verstehen.«[13]

Wenn Fontane systematisch Entwicklung und Stil des englischen Journalismus studiert, setzt er sich mit einer Form auseinander, um die er sich selbst noch bemüht. So schreibt er am 31. Oktober 1855 an den Rütli: »Es ist eine Schule, die ich durchmache; sie soll mir eine Existenz schaffen, aber sie soll mich nicht ändern.«[14]

Die begriffliche Gegenüberstellung von *»Feuilletonstil«* und *»Kanzleistil«*[15] wird er auch in den späteren Jahrzehnten immer wieder benutzen; bei der Abgrenzung gegenüber dem Stil der professionellen Historiographie kommen analoge Ausdrücke wie »lederner Stil« oder »aktenmäßiger Stil« hinzu. Demgegenüber ist der Stil des (gelungenen) *Times*-Leitartikels vorbildlich.

Gleichwohl versteht sich auch für Fontane, daß die bloße »geistreiche Illustration« nicht alles ist, was eine anspruchsvolle Zeitung zu bieten hat und faktisch bietet. Seine Reserve geht aus der indirekt relativierenden Einflechtung hervor, daß Sachkenntnis nicht nur störe, sondern bei den Verfassern der *Times*-Leitartikel auch selten vorkomme. Daß dies selbstverständlich eine inhaltliche Einbuße bedeutet, spricht er in einem Brief aus, den er am 2. August 1856 an Friedrich Eggers geschrieben hat: »Bei Gelegenheit dieses Aufsatzes kann ich doch nicht umhin auszusprechen, daß es eine Erquickung ist, nach 100ten von englischen Leitartikeln mal wieder einen deutschen zu lesen. Ein englischer Leitartikel ist wie ein dünn ausgezogener Draht; ein compaktes Stück ist besser und bequemer. [...] Unsre deutschen Arbeiten, in Bezug auf Form zurückstehend, sind doch wirklich inhaltsreicher.«[16]

Fontane hat sich auch zu den negativen Folgen der Kommerzialisierung geäußert – nicht nur zur Kommerzialisierung des Pressewesens – etwa in dem Kapitel *›Das goldne Kalb‹* aus *Ein Sommer in London*: »der ganze Kultus des goldnen Kalbes ist die große Krankheit des englischen Volkes« (NFA 17, S. 77–88). Wenn Fontane dennoch während seines England-Aufenthalts und in der Artikelfolge über die englische Presse in eindeutig überwiegendem Maße die positiven Aspekte in den Vordergrund rückt, so ist dies nicht nur seinem journalistischen und existenziellen Lernwillen geschuldet, sondern wohl auch der Notwendigkeit, sich von seinem Korrespondenz-Konkurrenten Lothar Bucher unterscheiden zu müssen, dessen anfängliche Begeisterung für England in einen regelrechten Haß umgeschlagen ist.[17]

Um die Äußerungen Fontanes über England ins rechte Licht zu rücken, ist auch der Vergleich mit dem England-Bild seiner Zeitgenossen aufschlußreich. Fontane steht mit seiner England-Begeisterung nicht allein. Nach den Jungdeutschen, für die Paris die Hauptstadt europäischen Geisteslebens gewesen ist, haben die Schriftsteller und Publizisten des Vor- und Nachmärz London diese Funktion zugewiesen. Die Industriestädte Englands und allen voran London galten als eine Art Zentrallabor der Weltgeschichte. Zudem war das liberale London Zuflucht auch für jene, die, aus Deutschland ausgewiesen, aus politischen Gründen auch in Paris oder Brüssel nicht mehr bleiben konnten; man denke etwa an Karl Marx.

Auch bei jenen, die die englischen Modernisierungsschäden infolge hemmungsloser Industrialisierung ungleich schärfer und sachkundiger wahrnahmen als Fontane, finden sich vergleichbare positive Äußerungen über das liberale England und sein Pressewesen. Zu ihnen gehört u.a. Georg Weerth, der, obwohl er mit Friedrich Engels' Arbeit *Die Lage der arbeitenden Klassen in England* sehr gut vertraut war und London ein »Gebirge aus

Pracht und Jammer« nannte,[18] die Formel von der »Poesie der Politik und der Industrie« geprägt hat.[19]

Die Kommerzialisierung, die Fontane in seiner Artikelserie unter positivem Aspekt darstellt (*gefallen* vs. *verführen*), wurde übrigens um die Jahrhundertmitte auch in Deutschland äußerst kontrovers diskutiert. So rief etwa Karl Marx in der Nationalversammlung zur Frage der Pressefreiheit aus: »Zeitungen sind kein Gewerbe! Wer sie zum Gewerbe macht, verdient den Zensor.« Marx wehrte sich damit gegen einen Redner, der die Pressefreiheit mit dem Argument verteidigen wollte, Zeitungen dürften keinen »Handelsbeschränkungen« unterliegen, und dieselben somit vorrangig als Wirtschaftsgut betrachtete.[20]

Auch Fontane erkennt – wie Marx –, daß die Ökonomisierung der Presse die journalistische Information und Willensbildung zur Unterhaltung depravieren zu lassen droht; doch zum einen studiert er in England die positiven Aspekte dieses Vorgangs, zum anderen berücksichtigt er die faktischen Lesegewohnheiten, die den tatsächlichen Verlust nicht so groß erscheinen lassen – am pointiertesten im *»Times«*-Vortrag:

»Diese Bemerkungen dürften vielleicht schon ausreichen um die relative politische Einflußlosigkeit jener geharnischten Leitartikel zu erklären, deren Kraftsprache dem Auslande so zu imponieren pflegt. Aber diese Nicht-Wirkung hat noch einen anderen Grund [als den, daß die Leitartikel dem Volk *»gefallen«* wollen, statt es zu *»verführen«*]: Diese Donnerworte des Radikalismus werden in den meisten Fällen gar nicht gelesen. *›Wunderbare Rettung aus Lebensgefahr‹, ›Großes Feuer in der City, 13 Menschen verbrannt‹, ›Unnatürliche That einer Mutter in Warwickshire‹,* Einbrüche, Prozeßverhandlungen, Polizei-Berichte. – *Das* ist es, was gelesen *wird*, nicht der Leitartikel. Die Gründe dafür sind klar, die politischen Schuhe drücken nirgend empfindlich, – das Volk ist glücklich.«[21]

Zeitungsmeldung als frühe *daily soap*, Unterhaltung statt Aufklärung und Willensbildung! Trotz ihrer Ironie und ihres gelinden Spotts schwingt in diesen Äußerungen unüberhörbar Fontanes Absage an die politischen Ziele mit, die er selber noch zehn Jahre zuvor als politischer Publizist verfolgt hat.

Ein emphatischer Begriff von Öffentlichkeit, wie ihn die Spätaufklärung entwickelt hatte, ist dem begriffsskeptischen realistischen Zeitalter historisch abhanden gekommen. Dies spiegelt sich in Fontanes Äußerungen zum Thema, zumindest in jenen, die die England-Erfahrung bereits verarbeitet haben. In Kraft sind Maßstäbe emphatischer Öffentlichkeit nur noch gegenüber Beschränkungen der Pressefreiheit durch Macht, Ideologie und Moral. Aber nicht der rationale, das politische Geschick eines Landes steuernde Diskurs gibt das Modell ab, sondern der liberale Markt, auf dem dieses und

jenes angeboten wird – unter anderem auch jener rationale Diskurs, der natürlich eines der Kernstücke funktionierender Öffentlichkeit bleibt. Als neue – und von Fontane mit nicht geringerer Emphase geforderte – Aufgabe von Öffentlichkeit tritt hinzu: die bloße Wahrnehmung von und die Anteilnahme an einer zunehmend komplexeren Welt zu ermöglichen. Es geht Fontane primär – mit dem Titel eines Buches Carl Friedrich von Weizsäckers zu sprechen – um die ›Wahrnehmung der Neuzeit‹, um eine neue, nicht-elitäre Form der Volksbildung, die mehr mit Wissen und Information zu tun hat als mit einem Bildungsideal humanistischer Prägung. Fontane bildet ein emphatisches Bewußtsein von Zeitgenossenschaft heraus, mit dem er sich von den poetischen Realisten Storm und Raabe abgrenzt; Keller ist ihm hier vielleicht am nächsten. Dieses Bewußtsein stellt zwar ein in dieser Form geistesgeschichtlich neues Phänomen dar, markiert aber eine allgemeine Tendenz: »Konnte man die literarische Zeitschrift gelegentlich als eine andere Form der Universität bezeichnen, so wurde die Zeitung für den Massenleser im 19. Jahrhundert Schule, Bibliothek und Veranstaltung zugleich. Er las nicht darin, ohne auch darin zu leben.«[22] Und ohne diese neue Funktion von Öffentlichkeit würde auch der ›rationale‹ öffentliche Diskurs in Dogmatik erstarren. Der entstehende neue Begriff von Bildung zielt auf Weltkenntnis und Bewährung im Alltag. Diesen historischen Gewinn muß man berücksichtigen, wenn man den Verlust gegenüber einem klassischen Ideal von Bildung konstatiert und (wie Ulrich Kinzel) feststellt: »Der unendlich erweiterte Zugang zur Welt ist verbunden mit einer schwachen Selbstkultur.«[23] Zwar betrifft dieser für die Familienzeitschriften erhobene Befund das Pressesystem und den Bildungsdiskurs insgesamt, doch wäre es ein seltsamer Anspruch, von Tageszeitungen zu erwarten, daß sie ihren Leser zur »Transformation seiner selbst durch sich selbst« bringen sollen. (Die Desintegration des Weltwissens ist ein objektiver Prozeß, der sich in Dubslavs Bekenntnis reflektiert, er besitze nur eine »Panoptikumbildung« (10. Kap., S. 108) und betrachte alles vom »Zeitungsleserstandpunkt« (38. Kap., S. 340). Die Frage scheint mir eher zu sein, inwieweit einzelne Zeitungen jeweils versuchen, ihre Leser mit Identitätssurrogaten abzuspeisen. Aneignung kann auch zur Usurpation des Fremden werden, wohingegen der poetische Realismus den Anspruch akzentuiert, das Fremde in seiner Fremdheit zu belassen. Nietzsches – »Wir stehen verächtlich zu jeder Bildung, welche sich mit Zeitunglesen oder gar -schreiben sich verträgt« – oder Platens[24] pauschale Verachtung jedenfalls ist Fontane fremd. Dabei benutzt auch der passionierte Zeitungleser Fontane die stilkritische Vokabel der »Zeitungsphrase« allenthalben, doch bezogen auf einen bestimmten Jargon. Neben dem Schimpfwort vom »Zeitungsdeutsch« begegnet das ganze 19. Jahrhundert über die Zeitung als Requisit

der Spießersatire, häufig mit der Absicht, nicht nur einen soziologischen Typus, sondern auch den Nationalcharakter zu treffen: der deutsche Michel, tumb und behäbig, mit Zeitung, Bierglas und Pfeife.

Am Schwungrad der Weltgeschichte – Die Zeitung als Vermittlerin der Welt nach den Gründerjahren

Seit Gründung des Deutschen Reiches ist die Anzahl großer Zeitungen rapide und kontinuierlich gestiegen, ebenso die jeweilige Auflage und der Seitenumfang. Diese Expansion wurde zum einen möglich durch den Wegfall der letzten presserechtlichen Möglichkeiten der Zensur und obrigkeitlichen Einflußnahme (Reichspressegesetz 1874):[25] Die Zeitungen konnten eine selbständige politische Berichterstattung aufbauen, sie wurden inhaltlich und stilistisch direkter und damit interessanter; die Expansion wurde technisch möglich durch schnellere Druckverfahren, ökonomisch durch den nunmehr unbeschränkten Straßenverkauf und die Dynamisierung des Anzeigengeschäfts, wie sie seit den siebziger Jahren ein Zeitungsunternehmer völlig neuen Typs: Robert Mosse, vorangetrieben hatte.[26] Durch den starken Zufluß investierten Kapitals lösten sich die engen Bindungen traditioneller Zeitungen an eine bestimmte (partei-)politische Klientel, was die Dynamik und Flexibilität noch verstärkte – die Bindungen an enge Zielgruppen waren ein Wettbewerbshindernis.

Bemerkenswert ist, wie stark Fontane bei aller Kritik an den Fehlentwicklungen in seinen letzten beiden Lebensjahrzehnten positiv von der mit der kommerziellen Expansion einhergehenden Horizonterweiterung der deutschen Presse eingenommen ist. In einem Brief vom 11. Dezember 1897 an seinen Verleger Wilhelm Hertz pointiert er den Wandel der deutschen Presse auf folgende Weise; Anlaß dieser Bemerkungen ist die Feier zum 70. Geburtstag Karl Frenzels, des Redakteurs und Kritikers der *Nationalzeitung*:

»Wie hat sich die Welt verändert! Ich denke an 1837 zurück (doch schließlich bloß sechzig Jahr) und die Physiognomie unsres guten Berlin ist nicht wiederzuerkennen. Damals Beobachter, Vossin, Rellstab – jetzt der Lokal-Anzeiger mit 180 000 Absatz. Eine Welt von geistigem Leben ist seit Eckensteher Nante's Tagen geboren« (4|770).[27]

Wenn Fontane die *Vossische Zeitung* gemeinsam mit Eckensteher Nante zum obsoleten Berlin der dreißiger Jahre rechnet, den *Lokal-Anzeiger* jedoch zum Herold des modernen geistigen Lebens erhebt, so ist die Affirmation nur als ironische aufzufassen. Gewiß hat Fontane wiederholt kritisiert, wie zögerlich die *Vossische Zeitung* sich mit Rücksicht auf ihre bürgerlichen

Abonnenten einer Kritik des Überkommenen öffnet. Dies bezeugen seine Briefe, vor allem die der neunziger Jahre, und seine Meinungsverschiedenheiten mit Friedrich Stephany, wie sie insbesondere in der Beurteilung des Naturalismus deutlich geworden sind. Aber man darf nicht vergessen, daß Fontane zwanzig Jahre als fester und weitere Jahre als freier Mitarbeiter für die *Vossische Zeitung* geschrieben hat und gemeinsam mit Paul Schlenther dort dem Naturalismus ein Forum schaffen konnte, wie es sich in der bürgerlichen Presse sonst nicht fand. Doch Fontane meint hier nicht die *Vossische Zeitung* der neunziger, sondern die der dreißiger und vierziger Jahre, und so wird Wilhelm Hertz die Briefstelle auch verstanden haben. Es war vor allem die *Vossin* oder die *Tante Voß* früherer Jahrzehnte, die von ihren Zeitgenossen immer wieder wegen ihrer mitunter tantenhaft vernünftelnden Biederkeit, wegen ihrer das Komische streifenden Seriosität und wegen ihrer aus der Angst vor Unausgewogenheit resultierenden Positionslosigkeit in Satire und Karikatur verspottet worden ist:

»Herr Ducke: Des sind *Ansichten.* Man kann darüber *so* denken und ooch *so!*

Herr Strampel: Sie lesen woll die Voß'sche Zeitunke?«[28]

Die Ironie seiner Apologie des *Lokal-Anzeigers* unterläuft nur die Art und Weise, in der Fontane seinen Gegenwartsenthusiasmus äußert, nicht diesen selbst, nur den Beleg, aber nicht die Behauptung. Wie stets in seinen Briefen hat Fontane auch hier die Form der Mitteilung abhängig von Gegenstand und Adressat gewählt; daraus folgt aber nicht, daß deren Substanz ebenfalls nur für den jeweiligen Brief Geltung beanspruchte.

In ähnlicher Weise verschränken sich in dem nachfolgend zitierten Brief die individuelle Äußerungsform und der für das Verhältnis des späten Fontane repräsentative Gehalt. Er enthält ein sehr grundsätzliches Bekenntnis zur Zeitungslektüre; in besonders pointierter Form verdichtet er jene Aspekte, die in diesem Aufsatz untersucht und dargestellt werden sollen: Biographie, Werkgeschichte, Realgeschichte und Poetik. Am 5. Dezember 1890 schreibt Fontane an Paul Heyse (4|85, S. 75):[29]

»Ein Gefühl, das ich in London beständig hatte: ›hier ist etwas los‹, das habe ich jetzt auch in Berlin. Ich lese die Zeitung mit der Andacht eines Philisters, aber mit einer Gesinnung, die das Gegentheil von Philisterium ist. Es vergeht kein Tag, wo nicht aus diesem elenden Löschpapier [d.h. aus der *Vossischen Zeitung*][30] etwas Hochpoetisches zu mir spräche: der Kaiser und Bismarck, die stille und dann auch wieder laute Kriegführung zwischen Beiden, die Hofpredigerpartei, Kögel, Stöcker, Dryander, Bacillus-Koch, Goßler, 2000 fremde Aerzte, Große-Kurfürstenfeier, Wissmann und Dampfschiffe auf dem Victoria-See, – das alles macht mir das Herz höher schlagen,

Prospect.

Sonntag. **25. Juni.**

Diese Zeitschrift erscheint wöchentl. mindestens einmal, und zwar jeden Sonntag, nach Umständen jedoch öfter, einen halben Bogen mit satyrischen Illustrationen.

Abonnement bei allen Königl. Postämtern und Buchhandlungen auf je 13 Nummern 17½ Sgr. Preis der einzelnen Nummern 1½ Sgr.

TANTE VOSS

mit dem Besen.

No. 1. **Missionsblatt zur Bekehrung der politischen Heiden.** **1848.**

Hussa! Tante Voß ist da! Nicht aber etwa die bekannte alte Runkunkel, die das Waschweib der politischen Zöllner und Pharisäer geworden ist, sondern **Tante Voß mit dem Besen,** die den Geheimen-Unrath der Reaction auf das Genick tritt und aus dem Tempel der Menschheit alles unsaubre alte Gerümpel ausfegen wird! — Wer ein kräftiges freies Wort, gesinnungsvollen Ernst im Gewande des Humors, scharfen Witz und beißende Satyre als heilkräftige Geißel für alles Entartete gern hat, der halte sich zur **Tante Voß mit dem Besen!** Sie wird wöchentlich mindestens einmal, nach Umständen auch öfter, erscheinen und jedesmal außer den Hauptartikeln auch lustige Zwischenstücke und eine wohlgefüllte Mausefalle (gepfeffertes Feuilleton) nebst satyrischen Holzschnitten mitbringen. Umstehend geben wir eine kleine, durch den Raum freilich sehr beschränkte, Inhalts-Probe. — Der Abonnements-Preis für je 13 Nummern ist 17½ Sgr. pränumerando. — Einzelne Nummern kosten 1½ Sgr.

Berlin, im Juni 1848.
Charlottenstraße 27.

Die Verlags-Buchhandlung von
S. Löwenherz.

Das Satireblatt Tante Voss mit dem Besen, *Untertitel:* Missionsblatt zur Bekehrung der politischen Heiden, *eröffnete seine erste Nummer mit der Ankündigung: »Hussa! Tante Voß ist da! Nicht aber etwa die bekannte alte Ranunkel, die das Waschweib der politischen Zöllner und Pharisäer geworden ist, sondern* Tante Voß mit dem Besen, *die den Geheimen-Unrath der Reaction auf das Genick tritt und aus dem Tempel der Menschheit alles unsaubere alte Gerümpel ausfegen wird!«*

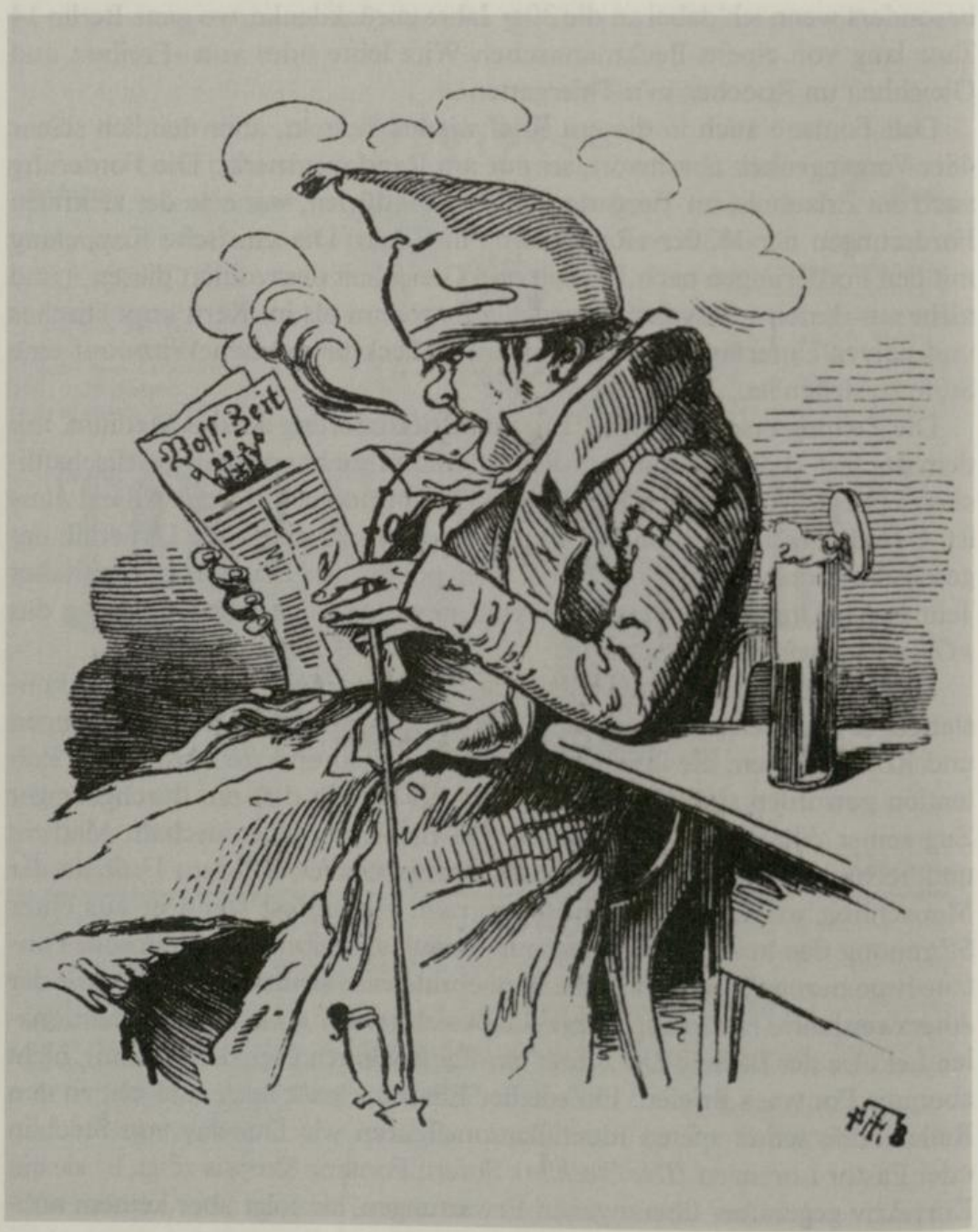
besonders wenn ich dabei an die 30er Jahre zurückdenke, wo ganz Berlin 14 Tage lang von einem Beckmannschen Witz lebte oder von ›Freiheit und Gleichheit un Roochen in'n Thiergarten‹.«

Daß Fontane auch in diesem Brief wieder indirekt, aber deutlich seiner 48er-Vergangenheit abschwört, sei nur am Rande vermerkt: Die Forderung nach der Erlaubnis, im Tiergarten rauchen zu dürfen, war eine der zentralen Forderungen der 1830er-»Revolution« in Berlin. Die satirische Koppelung mit den Forderungen nach Freiheit und Gleichheit desavouiert diesen – und nicht nur diesen – Revolutionsversuch insgesamt als im Kern unpolitisches und naives Unterfangen, das mit »einem Beckmannschen Witz« auf eine Stufe zu stellen ist.

Die Zeitung erscheint in der zitierten Briefäußerung als das Medium, mit dem der fast 71jährige Fontane, der sich immer mehr aus dem gesellschaftlichen Leben zurückzieht, teilhat an dem, was in Berlin und Deutschland *»los«* ist. Gerade der alte Fontane verfolgt die sich beschleunigende Dynamik der gesellschaftlichen Entwicklung (bei aller politischen Skepsis) mit lebhafter Teilnahme. Und in diesem Sinne wohl nennt er seine Lektürehaltung das *»Gegentheil von Philisterium«.*

Statt sich philisterhaft ans Behagliche und Gewohnte zu klammern, konstatiert er mit Befriedigung das Absterben überkommener Vorstellungen und Konventionen, die ihren Sinn verloren haben und zur verlogenen Prätention geworden sind. Geradezu begeistert – auch dies ein durchgängiger Zug seiner Altersbriefe – verfolgt er die Erfolge in Wissenschaft, Medizin und Technik. Dies ist im übrigen das einzige Gebiet, auf dem Fontane der Menschheit wirkliche Fortschritte zutraut, zumindest wenn er aus einer Stimmung des heiteren Pessimismus heraus schreibt. Der Eindruck, Fontane hege bezogen auf technische Fortschritte eine »antimoderne Skepsis der Altersweisheit« (Harro Segeberg),[31] läßt sich zwar aus einer autorintentionalen Lektüre der Ballade *Die Brück' am Tay* gewinnen (vgl. dazu unten), nicht aber aus Fontanes Briefen. Ein solcher Eindruck paßt auch schlecht zu den Reflexionen seiner späten Identifikationsfiguren wie Dubslav von Stechlin oder Pastor Lorenzen *(Der Stechlin).* Sofern Fontane Skepsis zeigt, ist sie ein Korrektiv gegenüber überzogenen Erwartungen, sie folgt aber keinem antimodernen Impuls.

Ganz im Gegenteil: Überaus häufig zeigt sich Fontane geradezu berauscht von dem Gefühl, in Berlin am Puls der Zeit zu leben, und die Entwicklungen in Wissenschaft, Technik und Gesellschaft wenigstens durch die Zeitung miterleben zu können, wirkt anregend und belebend. 1856 hatte er am Londoner Leben hervorgehoben, hier »das Leben« und »die Dinge selbst«, nicht mehr bloß ihre »Beschreibung«, ihren »Zeitungsschatten« zu



»Der neue deutsche Philister«, aus Adolf Glaßbrenners populärem März-Almanach (1849). Bildunterschrift: »Der Philister hält dieselbe Zeitung, welche sein Vater gehalten hat.« Neben Pfeife, Nachtmütze und Bierglas war die Zeitung, sehr häufig auch die Vossische Zeitung, geläufiges Requisit der Spießersatire und Karikatur.

haben (1|231, S. 492). Diese kritische Distanzierung von den Nebenwirkungen medialer Vermittlung findet sich beim späten Fontane nicht, sofern es um die zeitunglesende Teilhabe an jener gesellschaftlichen Dynamik geht, die Deutschland überhaupt erst in den Gründerjahren ergriffen hat. Im Berlin der neunziger Jahre ist die Zeitung für ihn entscheidende vermittelnde Instanz. Sie ist es wieder, muß man sagen, wenn man an die Rolle denkt, die die Kühnschen Bilderbogen und die ersten Zeitungen für den zehnjährigen Fontane in Swinemünde gespielt haben. Doch sie ist es – dies gilt es zu beachten – in neuer Weise. Daß die Zeitungslektüre für den späten Fontane eine so große Bedeutung gewinnt, ist nicht allein darauf zurückzuführen, daß er sich zunehmend aus dem gesellschaftlichen Leben zurückgezogen hat und insofern zwangsläufig auf die Zeitung als Medium angewiesen ist; denn die Aspekte, die er Heyse und anderen Briefpartnern gegenüber als Belege für sein neues Berlin-Gefühl aufzählt, sind durch keine persönliche Anschauung oder Erfahrung mehr zusammenzutragen. Insofern spricht aus Fontanes Briefäußerung eine ganz und gar neuartige Qualität historisch-gesellschaftlicher Erfahrung. Die Zeitung vermittelt nicht mehr nur einzelne Ereignisse oder individuelle Schicksale innerhalb einer stabilen Welt, sondern Indizien und Beispiele dafür, daß diese Welt selbst sich ändert und entwickelt. Die Zeitung wird für den Zeitgenossen zu dem Medium, das ihm stückweise die Totalität jenes Prozesses vermittelt, dessen Objekt er ist. Sie vermittelt ihm das Sausen des ›*Schwungrades*‹ der Weltgeschichte. Diese Metapher, die Fontane schon 1860 in einem Brief an Heyse verwendet,[32] steht nicht nur für die mitreißende Dynamik dieses Prozesses, sondern auch für dessen Subjektlosigkeit.

Fontane nennt das, was aus der *Vossischen Zeitung* zu ihm spreche, ein »Hochpoetisches«. Selbstverständlich enthält diese auffällige Formulierung eine kalkulierte Provokation für den dezidierten Anti-Naturalisten Paul Heyse, doch wird ihr Aussagegehalt durch die Äußerungsumstände nicht neutralisiert. Wie so oft in Fontanes Briefen, ist auch hier gerade die persönlichste Hinwendung[33] Anlaß zu einer auch über sie hinaus gültigen Selbstaussage.

Fontane ist bereit, im journalistischen Fundstück auch den nicht-begrifflichen, mimetischen Ausdruck dessen zu entdecken, was für eine Zeit und für eine menschliche Haltung exemplarisch ist. Daß das in diesem Sinne Exemplarische gerade nicht das Durchschnittliche ist, hat Fontane selbst immer wieder hervorgehoben, wenn er das Poetische seines ›poetischen Realismus‹ erläuterte. So schreibt er 1894 an Friedrich Stephany, den Chefredakteur der *Vossischen Zeitung*, was ihn an Gesellschaftsskandalen, Duellgeschichten, Prozessen usw. interessiere:

»Die Details sind mir gleichgültig – Liebesgeschichten, in ihrer schauderösen Ähnlichkeit, haben was Langweiliges –, aber der Gesellschaftszustand, das Sittenbildliche, das versteckt und gefährlich Politische, das diese Dinge haben [...], das ist es, was mich so sehr daran interessiert« [4|373].

Erfahrungen statt Spekulationen: Zeitungslektüre als poetische Feldforschung

Seit es Zeitungen gibt, haben Dichter und Schriftsteller sie als Quelle ihrer Stoffe, Themen, Motive und Einfälle benutzt. Darin besteht kein wesentlicher Unterschied zur Anregung durch Briefe, Gespräche, historische Darstellungen oder andere Werke der Kunst und Literatur. Im Laufe der Zeit wird die Zeitung für Fontane jedoch eine neue und spezifische Funktion erhalten.

Zunächst fungierte die Zeitung als Quelle »unerhörter Begebenheiten«, wie sie nach Goethes Definition für die Novelle, mittelbar aber auch für die Ballade konstitutiv geworden sind.[34] Einige Beispiele aus der nach-romantischen Literatur: Annette von Droste-Hülshoffs *Die Judenbuche* und Theodor Storms *Der Schimmelreiter*[35] gehen auf Berichte in Zeitschriften zurück, die noch eine deutliche erzählerische Struktur haben. Davon hebt sich das dramatische Fragment *Woyzeck* ab, dessen stofflichen Vorwurf Büchner einer Fachzeitschrift, der *Zeitschrift für Staatsarzneikunde*, entnahm. Auch der Umweltskandal, der Raabes »Sommerferienheft« *Pfisters Mühle* zugrundeliegt, ist einer Fachzeitschrift entnommen. Auf Berichte in Tageszeitungen gehen die zahlreichen Weber-Gedichte des Jahres 1844 zurück, darunter Heines *Die schlesischen Weber*, aber auch Kellers Novelle *Romeo und Julia auf dem Dorfe* und *Der Apotheker von Chamonny oder Der kleine Romanzero.*

Wegen ihres Kontrastes zur Haltung des späten Fontane gegenüber der Zeitung ist die Art und Weise interessant, in der sich Gottfried Keller mit und in seiner Novelle *Romeo und Julia auf dem Dorfe* auf eine Zeitungsmeldung bezieht. Zunächst entnimmt Keller – für einen Verfasser von Novellen und Balladen nicht ungewöhnlich – einer Zeitungsmeldung eine »unerhörte Begebenheit« als Vorwurf. Keller beschließt seine Novelle jedoch mit einer Polemik gegen die Zeitung, die durch die faktische Zeitungsmeldung, von der er sich hat inspirieren lassen, gerade nicht gedeckt ist.

In der *Züricher Freitagszeitung* vom 3. Sept. 1847 war der Bericht von dem Selbstmord eines jungen Liebespaares zu lesen, dessen miteinander auf den Tod verfeindete Eltern nicht in eine Verbindung einwilligen wollten. Die beiden Liebenden hatten sich nach einem, wie es heißt, vergnügten Tanzabend

durch den Kopf geschossen. Keller hatte diese Nachricht gelesen, und seine ersten Entwürfe datieren aus dieser Zeit.[36]

Keller schließt seine Novelle mit der fiktiven Wiedergabe dessen, was »in den Zeitungen zu lesen« gewesen sei. Erwähnt werden ebenfalls die Armut der Familien und deren Feindschaft sowie der Tanzabend. Mit den Schlüssen, die in der fiktiven Meldung aus den dürren Angaben zum äußerlichen Hergang gezogen werden, weicht die Novelle aber beträchtlich von der faktischen Zeitungsnachricht ab: Der fiktionale Zeitungskommentar nimmt das Ende der beiden Liebenden als Indiz »der um sich greifenden Entsittlichung und Verwilderung der Leidenschaften«. Dieses vordergründige, abwertende moralische Urteil steht in einem krassen Kontrast zum erzählten Handlungszusammenhang und enthält somit implizit die scharfe Philisterkritik, die Keller in der ersten Fassung der Novelle noch glaubte explizit hinzufügen zu müssen. Zugleich erinnert sie daran, wieviele solcher zarten, unglücklichen »Novellen« sich tagtäglich, verdeckt durch kurzschlüssige und kleingeistige Urteile, unbemerkt und unverstanden zutragen mögen.

Auch Fontane hat Zeitungsmeldungen zunächst als Dokumente ›unerhörter Begebenheiten‹ gesammelt und verwendet. Seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts hat sich sein Interesse jedoch verlagert; so sucht er jetzt nach Ikonen des Gesellschaftszustands und nach einem neuen, zeitgemäßen Typus des unheroischen Helden. Fontane sucht *»neuzeitliche Vorbilder«*, und zwar Vorbilder ohne »von«, wie er am 8. Juli 1895 an Friedlaender schreibt (4|479); zu ihnen zählt er unter anderem Entdecker und Wissenschaftler, darunter Werner Siemens. Es geht nicht um deren Individuation, nicht um ihre Identitätstechniken, sondern um die äußerlich weithin sichtbaren und spezifisch modernen Leistungen.

Deutlich prägt sich in Fontanes Lektürehaltung jener geistig-kulturelle Umschwung der Jahrhundertmitte ein, der – Egon Friedells Bonmot zufolge – durch den Übergang von Schelling & Hegel zu Siemens & Halske markiert wird,[37] also durch den Übergang vom idealistischen Philosophieren zur technisch-industriellen Veränderung der Welt. Diese Veränderung geistig zu verarbeiten, hat sich die deutsche Literatur lange als unfähig (oder auch als unwillig) erwiesen. An der Geschichte des Fontaneschen Werks – wie auch an Werken seiner zum Teil jüngeren Zeitgenossen – kann man studieren, daß diese Unfähigkeit trotz entschiedener Suche fortbestanden hat und welche objektiven historisch-gesellschaftlichen Hindernisse es der deutschen Literatur erschwert haben, beispielsweise zum bürgerlichen Roman Englands oder Frankreichs aufzuschließen. Schon 1853 formulierte Fontane in seinem Aufsatz *Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848* sein Postulat: ›Erfahrungen statt Spekulationen‹. »Was unsere Zeit nach allen Seiten hin charakterisiert,

das ist ihr *Realismus*.«[38] Das Wort »Realismus« wird nach 1848 schnell zu einem Epochenbegriff, der auch politische Gegner vereint. Ausdrücke wie »Wirklichkeit« oder »Tatsache« haben Konjunktur. Wenn Fontane sich auf die »Politiker (aller Parteien)« beruft, kann dies als Reflex darauf gewertet werden, daß sich der Terminus »Realpolitik« als ein Ausdruck durchzusetzen beginnt, mit dem die Zeit – gegen die ideologischen Bindungen des Liberalismus – ihr politisches Selbstverständnis artikuliert. Dieser Ausdruck geht auf Ludwig von Rochau zurück, von dessen Werk *Grundsätze der Realpolitik* im Jahre 1853 der erste Teil erschienen war.

Fontane selbst sollte drei Jahrzehnte brauchen, bis er Möglichkeiten einer für ihn akzeptablen literarischen Einlösung dieses Postulats gefunden hatte, das in dieser abstrakten Formulierung vom Frührealismus[39] bis zum Naturalismus Zustimmung gefunden hat. Die Verarbeitung von Realitätseinsprengseln, die *typischerweise* über die Zeitung vermittelt werden, hat hierbei eine wichtige Rolle gespielt; sie ist ein neues Verfahren, für das er in dieser Weise keine Vorbilder gehabt hat. Wer sich in der abstrakter und vielgestaltiger gewordenen Welt ein Bild von dem verschaffen will, was vorgeht, ist auf die Lektüre der Zeitung angewiesen. Das gilt sogar für den Wiedergänger des Alten Fritz in Fontanes Geburtstagsgedicht für Adolph Menzel. Der König hat versucht, sich über die neue Zeit zu orientieren, aber nicht alles verstanden, und bittet nun *Auf der Treppe von Sanssouci* das Erzähl-Ich des Gedichts um Aufklärung: »Ich les da täglich jetzt in den Gazetten/Von Menzelfest und siebzigstem Geburtstag [...]« (AFA *Gedichte* I, S. 273).

Frei von aller Dichtereitelkeit hat Fontane anerkannt, daß ein guter Zeitungsartikel wie auch das kompetente historiographische Werk allemal mehr ästhetisches Vergnügen zu bereiten fähig ist als mittelmäßige Dichtung. Am 27. April 1894 versichert er dem Wiener Journalisten Moritz Necker, daß das »Eintagsfeuilleton« verglichen mit einem mittelmäßigen Theaterstück allemal die höhere Kulturleistung erbringe: »Das Eintagsfeuilleton hat doch gewirkt, was immer was bedeutet; es hat den ganzen Gesellschaftszustand, und wär' es auch bloß um den millionsten Teil einer Haaresbreite, gefördert und verfeinert und ist nach 100 Jahren immer noch ein wundervolles Material für einen Historiker wie Taine« (4|350).

B. Aus der Biographie eines Zeitungslesers. Fontane und der Neuruppiner Bilderbogen – das erste Massenmedium

Das 12. Kapitel von Fontanes Erinnerungen *Meine Kinderjahre* trägt den Titel ›Was wir in der Welt erlebten‹. Wer nun erwartet, die ersten eigenen Abenteuer des jungen Fontane, die ihn über den engsten Swinemünder Lebenszusammenhang hinausführten, vermittelt zu bekommen, sieht sich getäuscht: Neben einer knappen Erwähnung der Cholera-Epidemie und einer Beschreibung des sogenannten Ricochette-Schießens des Kaiser-Franz-Regiments teilt Fontane vor allem mit, welch faszinierende *»zeitgeschichtliche Belehrung«* er als Kind durch Bilderbogen und Tageszeitungen erfahren habe. Was »wir« – der Kapitelüberschrift folgend – »in« der Welt erlebten, war also das, was Fontane als Kind auf Bilderbogen erblickte oder in der Zeitung über die Ereignisse in der Welt las. Der heutige Leser kann sicher sein, daß Fontane mit voller Absicht durch die Wahl des Personalpronomens die Differenz medialer Vermittlung eingezogen, übersprungen hat: In der Tat wurde das medial Vermittelte zum prägenden und damit *eigenen* Erlebnis des wissensdurstigen und phantasiebegabten Kindes.

Bevor er als Zehnjähriger mit dem Zeitunglesen beginnt, hat er seine »Poetennatur« durch die Darstellung aktueller historischer Ereignisse, vor allem von Schlachten und anderen militärischen Szenen auf den Bilderbogen und in sogenannten Guckkästen faszinieren lassen. Diese Faszination durch Guckkastenbilder hat in mancherlei Hinsicht Fontanes spätere Zeitungslektüre vorbereitet.

Der Humor, mit dem Fontane in *Meine Kinderjahre* und im ›Gustav Kühn‹-Kapitel der *Wanderungen* die Bilderbogen schildert, versucht die gegensätzlichen Aspekte dieses vielleicht ersten wirklichen Massenmediums zusammenzudenken: seine Trivialität, seine Vergröberung, Schematik und Klischeehaftigkeit einerseits und die Faszination durch sinnfällige szenische und symbolische Verdichtung andererseits, die sie für kindliche Gemüter jeden Alters gehabt haben. Während die *Times*, das »Weltblatt«, nur in Weltgegenden zur Kenntnis genommen werde, die schon einer gewissen Bildung teilhaftig geworden seien, sei der Gustav Kühnsche Bilderbogen *»der Herrnhutsche Missionar* der überall hin vordringt«: »Was ist der Ruhm der Times gegen die zivilisatorische Aufgabe des Ruppiner Bilderbogens?« (HFA II/1, S. 134). Und sicher ist es mit einem Seitenblick auf Swinemünde – nicht nur auf das seiner Kindheit! – formuliert, wenn Fontane zum Beleg dieser zivilisatorischen Leistungen in den *Wanderungen* schreibt:

»Sie [die Kühnschen Bilderbogen] sind der dünne Faden, durch den weite

Strecken unseres eigenen Landes, lithauische Dörfer und masurische Hütten, mit der Welt draußen zusammenhängen. Die letzten Jahrzehnte mit ihrem rasch entwickelten Zeitungswesen, mit ihrer ins Unglaubliche gesteigerten Kommunikation haben darin freilich viel geändert, aber noch immer gibt es abgelegene Sumpf- und Heideplätze, die von Delhi und Kahnpur, von Magenta und Solferino nichts wissen würden, wenn nicht der Kühnsche Bilderbogen die Vermittlung übernähme« (HFA II/1, S. 136). Fontanes Erinnerungen sind wohl die bekanntesten, keinwegs aber die einzigen literarischen Denkmale, die deutsche Schriftsteller den Bilderbogen Kühnscher oder anderer Provenienz gesetzt haben.[40]

Die erste zeitgeschichtliche Belehrung

Als ›hoch-poetisches‹ Medium entdeckt Fontane die Zeitung für sich bemerkenswert früh, nämlich als Zehnjähriger. Im 12. Kapitel seines autobiographischen Romans *Meine Kinderjahre* erinnert er sich daran, wie ab Sommer 1830 die »zeitgeschichtliche Belehrung«, die ihm bis dahin durch die wirkungsvoll illuminierten Guckkastenbilder zuteil geworden war, von Tageszeitungen übernommen wurde, die nunmehr seine Aufmerksamkeit fesselten: »Ich hatte von früh an einen Sinn für die politischen Vorgänge, wie sie mir unsere Zeitung vermittelte« (HFA III/4, S. 109). Hier verfolgt er die Berichte über die Pariser Julirevolution, über die Beschießung Algiers und über den polnischen Insurrektionskrieg. Im 12. Kapitel seiner Kindheitserinnerungen notiert Fontane: »Ein Jahr lang dauerte der polnische Insurrektionskrieg, während welcher Zeit ich mich zu einem kleinen Politiker herangelesen hatte« (HFA S. 113). Der Zehnjährige bewundert die kämpferische Freiheitsliebe des polnischen Volkes: »Freiheitskämpfe haben einen eigenen Zauber und ich danke Gott, daß die Geschichte deren in Fülle zu verzeichnen hat.« Die Niederlage des polnischen Aufstands verfolgt er mit Trauer – obwohl er auch ein komplementäres, die Freiheitsliebe einschränkendes »Engagement zu Gunsten der geordneten Gewalten« verspürt (HFA S. 111).

Man könnte geneigt sein, diese autobiographische Darstellung für eine einzelne rückwärtsgewandte Selbststilisierung zu halten. Doch dagegen spricht, daß Fontane sich bereits vierzig Jahre früher, am 14. Feb. 1854, in einem Brief an Theodor Storm in ganz ähnlicher Weise über seine frühe Zeitungslektüre ausgesprochen hat: »Um dieselbe Zeit war ich ein enthusiastischer Zeitungsleser, focht mit Bourmont und Duperré in Algier, machte vier Wochen später die Julirevolution mit und weinte wie ein Kind, als es nach der Schlacht bei Ostrolenka mit Polen vorbei war« (1|176, S. 375). Bemer-

kenswerterweise benutzt Fontane, als er über sich als Zehnjährigen [!] berichtet, die Formulierung, daß er »wie ein Kind« geweint habe.

In dieser Zeit, als überall in Deutschland sogenannte »Polenvereine« entstehen, deren Ziel die Unterstützung der polnischen Aufständischen gewesen ist, und als überall »Polenlieder« gesungen werden, erwacht Fontanes leidenschaftliches Interesse an der Politik, das gleichwohl bis an sein Lebensende kein eigentlich politisches Interesse werden wird. »Kein anderer Krieg, unsere eigenen nicht ausgeschlossen, hat von meiner Phantasie je wieder so Besitz genommen wie diese Polenkämpfe und die Gedichte, die an jene Zeit anknüpfen (obenan die von Lenau und Julius Mosen)« (HFA III/4, S. 111).[41]

Als Kind liest er die Berichte wie Abenteuergeschichten, die seine Phantasie anregen, d.h. identifikatorisch, verklärend, wie er auch die Heldentaten vergangener Zeiten aufnimmt. Die Parallelen zu der Art und Weise, wie Fontanes Vater seinem Sohn historische, d.h. vor allem alten-fritzische und napoleonische Anekdoten erzählt hat, sind offenkundig.[42]

Als Schüler hält Fontane das Zeitunglesen in Kaffeehäusern für wichtiger als den Schulbesuch: Er meint, aus dem *Gesellschafter*, dem *Berliner Figaro* und dem *Beobachter an der Spree* könne er mehr lernen als von seinen Lehrern. Vergegenwärtigt man sich die Erfahrungen, die Fontane mit Schulbesuch und Lehrern gemacht hat, so erscheint diese Einschätzung überaus verständlich.[43] Stattdessen besucht er regelmäßig die »geweihte Stätte« des Lesecafés Stehely, wo er sich als »Zeitungstiger« beständig auf dem Sprung nach freiwerdenden Journalen hält.[44] Schon als Schüler (1836) knüpft Fontane Beziehungen zu literarischen Zeitschriften.[45]

1843 überträgt er das Gedicht *The Pen and the Press* des englischen Arbeiterdichters John Prince unter dem Titel *Feder und Presse* ins Deutsche. Ein wissenschaftliches Zeitalter und eine allgemeine durch Zeitungen vermittelte Volksbildung antizipierend, heißt es darin euphorisch im Anschluß an den Vers »Da ward durch die Presse das Leben verschönt«:

Die Feder, die Presse! sie sind es zumeist,
Die trösten ein Herz, und erleuchten den Geist,
Sie leihen der Wissenschaft erst die Gestalt,
In der sie die Weiten der Erde durchwallt,
Sie treten als Kämpfer der Wahrheit hervor [...].
(AFA *Gedichte* II, S. 69–70)

Bei allem, was man gegen diese Verse einwenden mag, und trotz des bald darauf verblichenen Vormärzpathos tritt hier ein Motiv zutage, das auch weiterhin für Fontanes Zeitungslektüre Gültigkeit besitzen wird: Zeitungen schließen ihre Leser in spezifischer Weise an die Welt an, spenden sogar Trost.

Lebensmittel Zeitung: Teilhabe ohne Teilnahme

Nach dem Revolutionsjahr 1848 und nach den Erfahrungen mit der englischen Presse, die er als Londoner Korrespondent während der fünfziger Jahre kennengelernt hat, findet der Zeitungsenthusiasmus Fontanes, nach den Briefzeugnissen zu urteilen, in Deutschland wenig Stoff zur Be-Geisterung. Dennoch ist ihm auch in diesen Jahren die Zeitung teuer: Sie gehöre, wie er 1866 an seinen Freund Karl Zöllner schreibt, zu den erfreulichen Dingen, mit denen sich sogar ein Urlaub von vier Wochen »schon hinbringen« lasse (2|140, S. 164 f.). Wird die gewohnte Zeitung am Urlaubsort einmal verspätet geliefert, empfindet Fontane dies als unangenehme Störung (3|458, S. 485). Immer wieder spricht er von der »täglichen Verköstigung«, die etwa *Vossin* oder *Kreuzzeitung* gewähren – so etwa in einem Brief an Gustav Karpeles.[46] Fontane benutzt Formeln wie: »Für mein geistiges Wohl sorgt die Rostocker Ztng« (2|298, S. 386).

Diese Metaphorik ist – ironisch verwendet oder nicht – weit mehr als nur rhetorische Spielerei oder bloße Redensart. Fontane kokettiert in diesen Jahren wiederholt mit einer allerdings philiströsen Lesehaltung. Er ist auf die regelmäßige Zeitungslektüre geradezu existentiell angewiesen. Dies zeigt eine Fülle ähnlich lautender Äußerungen. In seinen Romanen inszeniert er dieses Angewiesensein humorvoll satirisch als behaglich-bürgerliches Ritual seiner Figuren. Solange die abonnierte Zeitung noch zugestellt wird, muß die Welt für die Romanfiguren noch weitgehend in Ordnung sein. Die Verfügbarkeit der gewohnten Blätter wirkt stets beruhigend und vermittelt die Gewißheit, daß das Leben auch am nächsten Tage noch in seinen gewohnten Bahnen verlaufen werde.[47] Die behagliche Sicherheit ist freilich illusionär, wie ein Beispiel aus dem Roman *Frau Jenny Treibel* zeigen mag. Mit »einer gewissen heiteren Andacht« – hier kehrt der Ausdruck aus dem zitierten Brief an Heyse wieder – liest Treibel die Berichte lokaler Zeitungen über den Wahlkampf, den Leutnant Vogelsang für ihn im Wahlkreis Teupitz-Zossen betreibt. Der Berichterstatter für die vier Spreeblätter ist natürlich Vogelsang selbst. Mit Erschrecken muß Treibel dann aber den Bericht in der *Nationalzeitung* lesen, ohne dieser treffenden satirischen Demontage seines Wahlkämpfers inhaltlich die Zustimmung versagen zu können.

Doch dies sind unbeabsichtigte – und unverhoffte – Störungen der Behaglichkeit. Als wäre sie eine Art kleinbürgerlicher Schwundstufe des Erhabenen, fungiert die Zeitungslektüre unter dem Schutz der eigenen vier Wände in Fontanes Bürgersatiren als ein Mittel, sich die bedrängende Wirklichkeit vom Leibe zu halten, diese aber gleichwohl aus ungefährlicher Entfernung zu studieren und dabei die virtuelle Souveränität des nicht-involvier-

ten Betrachters zu genießen: Teilhabe ohne Teilnahme. Gerade diese Struktur der Weltbegegnung mit ihrer »schwachen Selbstkultur« (Kinzel) war es, die Kulturkritiker wie Fontanes Zeitgenossen Friedrich Nietzsche zu schärfster Polemik gegen Zeitung und Zeitungslektüre als Ausdruck der »Bildungsbarbarei«[48] der zweiten Jahrhunderthälfte bewogen hat. Diese Richtung der Kritik findet sich zwar auch in Fontanes Briefen allenthalben, doch nicht kulturpessimistisch elitär, sondern im Blick auf den Einzelfall und seine historischen Ambivalenzen.

Fontane gibt seine Romanfiguren nicht der Verachtung preis. Auch wo er das Boulevardblatt als Requisit und Dingsymbol bei der indirekten Charakterisierung seiner Figuren einsetzt, zeigt er kaum jemals jenen niedrigen Impuls des Klatschblattlesers, der seinem Voyeurismus, seiner »spähenden Neugierde«[49] folgt. So heißt es in *Irrungen, Wirrungen* über Botho von Rienäcker, der die Abendzeitungen verlangt hatte: »Botho saß zurückgelehnt in den Schaukelstuhl und starrte nachdenklich in die kleine blaue Flamme. Dann nahm er zunächst den Moniteur seiner kleinen Frau, das ›Fremdenblatt‹, und erst in weiterer Folge die ›Kreuzzeitung‹ zur Hand und sah auf die letzte Seite« (23. Kap., HFA I/2, S. 457). Fungiert die Wahl der Zeitung als Symptom des kleinen Charakters, der einer läßlichen Versuchung nachgibt? Oder handelt es sich um die zärtliche oder vielleicht auch spöttische Geste eines Mannes, der an seine Frau denkt, die sich, von ihm vernachlässigt, zur Kur begeben hat? Wohl beides.

Bei Fontane selbst hat regelmäßige und aufmerksame Zeitungslektüre den Charakter eines Rituals, aber auch den eines peinlichst zu absolvierenden Pflichtpensums. Übersieht er einmal etwas Wichtiges, fühlt er sich zu einer Art Entschuldigung genötigt.[50] Aus einer Briefäußerung des Jahres 1895 könnte man den Eindruck eines regelrechten Suchtverhaltens gewinnen; bemerkenswert ist dabei die Entgegensetzung von gesellschaftlichem Verkehr und Alltag: »auch nach der schönsten und spätesten Gesellschaft lese ich, um mich dem Alltag wiederzugeben, noch die Vossin von A bis Z« (4|514).[51] Liest man diese Stelle aus einem Brief an den Germanisten Erich Schmidt im Kontext der zahllosen Klagen des späten Fontane über die Anstrengungen des gesellschaftlichen Verkehrs, so kann man hinter der humoristischen Übertreibung Anzeichen jener Depression erblicken, an der Fontane im Alter zunehmend litt und die sich auf seine Tochter Martha übertragen hat. Er, der geistvolle Causeur und Meister der Konversation (und des Spiels mit der Konvention!), scheint unter dem selbstauferlegten Zwang zu sozialen Rollen, die seine gesellschaftlichen Beziehungen prägten, und deren Nicht-Authentizität so gelitten zu haben, daß nur die Lektüre der Zeitung und der prosaische Vorrang des Faktischen ihn wieder für den Alltag normalisieren konnte.

Zeitungslektüre erlaubt in einzigartiger Weise eine Art monologischer Kommunikation, bei der der Leser in der Wahl seines Rollenverhaltens vergleichsweise frei von sozialen Zwängen ist. Die zitierte Selbstaussage gegenüber Erich Schmidt hat ein Pendant im Roman *Frau Jenny Treibel*. Von einer Gesellschaft nach Hause gekommen – wenn auch von keiner »schönsten und spätesten« –, nimmt Professor Schmidt Pfeife und Zeitung und sagt: »Gott sei Dank, liebe Schmolke, daß ich wieder da bin; alle Gesellschaften sind Unsinn; diesen Satz vermache ich Ihnen auf Lebenszeit« (11. Kap., S. 135 f.).

Nach einigen Briefäußerungen des Jahres 1846 erwähnt Fontane Zeitungsmeldungen aus der nicht professionsgebundenen Perspektive des Zeitgenossen erst wieder ab 1878. Wenn Fontane um das Jahr 1850 herum häufiger Zeitungen und Zeitschriften erwähnt, geht es dabei um Publikationsmöglichkeiten, um die Suche nach Anstellung und um die Ausgestaltung der Mitarbeit bei verschiedenen Blättern. Das ist im wesentlichen professionelle Korrespondenz, um die es in dieser Arbeit nicht geht. Über die eigene Zeitungslektüre und aktuelle Ereignisse plaudert Fontane in seinen Briefen äußerst selten; Ausnahmen sind vereinzelte Briefe an Freunde wie Bernhard von Lepel oder Herman Wichmann, wenn diese sich im Ausland befinden und von Nachrichten abgeschnitten sind.

Sehr deutlich nehmen die Erwähnungen jedoch seit den achtziger Jahren zu. Zunächst geht es etwa um das Attentat auf den Deutschen Kaiser, auf das Fontane unmittelbar ein Gedicht schrieb: *Kaiser Wilhelms Helm* mit dem Anfangsvers »Das war nicht nobel, Nobiling!« (AFA *Gedichte* II, S. 458); es geht um Schulzwang und Militärpflicht sowie um den Untergang des *Großen Kurfürsten*, eines deutschen Panzerschiffes (Briefe 2|467, 2|469, 2|471).

Die ersten Briefe, in denen Fontane Zeitungsausschnitte mitschickt und diese auch knapp kommentiert, sind überwiegend an Emilie, später auch an Martha gerichtet. Das hat zunächst einen ganz pragmatischen Anlaß: Um ungestörter an seinen Romanen und Novellen arbeiten zu können, verbrachte Fontane einen großen Teil seiner Ferien während der achtziger Jahre allein. Die abonnierten Zeitungen ließ er sich nachschicken, so daß Emilie keine Zeitung hatte, wenn sie sie nicht bei anderen las; sie sparte offenbar das Geld für ein eigenes Exemplar. Emilie verbrachte aber auch stets längere Zeit bei Freunden, insbesondere bei Treutlers in Dresden. Auch hierhin erwähnt Fontane häufig Zeitungsneuigkeiten. Doch die Notwendigkeit, Geld zu sparen, dürfte kaum mehr der einzige und ausreichende Grund dafür sein. Eher darf man vermuten, daß in Briefen Gespräche fortgeführt werden, die auch zu Hause in Berlin zur Gewohnheit geworden sind.

Fontane nennt zumeist Titel oder Thema der mitgeschickten Artikel, so daß sich hieraus rekonstruieren läßt, was er besonders mitteilenswert fand.

Vor allem aber kommentiert er Positionen und Darstellungsweisen der gelesenen Zeitungen; aus diesen Kommentaren ist über die Jahre hin seine sich wandelnde Einstellung zu Politik, Gesellschaft und Journalismus nachzuzeichnen. Ende der siebziger Jahre liest er noch regelmäßig VZ und NPZ (vgl. etwa Brief 3|36). Zu beiden Zeitungen hat er ein ambivalentes, aber lange Jahre treues Verhältnis. Die Ambivalenz gegenüber der *Kreuzzeitung* klärt sich bis 1881 jedoch zu eindeutiger Ablehnung, ja Verachtung; vgl. z.B. die Briefe 1|84 (S. 160), 3|138 (S. 148).

Seit Beginn der achtziger Jahre bezieht sich Fontane, wenn er Zeitungsnachrichten erwähnt, überwiegend auf die VZ. In einem Brief des Jahres 1884 heißt es, die nationalliberale, 1848 von Bismarck gegründete *Nationalzeitung*, bei der z.B. der wichtige und von Fontane geschätzte Kritiker Karl Frenzel Redakteur ist, und die VZ seien die beiden einzigen Zeitungen, die man aushalten könne (3|304, S. 337). Im September 1888 erwähnt er eine Reihe von Zeitungen, die »einen förmlichen Haß« gegen ihn entwickelt hätten (3|613). Dabei geht er immer konkreter auf einzelne Artikel ein. Nach seinen Briefen zu urteilen, erweitern sich parallel zur Horizonterweiterung der deutschen Presse auch Fontanes eigene politisch-gesellschaftliche Interessen. Fontane hat diesen Eindruck auch selbst von sich gewonnen und angesprochen. 1887 schreibt er: »[...] alles, was wir wissen, wissen wir überhaupt mehr historisch als aus persönlichem Erlebnis. Der ›Bericht‹ ist beinah alles, alles ist Akten- oder Buch- oder Zeitungswissen auch in den intimsten Fragen« (3|523, S. 553). Ich erinnere an Prutz' Bemerkung über die Zeitung als intimes Tagebuch.

In zahllosen seiner Altersbriefe probiert Fontane, indem er Zeitungsmeldungen kommentiert, Formulierungen für bestimmte Aspekte der Geisteswitterung des Zeitalters aus, wie sie dann, allerdings verschlüsselter, chiffrenhafter, auch in seine Romane Eingang finden. Dies gilt insbesondere auch für seine Briefe an Georg Friedlaender, den er seit 1884 kennt und mit dem er bis zu seinem Tode 1898 seine vielleicht wichtigste Alterskorrespondenz führt.

Andererseits hat sich auch Fontanes Lebenswandel in diesen Jahren deutlich geändert. Er entzieht sich immer entschiedener gesellschaftlichen Verpflichtungen, einerseits weil er in Anbetracht seines Alters keine kostbare Schreib-Zeit mehr verschwenden will, andererseits weil seine depressiven Verstimmungen zunehmen, die zu beherrschen ihn immer mehr Kraft zu kosten scheint. Das Angewiesensein auf die Zeitung als Verbindung mit der Welt nimmt dadurch ganz natürlich zu. So schreibt er 1888: »Ein Glück daß es Zeitungen giebt, sonst säße man ganz auf dem Trocknen« (3|564).

Nachdem Fontane den depressiven Tiefpunkt des Sommers 1892 durch die Arbeit an seinem autobiographischen Roman *Meine Kinderjahre* überwun-

den hat, zeigt unter anderem der wieder aufgenommene Briefwechsel mit dem englischen Freund James Morris sogar neue Interessen. James Morris schickt ihm englische Zeitschriften zu, wodurch weltpolitische Themen zum Gegenstand der Korrespondenz werden: Kolonialpolitik, das Kräfteverhältnis der europäischen Großmächte und ihre Aufrüstung, die Vorahnung eines großen Krieges etwa.

Das letzte, was Fontane geschrieben hat – Minuten wohl vor seinem Tod –, ist das Wort *»Ausgezeichnet!«*, und zwar auf den Rand der *Vossischen Zeitung* neben einen Leitartikel zur Dreyfus-Affäre.[52]

Was interessiert Fontane? – Abseitiges, Abwegiges, Abgründiges

Immer wieder erwähnt Fontane in seinen Briefen Skurriles, Sensationelles, Abgründiges – Themen, die dem entsprechen, was er schon in seinen Artikeln über die englische Presse als vordringliches Interesse des Publikums herausgestellt hat. Seiner eigenen Sensationslust schämt er sich nicht im mindesten. Ganz im Gegenteil war sie ihm so bedeutsam, daß er sie in Gedichten behandelte und Romangestalten in den Mund legte. Natürlich war auch Fontane klar, wieviel »spähende Neugier« in dieser Haltung steckte. So heißt es in dem in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre entstandenen Gedicht *Großes Kind*:

Ich bin, trotz manchem Unterfangen,
Ein großes Kind durchs Leben gegangen.
Ich las das Tollste, die Hauptgeschicht,
Immer nur im Polizeibericht.
(AFA *Gedichte* I, S. 31)

Dubslav von Stechlin läßt er es zu einem ›wahren Glück‹ erklären, »daß es Unglücksfälle gibt, sonst hätte man von der Zeitungslektüre so gut wie gar nichts« (38. Kap., S. 340). In ähnlichem Sinne, nur ohne die Selbstironie Dubslavs äußert sich auch die Baronin Berchtesgarden: »Gott sei Dank, daß es Skandale gibt« (24. Kap., S. 229 f.). In dem 1895, also während der Arbeit am *Stechlin* entstandenen Gedicht *Zeitung* heißt es:

Wie mein Auge nach dir späht,
Morgens früh und abends spät.
Die besten Plätze sind alle leer,
Was noch lebt, gefällt mir nicht mehr.
Aber wie sie mogeln und sich betören,
Davon mag ich gerne noch hören,

Wie sie sich zanken und sich verhetzen,
Ist mir gar nicht zu ersetzen. […]
(AFA *Gedichte* II, S. 497–498)

Wie die Vielzahl korrespondierender Stellen zeigt, ist Zeitungslektüre für den alten Fontane in der Tat ein bedeutsames Thema. In den zuletzt zitierten Versen erscheint das Lesemotiv voyeuristischer Mißgunst unter dem besonderen Aspekt der Einsamkeit und Passivität des Alters: Die Zeitungslektüre tröstet darüber hinweg, indem sie ein Bild des Lebens als fortgesetztem Betrug und lächerlichem Zank konstruieren hilft, das die (nicht ganz freiwillige?) Distanz diesem Leben gegenüber aufwertet. Die Zeitung erscheint hier geradezu als Beweismittelsammlung gegen das Leben, hinter dem Spott wird eine unglückliche Laune überdeutlich. Die etwas bemühte Altersweisheit dieser Verse, die ein doch recht simples Zerrbild des Lebens herstellen muß, um sich über es erheben zu können, ist übrigens ein Zug vieler Gelegenheitsgedichte des späten Fontane.

Ein vergleichbarer Hang zu Mißgunst und Schadenfreude knüpft sich in Fontanes Briefen in der Regel jedoch nicht an die Erwähnung von Zeitungsmeldungen. In diesem Sinne wohl schließt auch das Gedicht *Großes Kind* mit einer Rücknahme des schon durch den Titel als kindlich gezeichneten Bedürfnisses, also eher mit Überdruß als mit Selbstüberhebung:

Und dieses Tollste, – von ihm zu lesen,
Ist eigentlich auch schon zuviel gewesen.
(AFA *Gedichte* I, S. 31)

Nur selten ist es der bloße Unglücksfall, das bloß Sensationelle, das Fontane in seinen Briefen erwähnt und kommentiert. In den erwähnten Ereignissen verbinden sich – zumindest idealtypisch – mehrere Momente: Sie sind charakteristisch für ihre Zeit, gerade in ihrer Nicht-Durchschnittlichkeit, Nicht-Repräsentativität; sie haben ein starkes Moment von Ungleichzeitigkeit, d.h. es überschneidet sich das Obsolete mit dem Neuen; sie sind aber auch über den unmittelbaren Zeitkontext hinaus Beispiel allgemeiner menschlicher Schwächen oder Tugenden. In dieser anekdotenhaften Überdeterminierung oder Verdichtung liegt unter anderem das »Hochpoetische« der von Fontane erwähnten und benutzten Ereignisse beschlossen. Im Roman *Frau Jenny Treibel* bezeichnet Professor Schmidt während eines Gesprächs mit Distelkamp das ›Nebensächliche‹, sofern was drinstecke, als ›die Hauptsache‹. Und in diesem Sinne wachse das Poetische über das Historische hinaus (7. Kap., HFA I/4, S. 360).

Fontanes Briefnotizen über die Beziehung zwischen dem 1890 entlassenen Kanzler Bismarck und dem Deutschen Kaiser Wilhelm II. zeigen das Verhältnis von Haupt- und Nebensache, Obsoletem und Zeittendenz proto-

typisch: Das historisch Überlebte (Bismarck) und das Neue (Wilhelm II. und die Sozialgesetzgebung, nationaler Narzißmus und Militarismus), die kleinlichen Affekte zweier großer Männer, ihr kindisches Taktieren und Intrigieren. Fontane läßt kaum eine Meldung aus über den neuesten Stand der permanenten Fehde zwischen Kaiser und ehemaligem Kanzler. Begierig verfolgt er die in der *Vossischen Zeitung* nachgedruckten Reden Bismarcks, den er als Stilisten und *»Bildersprecher«* schätzt. So zitiert und kommentiert Fontane Beispiele für Wilhelms II. caesaristisch-wahnhafte Inszenierungen, für seine Prunksucht und seinen Denkmal-Fetischismus.

Fontane interessiert das innerlich Widerspruchsvolle, die Spannung entgegengesetzter Momente, was sich unter Anspielung auf eine Formel Fontanes so ausdrücken läßt: die menschliche Größe im Kleinleben; aber auch das Kleinliche und die Niedertracht im Großleben;[53] das Phrasenhafte von Tugendschwätzern und Deutschtümlern; die Verlogenheit preußischen Superioritätsdünkels.

Vieles könnte man über sie unter der Überschrift ›Heute vor hundert Jahren‹ berichten: so über Deutschlands Schwierigkeiten, seine (neue) Rolle in der Weltpolitik zu finden und sich mit der Frage seiner nationalen Identität auseinanderzusetzen, über den Antisemitismus (auch den Antisemitismus Fontanes) und über das politische Versagen des sogenannten »europäischen Konzerts« der Großmächte in der Balkankrise, d.h. damals in dem griechisch-türkischen Konflikt um Kreta.

C. Zeitung als Realitätenvermittler in Fontanes Roman *Der Stechlin*

Im allgemeinen war es mit Fontanes poetischer Rezeption von Zeitungsartikeln nicht so einfach bestellt wie bei einem Gespräch Friedrichs des Großen mit Amtmann Fromm, das er in den *Wanderungen*-Band ›Die Grafschaft Ruppin‹ aufgenommen hat (HFA II/1, S. 390–405). Dieses Gespräch hat Fontane auf einem Zeitungsblatt gefunden, das als Einwickelpapier benutzt worden war (vgl. Briefe 3|423 und 3|184).

Der simplen Übernahme solcher Fundstücke hätte wohl das Poetische im Sinne des Fontaneschen Realismus gefehlt. Mitunter war es ein einzelner Ausspruch oder ein Name, der ihn, als Keim einer ästhetischen Vorstellung, inspirierte.[54] Auf die Funktion als stoffliche oder motivische Quelle angesehen, ist dann meist kein großer Unterschied zwischen Zeitungsmeldung, persönlicher Erzählung, historischer Darstellung oder Chronik. Immerhin war sie *ein* Mittel, sich in die ›Geisteswitterung eines Zeitalters‹ hineinzuver-

setzen oder den Genius loci zu erfassen, auch wenn dann nichts so übernommen wurde, wie es in der Quelle zu finden war.

Deshalb fragte Fontane während der Arbeit an *Schach von Wuthenow* am 15. Mai 1878 bei Friedrich Wilhelm Holtze an, ob dieser ihm die *Vossische* oder die *Spenersche Zeitung* aus dem Zeitraum von Juli 1805 bis Juli 1806 besorgen könne (2|460). Ob etwas daraus wurde, ist nicht überliefert.

Eine besonders spannende Konstellation könnte entstehen, wenn ein Roman, einen aktuellen Fall fortspinnend, die Realität gewissermaßen überholte und dadurch potentiell auf diese zurückwirkte. Fast wäre dies Fontane mit *Graf Petöfy* gelungen.[55] Die Idee zu diesem Roman ist ihm durch einen Artikel in der *National-Zeitung* gekommen. Die Burgtheater-Schauspielerin Johanna Buska, die Fontane noch vom Berliner Theater her kannte und auch besprochen hatte, hatte einen 36 Jahre älteren ungarischen Grafen geheiratet. Die *National-Zeitung* berichtete darüber am 21. Mai 1880 und wies dabei auch auf die Alters- und Standesunterschiede hin. Die zeitgleiche literarische Behandlung konnte die gelebte Ehe jedoch nicht mehr beeinflussen; einen Monat, bevor der Roman im Vorabdruck erschien, starb der Graf. Die Todesnachricht vom 11. Juni 1884 schnitt Fontane aus der *National-Zeitung* aus und schickte sie mit der Bemerkung an Emilie, die Buska werde wohl weniger geistreich sein als die Romangestalt der Franziska »und gewiß irgend einen Egon heirathen« (Prop I, S. 260).

Für die Poetizität eines Werkes ist es oft gleichgültig, aus welcher Quelle der Autor Information und Anregung bezogen hat. Man denke etwa an das Treibhaus-Motiv in *L'Adultera*, zu dem sich im Manuskript Zeitungsausschnitte befinden sowie ein »Catalog der Topf-Gewächse aus den Ravené'schen Treibhäusern« anläßlich der Auktion vom 15. bis 17. Oktober 1879 in der Villa Ravené zu Moabit.[56] Ob sich Fontane nun durch dieses Material zur Treibhaus-Episode insgesamt oder nur zu deren Ausgestaltung hat anregen lassen, ist im Hinblick auf die höchst komplexe inter- wie intratextuelle motivische Verflechtung[57] von untergeordneter Bedeutung, d.h. von eher handwerklichem und biographischem als ästhetischem Interesse.

Diese Entgegensetzung wird der Rolle der Realien in der Ästhetik des Fontaneschen Zeitromans insgesamt jedoch nicht gerecht. In welcher Weise die poetische Rezeption von Zeitungsmeldungen nicht nur die Stofflichkeit und Motivik mitbestimmt, sondern auch zum Thema wird, möchte ich an Fontanes letztem Roman zeigen. Den *Stechlin* hat Fontane in den Jahren 1895 bis 1897 geschrieben, in einer Zeit also, für welche seine intensivste Auseinandersetzung mit den Ereignissen seiner Gegenwart belegt ist.

Fontane arbeitete so, daß er zu einzelnen Figuren, Gesprächen oder Kapiteln Konvolute mit Material anlegte, das inspirierend wirken oder gar the-

matisch-motivisch in die Gestaltung einfließen sollte. Aber auch zu einzelnen Realien und Detailfragen sammelte er Material, darunter auch Zeitungsausschnitte. Bemerkenswert ist jedoch, daß die Zeitung im *Stechlin* nicht bloß als kontingente Quelle des Autors erscheint; vielmehr beziehen sich die Gestalten des Romans in einem erstaunlichen Maße auf Gegenstände, die typischerweise Zeitungsthema sind: Man spricht über Kühltechnik, über den Einsatz von Dampfschiffen beim Fischfang und den Nährwert von Seefisch (»Phosphor [...] macht helle « [3. Kap., S. 27]. Thema sind verschiedene Errungenschaften aus Wissenschaft und Technik (3. Kap., S. 26 f.); Robert Kochs Heilserum und Edisons neueste Erfindung (5. Kap., S. 54); Abbildungen in Journalen (3. Kap., S. 33); Annoncen von Kammerjägern (3. Kap., S. 34); Neuigkeiten über Adolf Stoecker (4. Kap., S. 47 u.ö.); außerdem insgesamt fünf Geschichten, die Gestalten des Romans ausdrücklich als Zeitungsfunde ausgeben (5. Kap., S. 53; 20. Kap., S. 197-200; 30. Kap., S. 275; 41. Kap., S. 366; 43. Kap., S. 375), darunter auch die Fontane mehrfach in Briefen beschäftigenden »Greuel« in den Äquatorialprovinzen, über die Dubslav sagt: »Man erschauert, wenn man davon liest« (37. Kap., S. 325). Man erfährt von den Feierlichkeiten beim Begräbnis des portugiesischen Dichters João de Deus (15. Kap., S. 158); vom scherzhaften Gerücht, daß Emin Pascha von Kannibalen aufgefressen worden sei (22. Kap., S. 212); man spricht über den Gesellschaftsskandal um den Zeremonienmeister Leberecht von Kotze und darüber, daß Wilhelm II. für seinen Großvater die Apposition »der Große« beanspruche – all diese hier nicht weiter zu vertiefenden Themen findet man beständig auch in Fontanes Briefen der neunziger Jahre, wobei die weltpolitischen Aktualitäten wie Flottenpolitik und Englands Kolonien (14. Kap., S. 142; 15. Kap., S. 156) vorrangig Gegenstand des Briefwechsels mit James Morris sind. Die im Roman geschilderten Lebensumstände sind so sehr von der Allgegenwart der Presse bestimmt, daß auch Nachrichten von Familienmitgliedern und Freunden mitunter schneller aus der Zeitung als durch die Betroffenen selbst erfahren werden (21. Kap., S. 203; 23. Kap., S. 221; 24. Kap., S. 223). Czako zu Dubslav: »wer kann heutzutage noch mit der Zeitung konkurrieren!« (2. Kap., S. 18).

Auch das Zeitunglesen selbst wird thematisiert, vor allem aus der Perspektive des recht einsam und ohne rechte gesellschaftliche Anregung lebenden alten Stechlin. Die Anregung, die er aus der Zeitung gewinnt, schlägt jedoch schnell wieder in Überdruß und Langeweile um, da die Lektüre die fehlenden Menschen nicht ersetzen kann (36. Kap., S. 314). Die *Kreuzzeitung* ist ihm immerhin gut genug, um damit nach einem Brummer zu schlagen (41. Kap., S. 362), und sie ist das »Fundament«, auf dem Diener Engelke die *Post* und die Briefe des Tages serviert (38. Kap., S. 336). Das Wachstum der

Berliner Presse wird als Indiz des Weltstädtischen aufgefaßt (35. Kap., S. 309). All diese Thematisierungen von Zeitung und Pressewesen sind immer auch im Kontext weiterer, ebenso behutsam und beiläufig erwähnter Modernitätszeichen (Eisenbahn, Nachrichtentechnik, Industrie etc.) zu sehen, worauf hier jedoch nicht näher eingegangen werden kann.

Für die Gestaltung der einzelnen Figuren des *Stechlin* – für Gedanken, Ausdrucksweise, bevorzugte Themen – sammelte Fontane verschiedene Notizen und Materialien, für die Gestalt des Pastor Lorenzen vor allem Material über die christlich-soziale Bewegung. Lorenzen skizziert er in den Entwürfen als einen »Christlich-Soziale[n] von der freieren, ja beinah freisten Richtung[,] und die Gespräche, die er führt [...,] drehen sich alle um das Programm der ›Jungen‹.«[58] Viele der Äußerungen Lorenzens umkreisen den Dissens zwischen den Anhängern der älteren christlich-sozialen Richtung des antisemitischen Agitators und ehemaligen Hofpredigers Adolf Stoecker einerseits und den sogenannten »Jungen« um den sozialreformerischen Pfarrer Friedrich Naumann andererseits.

Der Dissens zwischen Stoecker und den ›Jungen‹ war gerade in den Jahren 1895/96 besonders heftig aufgebrochen. Die Zeitungen berichteten beinahe täglich Neues von und über Stoecker, von seinen Auftritten, von Skandalen und Prozessen um seine Person. Die *VZ* brachte z.B. im April 1896 Berichte über den Parteitag der Christlich-sozialen Partei und über den zeitgleich ebenfalls in Berlin stattfindenden XIX. Deutschen Protestantentag. Die *VZ* zitierte nicht nur aus Reden, sondern brachte auch Auszüge aus Artikeln der christlich-sozialen (Partei–)Zeitschriften *Die Hilfe* und *Das Volk*. Die von Naumann 1895 gegründete *Hilfe* war das Organ der ›Jungen‹. Mitunter kaufte sich Fontane aber auch selbst diese beiden Blätter bei einem Zeitschriftenhändler am Potsdamer Platz, wie sein Sohn Friedrich berichtete.[59] Im Manuskript des Romans fanden sich eine Reihe Notizen, die sich auf entsprechende Zeitungsmeldungen beziehen.

Ich muß hier aus Raumgründen darauf verzichten, die Themenkomplexe ›Reichstagsnachwahl‹ und ›Pastor Lorenzen und die christlich-soziale Bewegung‹ aufzuarbeiten, und verweise auf die Darstellung Julius Petersens, dem noch die vollständigen Manuskripte der einzelnen Entwurfsstufen zur Verfügung gestanden haben.[60] Seine Ausführungen werden durch neuere Fundstücke nur bestätigt.

Bezug zur Poetik des Zeitromans

Fontane hat die Art seines *Stechlin* als »die gebotene Art, einen Zeitroman zu schreiben«, bezeichnet.[61] Was ist darunter zu verstehen?

Vor allem in der Nachlaßfassung seiner Rezension zu Paul Lindaus Berlin-Roman *Der Zug nach dem Westen* aus dem Jahre 1886 hat Fontane einige bedeutende poetische Grundsätze formuliert, die sein hier skizzierter Umgang mit den Realien einlöst. Bekannt sind die einleitenden Worte dieser Rezension:

»[...] es fehlt uns noch ein großer Berliner Roman, der die Gesamtheit unseres Lebens schildert, etwa wie Thackeray in dem besten seiner Romane ›Vanity Fair‹ in einer alle Klassen umfassenden Weise das Londoner Leben geschildert hat. Wir stehen noch zu sehr in der Einzelbetrachtung.«

Den Berliner Roman, der alle Schichten umspannt hätte, hat auch Fontane nicht geschrieben. Das konnte er auch nicht; dafür waren ihm das Proletariat und die neue industriestädtische Massenkultur viel zu fremd, aber auch die Arbeitswelt überhaupt.

Aufgreifen möchte ich hier Fontanes Insistieren auf dem Leben im Gegensatz zur Einzelbetrachtung. Fontane äußert sich entschieden gegen eine Verwechslung des Realismus mit Genrebildern sozialer Misere.[62] Auf Lindaus Roman bezogen schreibt er, es liege nicht daran, daß etwas fehle, im Gegenteil, es komme sozusagen alles vor: »Unsere Zeitungsnotizen und Prozesse zeigen das Äußerste, mindestens so viel, als in den verwegensten Romanen vorkommt. Also daran liegt es nicht.« Es sei jedoch nicht Aufgabe des Romans, Dinge darzustellen, die vorkommen oder vorkommen können, sondern »ein Leben, eine Gesellschaft, einen Kreis von Menschen zu schildern, der ein unverzerrtes Widerspiel des Lebens ist, das wir führen« (NFA XXI/1, S. 370).

Details von geradezu ›journalistischer Aktualität‹ finden zwar Eingang in Fontanes Romane, doch fast ausschließlich als Spielmaterial des Dialogs. Das gesellschaftliche Leben seiner Zeit spiegelt Fontane zwar durchaus auch im Rekurs auf diese oder jene Fakten wider, vor allem aber in den Einstellungen, die seine Figuren zu diesen Fakten beziehen. Die Realien geben ihnen die Stichwörter. Das, was im Medium der Konversation ins Werk integriert wird, wird überlagert durch das Wie der Integration: durch die Aktstruktur von Dialog und Konversation. Die Realien werden in einer bestimmten Beleuchtung, einer Stimmung thematisiert. Thomas Mann hat von einer »Verflüchtigung des Stofflichen« gesprochen, »die bis zu dem Grade geht, das schließlich fast nichts mehr als ein artistisches Spiel von Ton und Geist übrigbleibt.«[63] Vor allem jedoch kommt im Äußerungsakt

eine ethische Komponente ins Spiel: In der Art und Weise, in der die Figuren die Realien erwähnen, verhalten sie sich zugleich zu sich selbst, zu ihrem Gegenüber und zu der gesellschaftlichen Wirklichkeit, in der sie leben. Zeit, Charaktere und soziale Lage werden am Gesprächsverhalten mindestens ebenso deutlich wie an den Gegenständen des Gesprächs. Und ihre Repräsentativität, ihren Verweischarakter erhalten die Realien zumeist erst im Medium der Konversation. Im Beziehungsspiel, das Erzähldiskurs und Konversation eröffnen, erhalten die Realien einen Verweischarakter auch über das realistische (abbildliche) Moment hinaus: Sie werden symbolisch.[64]

Die Hauptpersonen nehmen als Zuschauer gesprächsweise an einer gesellschaftlichen Dynamik Anteil, von der sie als Handelnde weitgehend ausgeschlossen sind. Um so deutlicher sticht die Bereitschaft Dubslavs, der mit Selbstironie am Alten und Tradierten hängt, hervor, sich gleichwohl dem Neuen zu öffnen, wie es ihm durch Lorenzen nahegebracht wird. Das Thema des gesellschaftlichen Wandels wird nicht in soziologischer Analyse behandelt, sondern so, wie es die Figuren als Phänomen ihres Lebens besprechen und bewerten. Nicht zuletzt an der Zeitungslektüre als Thema und Quelle liegt es, daß in dem von Thomas Mann bezeichneten Spiel des Geistes der Zeitgeist ständig präsent ist. In der Tendenz, Totalität nicht mehr als Sinnganzes, sondern als Panorama von Einzelnem, Repräsentativem zu vergegenwärtigen und die poetische Integration der Gestimmtheit der Konversation zu überantworten, geht Fontane in seinem Zeitroman *Der Stechlin* am weitesten. Und die Zeitung ist der historisch angesagte panoramatische Realitätenvermittler. Da aber weder das Volk noch die ›neuen Helden‹ bei der Arbeit gezeigt werden, bleibt die »Passion« für die Zeitungsfürsten, für die Erfinder und Industriellen, die Tunnel bauen und Unterseekabel verlegen[65], reflektorisch.

D. Fontanes Zeitungslektüre und die Erneuerung der Ballade

Auch der Ballade führt der späte Fontane, gestützt auf seine Zeitungslektüre, moderne und auch politische Stoffe zu. Gerade die auf Zeitungsstoffen beruhenden Balladen gehören heute zu den populärsten Gedichten Fontanes überhaupt – nicht nur, wenn man die Schullesebücher zum Maßstab nimmt. Mit diesem ›Stoffwechsel‹ stellt sich zugleich die Frage nach einer zeit-und gegenstandsangemessenen Behandlung. In Anbetracht der für diese Gattung charakteristischen stofflichen Zentrierung stellt sich diese Frage anders als beim Roman, vor allem beim »Vielheitsroman« Fontanes.

Zunächst benutzt Fontane die Zeitung lediglich als eine Stoffquelle neben anderen: z.B. Vorlagen insbesondere der englischen Dichtung, Historiographie, Anekdote, persönliche Mitteilung. Poetisch-ästhetisch verbleibt er dabei überwiegend im Umkreis des Bekannten und Bewährten. Ich verweise hier auf die in den achtziger Jahre entworfene und bearbeitete, aber unvollendet gebliebene Ballade *Annemarie* als ein Beispiel unter vielen Gedichten, zu deren mehr oder minder fortgeschrittenem Entwurf Fontane Zeitungsausschnitte gesammelt hat. Es handelt von zwei Kindern, die sich im Wald verirren und erfrieren; als man sie findet, sieht man, daß das Mädchen seinem kleineren Bruder, um diesen vor dem Erfrieren zu bewahren, seine Jacke gegeben hat.[66]

Volkstümliche Themen, schlichte Helden der Selbstaufopferung gab es auch vorher schon in der Ballade, nicht nur bei Goethe und Bürger; das ist in *Annemarie* also nichts Neues. Bemerkenswert sind im Fall dieses Gedichts jedoch die Umstände, unter denen sich Fontane an den bereits ausgeschnittenen und verwahrten Zeitungsartikel erinnerte, und zwar vierzehn Jahre bevor er die überlieferten Entwürfe verfaßte: nämlich in der französischen Kriegsgefangenschaft. Am 10. Nov. 1870 schreibt er an seine Frau, sie möge ihm diesen sowie einen weiteren Ausschnitt nach Frankreich zuschicken. Offenbar hat sich eine gewisse Faszination über die Jahre erhalten, doch muß der Stoff Fontane schließlich doch als der zu einer Ballade aus einer vergangenen Zeit erschienen sein.

Bei aller Neigung für Spökenkieker, für schaurige Plots und Szenerien interessiert Fontane das bloß Schaurige dennoch wenig. Ein Zeitungsausschnitt über Maria Leszcynska, die Gemahlin Ludwigs XV., klebt Fontane zwar noch auf ein Manuskriptblatt, auf das er auch einige konzeptionelle Notizen schreibt, doch arbeitet er diesen Balladenstoff nicht mehr aus[67] – vermutlich weil dieser sich zur Verklärung im Sinne des Realismus-Begriffs Fontanes nicht anbot – ein schauriger Stoff, wie er sich erst wieder für die moritatenhafte Ballade etwa Wedekinds oder Brechts als geeignet erweisen sollte.

Die Brück' am Tay (1880)

In der Abendausgabe der *Vossischen Zeitung* vom 31. Dez. 1879 las Fontane einen Bericht über ein schweres Eisenbahnunglück in Schottland. Die eineinhalb Jahre zuvor eingeweihte, dreieinviertel Kilometer lange Eisenbahnbrücke über den Firth of Tay, die breite meerartige Mündung des Tay, war eingestürzt und hatte einen Eisenbahnzug mit in die Tiefe gerissen. Fontane

hat seine Ballade unter dem unmittelbaren Eindruck dieses Berichts geschrieben. Bereits zehn Tage später erschien sie in Lindaus *Gegenwart*. Schon am 15. Jan. 1880 berichtet Fontane an Mathilde von Rohr: Das Gedicht »hat hier eine Art Sensation gemacht, vielleicht mehr als irgend 'was, was ich geschrieben habe. Sonntag über 14 Tage wird es Kahle in einem Sängerakademie-Concert vortragen« (3|55). Es handelte sich um eine dramatische Lesung durch den Schauspieler Richard Kahle.

Vom Einsturz der Brücke gibt Fontane nur eine knappe sensorische Schilderung aus der Perspektive der wartenden Brücknersleute, eine ausführlichere Beschreibung der Katastrophe spart er diskret aus und hält sich an die im Bericht der *Vossischen Zeitung* zitierten Aussagen von Augenzeugen, die berichteten, den Zug auf der Brücke gesehen zu haben »und kurz darauf einen plötzlichen Feuerstrahl.«

Interessant ist in diesem Zusammenhang natürlich auch, welche Informationen Fontane *nicht* benutzt hat. Der letzte Satz des Berichts in der *Vossischen Zeitung* lautet: »Auf der Londoner Börse fielen die Aktien der North-British-Eisenbahn, in deren Zuge sich die Tay-Brücke befindet, um volle 8 pSt.« Bertolt Brecht hätte sich diesen Satz wohl kaum mehr entgehen lassen. (Auf die problematische rhetorische Konventionalität der *Brück' am Tay* und auf die unstimmigen Shakespeare- und Schiller-Anleihen Fontanes kann ich an dieser Stelle nicht näher eingehen.)

Stimmiger ist Fontanes Ansatz wieder bei der fünf Jahre später entstandenen Ballade *John Maynard*, die auf eine Zeitungsnotiz zurückgeht, auf die Fontane über vier Jahrzehnte zuvor gestoßen ist: Hier ist es tatsächlich das Individuum, der Steuermann John Maynard, das unter Aufopferung seines Lebens das brennende Schiff zur letzten Höchstleistung zwingt, an den rettenden Strand steuert und so die Passagiere vor dem Tod bewahrt – Prototyp des von Pastor Lorenzen im *Stechlin* geforderten modernen Helden; ein früher Held der Arbeit in einer erkennbar technischen modernen Welt: Seine Stimme hört man nur durchs Sprachrohr; die Perspektive ist an Deck, d.h. unter den vielzähligen anonymen Fahrgästen. Mit *John Maynard* zeigt Fontane, daß die Ballade sehr wohl auf den holistischen und transzendentalen »poetischen Weltzusammenhang« verzichten kann.

Zeitungsballaden wie *John Maynard* (1885) bis *Balinesenfrauen auf Lombok* (1895), die Fontane in den kommenden Jahren schreibt, zeigen eine schrittweise Preisgabe obsoleter Konventionen, also auch des transzendentalen »poetischen Weltzusammenhangs«.[68]

Fontane war sich des Ranges seiner späten Balladen durchaus bewußt. Am 17. Dez. 1889 schreibt er an den flämischen Literaturwissenschaftler Pol de Mont: »Weiterhin, in der ›Brück am Tay‹, ›John Maynard‹, auch in den

zwei Walter Scott-Gedichten, in den ›Alte Fritz-Grenadieren‹, ›Märkischen Reimen‹, den vier Gedichten auf Kaiser Friedrich und endlich in ›Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland‹ (am Schluß der märkisch-preußischen Abtheilung) habe ich den Versuch gemacht, mehr oder weniger moderne Stoffe, zum Theil allermodernste, in die Balladenbehandlung hineinzuziehen« (3|704).

Mit seiner Weise der »balladesken Behandlung so vieler aus der Tageschronik oder dem neusten Zeitungsblatt entnommener Stoffe« (3|704) in Zeitroman, Ballade und Gelegenheitsgedicht hat Fontane etwas literaturgeschichtlich Neues geschaffen. Zur Tageschronik gehören natürlich auch die versifizierten Werbesprüche des Konfektionshauses »Goldene Hundertzehn«. In einem Brief an Mauthner spricht Fontane einmal von diesen Werbeversen als von seiner »(jetzt wenigstens) bevorzugtesten Literaturquelle«.[69] All diese Äußerungen verraten eine bewußte Verschiebung der Aufmerksamkeit und der Wahrnehmungsweise; ihre Reflexe zeigen nicht zuletzt Fontanes späte Gelegenheitsgedichte. Die literaturgeschichtliche Neuerung reflektiert Fontane scherzhaft in seinem Gedicht *Nur nicht loben*, das ebenfalls aus der zweiten Hälfte der achtziger Jahre datiert. In diesem Gedicht zählt er auf, wie mißgünstige Kritiker dazu neigten, literarische Schöpfungen auf Werke von Vorgängern zurückzuführen, statt ihnen poetische Eigenständigkeit zuzugestehen. Dort heißt es u.a.: »Ein Glück, so hab ich oft gedacht,/ Daß Zola keine Balladen gemacht« (AFA *Gedichte* I, S. 40).

Anmerkungen

Fontanes Briefe werden unter Angabe von Band- und Briefnummer nach der HFA zitiert. Generell verweise ich auf den Kommentar in Band IV, 5/2.

1 Vgl. Fontanes Gedicht *Auch ein Stoffwechsel* aus dem Jahre 1896 (AFA *Gedichte* II, S. 504). Dieses Gedicht ist in unmittelbarem Zusammenhang der Arbeit am Roman *Der Stechlin* entstanden; auf der Rückseite seiner Urschrift findet sich die frühe Fassung eines Gesprächs zwischen Dubslav von Stechlin und Pastor Lorenzen über Zeitungsstoffe; vgl. Julius Petersen: *Theodor Fontanes Altersroman.* – In: *Euphorion* 29 (1928) S. 1–74, hier: S. 37f.

2 Robert Prutz: *Geschichte des deutschen Journalismus.* Erster Theil: *Von den Anfängen bis 1713.* – Hannover 1845, S. 7. – Ähnliche Metaphern begegnen allenthalben. Goethe nennt die Tagespresse bei aller Reserviertheit ein »Barometer des Zeitgeistes« (Brief vom 14. Feb. 1814 an Franz Bernhard von Buchholtz. In: Briefe, Bd. III. Textkritisch durchgesehen… von Bodo Morawe. – Hamburg 1965, S. 257 [Nr. 995]), Schopenhauer den »Sekundenzeiger der Geschichte« (*Parerga und Paralipomena*, Teil 2. Hrsg. von Ludger Lütkehaus. – Zürich 1991, § 233, S. 393).

3 Theodor Fontane: *Alexander Kielland. Arbeiter* [um 1882] (HFA III/1, S. 528).

4 Jürgen Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit.* Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. – Darmstadt u.a. [14]1983 (vgl. S. 232 f.). Unter den Bedingungen der kommerzialisierten Massenpresse wird öffentliche und kritische Diskussion durch Repräsentation ersetzt, Meinungsbildung mit den Mitteln der Public Relations betrieben (ebd., S. 238).

5 Vgl. Habermas, wie Anm. 4, §§ 20 und 21, sowie Kurt Koszyk: *17. Jahrhundert bis zur Gegenwart.* – In: *Handbuch der Publizistik.* Hrsg. von Ernst Dovifat, Band 3, 2. Teil. – Berlin 1969, S. 76–97. – Dennoch kann sich der amerikanische Typus der Faktenreportage nur unvollkommen in Deutschland durchsetzen (vgl. auch Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1866–1918.* Band I: *Arbeitswelt und Bürgergeist.* – München 1990, S. 806)

6 »Privat« wird hier gerade nicht im Sinne Kants *(Was ist Aufklärung?)* verwendet. Als »privat« bezeichne ich den nicht-professionellen Gebrauch der Vernunft.

7 Fontanes politische Zeitungsartikel dieser Zeit sind durch die Forschung – vor allem durch die Arbeiten von Charlotte Jolles – gut dokumentiert. Ich verweise auf die Angaben bei Charlotte Jolles: *Theodor Fontane.* – Stuttgart [3]1983, S. 30 f. (= Sammlung Metzler 114).

8 Habermas, wie Anm. 4, S. 241 f.

9 Vgl. Dirk Grathoff: *Die Zensurkonflikte der Berliner Abendblätter. Zur Beziehung von Journalismus und Öffentlichkeit bei Heinrich von Kleist.* – In: *Ideologiekritische Studien zur Literatur.* Essays I, hrsg. von Klaus Peter u.a. – Frankfurt am Main 1972, S. 35–168.

10 Zu dieser Zeit hatte die *Vossische Zeitung* noch nicht den Rang wie später in den achtziger und neunziger Jahren. – Auch Robert Prutz (Anm. 2) widmet den Lokalnachrichten über Diebs- und Mordgeschichten, Mißgeburten, Hexenverbrennungen, Hinrichtungen und Naturkatastrophen sowie den Annoncen ein ganzes Kapitel seiner *Geschichte des deutschen Journalismus.* Diese Art von Bericht stand von jeher in großer Affinität zu Zeitungslied, Volksliteratur und Bänkelsang, den Ursprungs- bzw. Nebenformen der Ballade.

11 Theodor Fontane: *Aus dem Times Vortrag.* – Zit. nach Helmuth Nürnberger: *Der frühe Fontane. Politik, Poesie, Geschichte. 1840 bis 1860.* Mit bisher unveröffentlichten Texten. – München 1971, S. 354.

12 Man könnte hier auch auf Fontanes frühe Äußerungen über England hinweisen, die seinen *John-Prince*-Aufsatz einleiten, doch verdanken sie sich noch nicht eigener Anschauung und sind deshalb kein adäquater Beleg: »England gilt als das Land höchster politischer Freiheit oder doch als Musterstaat, wenn es sich an anderen Orten um die Begründung einer freieren Verfassung handelt […]. Dennoch leidet das englische Volk. Der Vollgenuß politischer Freiheit

schützt Tausende von Arbeitern zu Manchester und Liverpool oftmals kaum vor dem Hungertode [...]« (HFA III/1, S. 207).

13 Hans-Heinrich Reuter: *Fontane.* 2 Bde. – München 1968, S. 308.

14 *Theodor Fontane und Friedrich Eggers. Der Briefwechsel. Mit Fontanes Briefen an Karl Eggers und der Korrespondenz von Friedrich Eggers mit Emilie Fontane.* Hrsg. von Roland Berbig. – Berlin u.a. 1997, S. 154 (= Schriften der Theodor-Fontane-Gesellschaft; 2).

15 *Die Londoner Tagespresse. Neuntes Kapitel – ›Die Times‹* (NFA 19, S. 242 ff.).

16 Eggers, wie Anm. 14, S. 186 f.

17 Vgl. *Die Buchersche Schule* (NFA 17, S. 578–580).

18 Georg Weerth: Brief an seinen Bruder Wilhelm Weerth vom 23. Mai 1844. – In: ders., *Sämtliche Briefe.* Hrsg. und eingeleitet von Jürgen-Wolfgang Goette. Band 1. – Frankfurt am Main 1989, S. 260.

19 Georg Weerth: *Sämtliche Werke in 5 Bänden.* Hrsg. von Bruno Kaiser, Bd. 3. – Berlin 1956/57, S. 176.

20 Zitiert nach Heinz Pächter: *Über Karl Marx.* – In: *Journalisten über Journalisten*, hrsg. von Hans Jürgen Schultz. – München 1980, S. 63–74, hier: S. 71.

21 *Aus dem Times-Vortrag*, wie Anm. 11, S. 355. Wie die teilweise wortidentischen Formulierungen am Schluß des Aufsatzes über die englischen Wochenblätter zeigen, gelten die hier zitierten Ausführungen nicht nur für die *Times*; vgl. NFA 19, S. 162.

22 Rolf Engelsing: *Massenpublikum und Journalistentum im 19. Jahrhundert in Nordwestdeutschland.* – Berlin 1966, S. 28.

23 Ulrich Kinzel: *Die Zeitschrift und die Wiederbelebung der Ökonomik. Zur ›Bildungspresse‹ im 19. Jahrhundert.* – In: *DVjs* 67 (1993) 669–716, hier: S. 714.

24 Friedrich Nietzsche: *Werke in drei Bänden.* Herausgegeben von Karl Schlechta, Bd. III. – München 1966, S. 450. – Vgl. auch Platens Sonett Nr. 76 aus dem Jahre 1826: »Was habt ihr denn an euerem Rhein und Ister,/ Um neben dem Hellenenvolk zu thronen?/ Journale, Zeitungsblätter, Recensionen,/ Tabak und Bier und Polizeiminister!« (zit. n. Kinzel, S. 669).

25 Vgl. die Zusammenfassung bei Ursula E. Koch: *Berliner Presse und europäisches Geschehen 1871. Eine Untersuchung über die Rezeption der großen Ereignisse im ersten Halbjahr 1871 in den politischen Tageszeitungen der deutschen Reichshauptstadt.* – Berlin 1978, S. 36–41, sowie Koszyk, wie Anm. 5.

26 Vgl. Peter de Mendelssohn: *Zeitungsstadt Berlin. Menschen und Mächte in der Geschichte der deutschen Presse.* – Frankfurt am Main u.a. 1982. – Zu den technischen Neuerungen zählen die Erfindung der Rotationsdruckmaschine (1872) und der Setzmaschine (1884); auch die Erfindung des Telephons (1880) blieb nicht ohne Einfluß.

27 *Beobachter:* Die Berliner Wochenzeitung *Der Beobachter an der Spree*

(1802–1872). – Ludwig *Rellstab:* legendärer Musikkritiker der *Vossischen Zeitung* (1799–1860). – *Lokal-Anzeiger:* der 1883 von dem Verleger August Scherl gegründete und unerhört erfolgreiche *Berliner Lokal-Anzeiger*, sensationsgieriger »Prototyp der deutschen Massenpresse« (Rudolf Stöber; *Publizistik* 39 [1994] S. 314–330). – *Eckensteher Nante:* (abgeleitet vom Vornamen Ferdinand) eine Figur des Humoristen und Journalisten Adolf Glaßbrenner, eine seiner kabarettistischen Glanznummern, die zahlreiche Nachahmer in Satire und Karikatur fand. Als Eckensteher bezeichnete man Dienstleute, die, polizeilich überwacht und mit einem Nummernschild versehen, auf der Straße standen und auf Gelegenheitsarbeiten warteten. Nantes Vorstellungen von einer angemessenen Entlohnung seiner Dienste verbanden sich aufs vorteilhafteste mit seiner Arbeitsscheu, so daß er – alkoholisiert – viel Zeit zum Drauflosreden und Politisieren hatte. Glaßbrenner veröffentlichte Nantes Reden ab 1832 sowohl in seiner Satire-Zeitschrift *Berliner Don Quixote* als auch in seiner Heftchenreihe *Berlin wie es ist und – trinkt.* Zu Nantes Berühmtheit trug wesentlich die dramatische Adaption durch den Komiker Friedrich Beckmann bei, der ihm den Nachnamen Strump gab (vgl. Ursula E. Koch: *Der Teufel in Berlin. Von der Märzrevolution bis zu Bismarcks Entlassung. Illustrierte politische Witzblätter einer Metropole 1848–1890.* – Köln 1991, S. 42–47). Fontane tituliert Nante als ›National-Heiligen‹ (4/481) und attestiert Glaßbrenner eine »allergenaueste Kenntnis des berlinischen Wesens und Dialektes«; Theodor Fontane: *In deutschen Landen. Skizzen und Ferienreisen* [von J. Rodenberg] (1874). – ders., *Briefe an Julius Rodenberg. Eine Dokumentation.* Hrsg. von Hans-Heinrich Reuter. – Berlin, Weimar 1969, S. 101–111, hier: S. 106.

28 Adolf Glassbrenner: *Welt im Guckkasten. Ausgewählte Werke in zwei Bänden.* Mit zeitgenöss. Ill. Hrsg. und mit e. Einl. versehen von Gert Ueding. Bd. 1. – Frankfurt am Main 1985, S. 334.

29 Zu Einzelheiten vgl. Kommentar in HFA IV/5, 2.

30 Tageszeitungen wurden im 19. Jahrhundert zwar auch generell als »elendes Löschpapier« bezeichnet, doch war dieser Spottname für die *Vossische Zeitung* geradezu sprichwörtlich. Vgl. z. B. die ironischen Wendungen in Georg Weerths *Kriegserklärung der schwarz-weißen gegen die schwarz-rot-goldenen Annoncen* aus dem Revolutionsjahr 1848: »Sie ist auf dem elegantesten Löschpapier gedruckt, welches die ältere und die neuere Zeit aufzuweisen hat.« Abgedruckt in Karl Riha (Hrsg.): *Über Zeitungen. Satire – Agitation – Kritik.* – Wißmar, Steinbach 1973, S. 18–26, hier: S. 19.

31 Harro Segeberg: *Literarische Technik-Bilder. Studien zum Verhältnis von Technik- und Literaturgeschichte im 19. und frühen 20. Jahrhundert.* – Tübingen 1987, insbesondere Kapitel III (S. 107–172), hier: S. 127.

32 Brief vom 28. Juni 1860 an Heyse: »Es ist mir im Laufe der Jahre besonders

seit meinem Aufenthalte in London Bedürfniß geworden an einem großen Mittelpunkte zu leben, in einem Centrum wo entscheidende Dinge geschehn. Wie man auch über Berlin spötteln mag, wie gern ich zugebe, daß es diesen Spott gelegentlich verdient, das Faktum ist doch schließlich nicht wegzuleugnen, daß das was hier geschieht und nicht geschieht direkt eingreift in die großen Weltbegebenheiten. Es ist mir Bedürfniß geworden, ein solches Schwungrad in nächster Nähe sausen zu hören, auf die Gefahr hin, daß es gelegentlich zu dem bekannten Mühlrad wird« (HFA IV/1, S. 709).

33 Fontane hatte, auf eine Anregung Heyses hin, nach seiner Rückkehr aus London kurzzeitig eine Übersiedlung nach München erwogen. Über seine unmittelbare Aussage hinaus bestätigt dieser Brief zudem also noch einmal die dreißig Jahre zuvor getroffene Entscheidung, nicht nach München zu ziehen.

34 Beispiele aus vorrealistischer Zeit sind selten und zeigen oft keine direkte Verwendung: G. A. Bürgers *Lied vom braven Mann* (1777) geht über den Umweg einer französischen Quelle auf eine wahre Begebenheit zurück. Vom Schicksal der Frankfurter Kindsmörderin Susanna Margarethe Brandt (1771 hingerichtet), einer der Vorlagen zur Gretchentragödie des *Faust*, hatte Goethe wohl zusätzlich persönliche Kenntnis aus den Vernehmungsprotokollen, die sein Vater mit nach Hause brachte.

35 Für Storms *Schimmelreiter* hat die Zeitungslektüre nicht nur den Stoff geliefert, sondern dient auch innerhalb der Novelle selbst der Erzählbeglaubigung: »Was ich zu berichten habe, ist mir vor reichlich einem halben Jahrhundert im Hause meiner Urgroßmutter [...] kundgeworden, während ich, an ihrem Lehnstuhl sitzend, mich mit dem Lesen eines in blaue Pappe eingebundenen Zeitschriftenheftes beschäftigte.«

36 Vgl. Jürgen Hein: *Gottfried Keller. Romeo und Julia auf dem Dorfe.* Erläuterungen und Dokumente. – Stuttgart 1993, S. 31.

37 Egon Friedell: *Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele von der schwarzen Pest bis zum Weltkrieg.* Dritter Band: *Romantik und Liberalismus/Imperialismus und Impressionismus.* – München 1931, S. 408.

38 Theodor Fontane: *Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848* (HFA III/1, S. 40).

39 Schon in Friedrich Theodor Vischers *Aesthetik* findet man die Formel: »Die Grundlage des modernen Epos, des Romans, ist die erfahrungsmäßig erkannte Wirklichkeit, also die schlechthin nicht mehr mythische, die wunderlose Welt«. Solche Formeln mußte man nicht bei Vischer gelesen haben, um sie zu kennen.

40 Mit Parallelen in Inhalt und Diktion etwa: Wilhelm Raabe: *Das Horn von Wanza. Eine Erzählung* [1879/80]. *Sämtliche Werke.* Dritte Serie, Bd. 1. – Berlin o.J., S. 500 f. Aus Raumgründen kann ich hier nicht näher auf die Guckkasten-

bilder eingehen, die Fontane in seiner Kindheit fasziniert haben.

41 »Polenlieder« erscheinen u.a. auch von Freiligrath und Uhland. – Einen späten literarischen Niederschlag findet das Thema Insurrektionskrieg bei Fontane in seinem Gedicht *An der Elster* und im 5. Kap. seiner Novelle *Unterm Birnbaum*, wo Szulski die erste und die letzte Strophe des populären Liedes *Die letzten Zehn vom vierten Regiment* von Julius Mosen (Melodie Ludwig Berger) singt (HFA I/1, S. 481).

42 Aus Raumgründen kann ich hier nicht näher auf Fontanes frühe Zeitungslektüre eingehen.

43 Vgl. z. B. die Passage über Fontanes Lehrer Thormeyer in den *Wanderungen* (*Die Grafschaft Ruppin*, Kap. 12, »Civibus aevi futuri«, HFA II/1, S. 191–194) und den notorischen Spott auf das auf Examen und Testate fixierte Bildungssystem.

44 Vgl. *Von Zwanzig bis Dreißig*, ›Berlin 1840‹, 1. Kap. (HFA III/4, S. 185 f.).

45 Vgl. Nürnberger, *Der frühe Fontane*, wie Anm. 11, S. 87.

46 Brief vom 19. August 1879 (3|36); vgl. auch Brief 4|222 an Stephany.

47 Vgl. auch Richard Brinkmann, *Der angehaltene Moment*. – In: *Formen realistischer Erzählkunst*. Fs. für Charlotte Jolles. Hrsg. von Jörg Thunecke. – Nottingham 1979, S. 360–380, hier: S. 377.

48 Friedrich Nietzsche: *Werke* (wie Anm. 24), Bd. III, S. 195.

49 Nietzsche, wie Anm. 24, Bd. I, S. 394.

50 Vgl. z. B. die Briefe 3|659 und 4|222, S. 272.

51 Es ist zumeist die Morgenausgabe des nächsten Tages, die zur Nachtlektüre dient. Darauf ist es mitunter zurückzuführen, wenn Fontanes Brief einen Tag früher datiert ist als die Zeitung, die er erwähnt.

52 Vgl. Reuter II (wie Anm. 13), S. 870 f. und S. 980, Anm. 12.

53 Mehrfach hat Fontane die Formel vom »Hineinragen des Großen in das Kleinleben« gebraucht; vgl. den Brief an Adolf Menzel vom 2. Juli 1871 (2|294); vgl. auch 2|453, S. 565.

54 Vgl. hierzu auch folgende Briefe an Georg Friedlaender: 3|556, 3|557.

55 Vgl. die Anmerkungen zur Entstehung in HFA I/1, S. 1002–1006 mit weiteren Nachweisen.

56 Der Katalog befindet sich bei Kapitel 1, Blatt 22, Vorderseite, Inventar-Nr. V–67/868, im Märkischen Museum Berlin. An dieser Stelle befindet sich auch ein Artikel von Emil Dominik über »Die Geschichte des Hauses Ravené« und sein berühmtes Palmenhaus (VZ vom 1. Juni 1879). Ich danke Frau Bettina Machner vom Märkischen Museum, die dieses Material aufgefunden hat, für ihre freundlichen und hilfreichen Auskünfte. – Der von Herman Meyer erwähnte Zeitungsausschnitt – eine Annonce über eine Pflanzenauktion im Ravenéschen Palmenhaus nach dem Tode des Besitzers – ließ sich im Manuskript jedoch nicht mehr finden (vgl. Herman Meyer: *Theodor Fontane »L'Adul-*

tera« und »Der Stechlin«. – In: ders., *Das Zitat in der Erzählkunst.* – Stuttgart ²1967, S. 155–185. Zit. Ausgabe: WOLFGANG PREISENDANZ (Hrsg.): *Theodor Fontane.* – Darmstadt 1973, S. 201–232, hier: S. 214 f.

57 Vgl. hierzu HEIDE EILERT: *Im Treibhaus. Motive der europäischen Décadence in Theodor Fontanes Roman »L'Adultera«.* – In: *JbDSG* 22 (1978) 496–517.

58 Zit. nach JULIUS PETERSEN: *Theodor Fontanes Altersroman.* – In: *Euphorion* 29 (1928) S. 1–74, hier: S. 38; das folgende Zitat S. 47. Einschlägige Passagen dieses Aufsatzes sind zugänglich über den Kommentar der HFA und der UFA.

59 PETERSEN, wie Anm. 58, S. 42.

60 Vgl. auch PAUL IRVING ANDERSON: *Der Stechlin. Eine Quellenanalyse.* – In: *Interpretationen. Fontanes Novellen und Romane.* Hrsg. von CHRISTIAN GRAWE. – Stuttgart 1991, S. 243–274. Anderson berichtet dort auch von einem Zeitungsausschnitt im Manuskript des Fragments *Storch von Adebar* (S. 244).

61 Brief an Adolf Hoffmann von Mai/Juni 1897 (4|729).

62 Vgl. Fontanes Aufsatz *Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848* (HFA III/1, S. 240 f.).

63 THOMAS MANN: *Der alte Fontane.* – In: ders., *Essays Band I: Frühlingssturm 1893–1918.* Hrsg. von HERMANN KURZKE und STEPHAN STACHORSKI. – Frankfurt am Main 1993, S. 124–149, hier: S. 139. Das von Thomas Mann angesprochene ›artistische Spiel‹ wird, bezogen auf den *Stechlin*, am deutlichsten von Anderson nachgezeichnet. Mit Blick auf Andersons Resultate muß die im Kern überzeugende These Horst Turks, daß die Verweisungskraft bzw. Symbolkraft der im *Stechlin* erwähnten Dinge ausschließlich im Medium der Konversation hergestellt werde, im Hinblick auf das Romanganze als überzogen betrachtet werden; vgl. HORST TURK: *Realismus in Fontanes Gesellschaftsromanen. Zur Romantheorie und zur epischen Integration.* – In: *Jahrbuch der Wittheit zu Bremen IX.* – Bremen 1965, S. 407–456.

64 WALTHER KILLY: *Abschied vom Jahrhundert. Fontane: »Irrungen, Wirrungen«.* – In: ders., *Wirklichkeit und Kunstcharakter.* – München 1963, S. 193–211, hier: S. 204. Die Symbolik in Fontanes Romanen ist jedoch, wie Kaiser gezeigt hat, partikulär; sie transzendiert in der Regel nicht das Romangeschehen; GERHARD KAISER: *Realismusforschung ohne Realismusbegriff.* – In: *DVjs* 43 (1969) S. 147–160.

65 Vgl. die analogen Äußerungen Fontanes in seinem Brief an seine Tochter Martha vom 18. April 1884 (3|288) und Käthe von Rienäckers in *Irrungen, Wirrungen* [1882–87] (18. Kap., S. 117).

66 AFA *Gedichte* II, S. 470. Vgl. zum Folgenden die dortigen Anmerkungen.

67 AFA *Gedichte* II, S. 511 und Anm.

68 FRITZ MARTINI: *Theodor Fontane. Die Brück' am Tay.* – In: *Wege zum Gedicht.* Band II: *Interpretation von Balladen.* Mit einer Einführung von WALTER MÜL-

ler-Seidel. Hrsg. von Rupert Hirschenauer und Albrecht Weber. – München, Zürich 1964, S. 377–392, hier: S. 392. Der Bezug der Handlung auf eine sinnhafte Totalität ist nach Wolfgang Kayser gattungskonstitutiv.

69 Brief vom 4. Mai 1897 an Mauthner (*FBl* 6, 1985, Heft 1, S. 19). Vgl. auch die Anmerkungen in den Gedichtausgaben der Verlage Aufbau und Hanser.

Abbildungsnachweis: Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Abteilung Historische Drucke

Frauenbilder, Männerperspektiven und die fragwürdige Moral. Applikation und Demontage von Rollenbildern und Wertzuschreibungen in Fontanes Romanen

Bettina Plett

Mehrere Romane Fontanes, besonders die sogenannten »Frauenromane«, gehören nach wie vor zum heimlichen Kanon in der Praxis des Deutschunterrichts. *Irrungen, Wirrungen*, *Frau Jenny Treibel*, auch *Mathilde Möhring* sind bekanntlich nicht selten auf den Lektüreplänen des Deutschunterrichts in der Oberstufe zu finden, und *Effi Briest* dürfte immer noch der in der Schule am meisten gelesene Roman Fontanes sein. Wer sich mit Schülern und Schülerinnen über ihre diesbezüglichen Lese- und Unterrichtserfahrungen unterhält, bekommt scheinbar Widersprüchliches zu hören: Einerseits wird die Beschäftigung mit einem Fontane-Roman zu den anregendsten Erlebnissen im Literaturunterricht gezählt, an die man sich gerne erinnert und die viele Denkanstöße gegeben hat, andererseits wird eingeräumt, daß ein solcher Text den Lektüregewohnheiten viele Widerhaken entgegensetzt, die eine fruchtbare Wechselwirkung von Motivation, Interesse und Verständnis erschweren.

Nicht nur die Handlungsarmut, der Verzicht auf Aktion und Spannung im konventionellen Sinne oder die Ausführlichkeit der Gespräche sind hier zu nennen. Die meisten Probleme haben die Schülerinnen und Schüler – und es ist dies nur scheinbar eine paradoxe Formulierung – mit dem, was sie *nicht* oder scheinbar nicht in Fontanes Erzähltexten vorfinden. Denn Fontane erzählt meist indirekt und andeutend; dem Leser bleibt es bewußt überlassen, die Bedeutsamkeit dessen zu erkennen, was auf den ersten Blick nebensächlich erscheint, Verknüpfungen herzustellen und so zum Beispiel ein angemessenes und stimmiges Bild der Figuren selbst zusammenzufügen. Fontane spielt an auf politische, soziale und kulturelle Bezüge hinter der Oberfläche der Wörter, die den Schülern heute meist fremd sind oder ihnen zumindest fern liegen. Fontane bezieht sich auf einen Kodex von gesellschaftlichen Normen und Wertvorstellungen, die den Schülern als überholt gelten müs-

sen, wenn sie überhaupt in der Lage sind, Verständnis dafür aufzubringen und seine Funktionsweise zu durchschauen. Und Fontane läßt alles das, was in zeitgenössischen Texten in unmißverständlichster Detailfreudigkeit nachzulesen ist, in das bedeutungsvolle Verschweigen, in die Lücke zwischen zwei Kapiteln zum Beispiel, versinken. Das zieht nicht nur die erstaunte Frage mancher Schüler nach sich, worüber Innstetten sich denn eigentlich so aufregt, da im Text keinerlei Hinweise auf etwas Unmoralisches geschweige denn einen Ehebruch zu finden gewesen seien, sondern hoffentlich auch die Überlegung des Lehrers, wie denn sein Literaturunterricht dazu beitragen kann, den Schülern das indirekte Erzählen Fontanes zu erschließen und die Lücken des nicht Erzählten mit Anschaulichkeit zu füllen.

In eben diesen Verstehensschwierigkeiten und ihren Ursachen allerdings liegen auch jene Motive begründet, die diese Texte für Schüler heute noch interessant machen können, so daß sie also in besonderer Weise eine Herausforderung für die Methodik und Didaktik des Literaturunterrichts darstellen. Fontanes dezidierte Ansätze zur Beleuchtung und Demontage vorgeblich selbstverständlicher Normen und Werte sind bei aller – scheinbarer![1] – Diskretion des Erzählens im zeitgenössischen Kontext außerordentlich indiskret. Indem der Literaturunterricht sich auch mit solchen Indizien und Verwerfungen beschäftigt, kann er *einen*, aber einen wesentlichen Aspekt der Modernität Fontanes erschließen, der das differenzierte Verständnis weiterer moderner Themen und Gestaltungsweisen in Texten des 19. Jahrhunderts ermöglicht, ohne auf künstliche Aktualisierungen angewiesen zu sein. – Im folgenden soll versucht werden, dies mit einigen Thesen auszuführen, mit Beispielen zu illustrieren sowie einige Anregungen oder Vorüberlegungen für die Praxis des Literaturunterrichts anzufügen.

1.

Daß eine Ehebrecherin wie Melanie van der Straaten – in Fontanes erstem Berliner Gesellschaftsroman *L'Adultera* – in ihrer zweiten Ehe glücklich werden und sogar die Akzeptanz der Gesellschaft wiedererlangen darf, hat den Zeitgenossen bekanntlich heftige moralische Kopfschmerzen verursacht. Diese speziellen Beschwerden konnte auch die Geschichte der Effi Briest nicht heilen: Sie muß zwar sterben, hat aber dank ihres Autors zuvor alles dafür tun dürfen, daß dies nur mit dem Bedauern und tief empfundenen Mitleid der Leser geschehen kann. Diese Strategien der Sympathielenkung, die zwar auch den betrogenen Ehemann Innstetten einbeziehen, sich der »schuldigen« Ehebrecherin Effi aber eindeutig intensiver widmen, setzen bereits deutliche Signale: Die so implizierten und literarisch vermittelten Ansichten legen Widerspruch gegen die pauschale Stigmatisierung der untreuen Frau

ein, verweigern sich den gesellschaftlich sanktionierten moralischen Wertungen[2] und enthalten dem Leser die vereinfachende Identifikation mit der einen oder anderen Seite vor. Hinzu kommt jedoch, daß Effi nach ihrem »Fehltritt« nicht nur die gehörige reuige Zerknirschung vermissen läßt, sondern auch zuvor schon bereit ist, nicht bloß ahnungsloses und wehrloses Objekt der Verführung zu werden, wie das manche feministische Interpreten so gerne hätten.[3] Vielmehr unternimmt sie durchaus Anstrengungen, spielendes und experimentierendes Subjekt der eigenen Verführung zu werden. Erinnert sei hier nur an ihre neugierigen Erkundungsversuche in der scheinbar harmlosen Konversation, den Strandritt und die (auch im erotischen Sinne) mehrdeutigen Literaturgespräche mit Crampas.[4] Und Lene Nimptsch ist für den bildungsbürgerlichen Leser des 19. Jahrhunderts schon ein geradezu unanständiges Frauenzimmer: nicht nur, weil sie als Angehörige der unteren Zone des Kleinbürgertums ein freies Liebesverhältnis mit einem Adeligen hat und mit ihm auch noch eine sorgsam verschwiegene Nacht verbringt, sondern vor allem deshalb, weil sie sich der Bedeutung der realen und abstrakten Seitenpförtchen,[5] die ihr einen gewissen Freiraum im außergesellschaftlichen Raum verschaffen können, deutlich bewußt ist. Zudem besitzt sie eine selbstbewußt distanzierte Einstellung zu den konventionellen Moralvorstellungen und Sittlichkeitspostulaten, die wesentlich präziser umrissen und hellsichtiger formuliert ist als vergleichbare Äußerungen Botho von Rienäckers.

Da die »epische Integration der Unfeinheiten [...] mit großer erzählerischer Feinheit«[6] geschieht, kann Fontanes Erzählen die Form und den guten Ton wahren – und gerade auf diese Weise die konventionellen Forderungen an Moral und Sittlichkeit wie den »anständigen« Umgang mit ihnen unterlaufen, indem Fontane seine Figuren die Tragfähigkeit und die Grenzbereiche der »formgerechten« Konversation ausloten läßt.

Ein wichtiges Ziel bei der Behandlung eines Fontane-Romans im Deutschunterricht muß es daher sein, die Schüler für den politisch, gesellschaftlich und normenbezogen kodierten Subtext zwischen den Zeilen zu sensibilisieren, um den in die Texte eingeschriebenen Diskurs des 19. Jahrhunderts als wichtige Folie des Erzählten wie als notwendiges Korrektiv der Perspektive des 20. Jahrhunderts verständlich werden zu lassen. Wie sich Fontanes Erzähltechnik und Figurendarstellung von anderen Autoren nicht nur seiner Zeit unterscheiden, wird anschaulich nachvollziehbar, wenn neben die sorgfältige Textanalyse und die Einbeziehung problembezogener Sachtexte auch ein produktives Experiment tritt. Wenn die Schüler zum Beispiel versuchen, eine Begegnung Effis mit Crampas im Stil der Marlitt, eines modernen Unterhaltungsromans oder eines Filmdrehbuchs zu Papier zu bringen, kann der

reflektierte Vergleich, indem er durch Überlegungen zu den jeweiligen Erfordernissen der produktiven Intention ergänzt wird, die Freiräume und Variationsmöglichkeiten des Schreibens über ein »heikles Thema« differenzierter ausleuchten. Erhellend für das Verständnis Fontanescher Erzählkunst wird es ebenfalls sein, einmal exemplarisch die Vielschichtigkeit der implizierten literarischen und politischen Subtexte zu untersuchen, also zum Beispiel Crampas' Inhaltsangaben der Gedichte Heines mit den Originalen zu vergleichen oder die Bismarck-Anspielungen in Beziehung zur Ehe der Innstettens zu setzen.

2.

Die Figuren in Fontanes Romanen brechen nicht aus den konventionellen Rollenzuschreibungen aus, selbst wenn einige von ihnen zumindest gedankliche Ansätze dazu unternehmen; das betrifft sowohl die Geschlechterrollen als auch die gesellschaftlichen Rollen, den Stand. Weder gibt es in Fontanes Romanen wahrhaft emanzipierte Frauen – wer eine ausgeprägte oder gar resolute Tendenz zu weiblicher Unabhängigkeit hat wie die Malerin Rosa Hexel in *Cécile* oder die aufstiegsorientierte Mathilde Möhring, muß das mit erotischer Unattraktivität bezahlen – noch kommt es zu Mesalliancen, welche die Ständehierarchie außer kraft setzen dürften. Dort, wo sich ein solches Ausbrechen aus dem genau definierten Bezirk des gesellschaftlich sanktionierten Regelkanons anzubahnen scheint, melden sich das desillusionierte Bewußtsein, das Gewissen oder »vernünftige« Ratgeber zu Wort, die den irregeleiteten »Ausbrecher« auf die rechte, wenn auch ernüchternde und oft verhängnisvolle Bahn zurückleiten. Die Witwe Pittelkow in *Stine* hat nicht nur ein Verhältnis mit einem Grafen, das man als ein sexuelles und wirtschaftliches Zweckbündnis bezeichnen kann, sie hat auch ein sehr bestimmtes Verhältnis zu diesem Verhältnis. Zwar versteht sie nicht alle Anspielungen und Anzüglichkeiten, die der Graf über ihren Kopf hinweg auf sie münzt, aber sie hat die Spielregeln, nach denen solche Verhältnisse zu funktionieren pflegen, sehr genau durchschaut, so daß sie nicht nur ihre eigene Position auf dem Spielplan exakt zu bestimmen weiß, sondern auch ihren Liebhaber des öfteren an dem ihm geziemenden Platz zurechtrückt.[7] Von dieser Position aus ist gerade sie es, die für geklärte Verhältnisse zu sorgen weiß, als sich zwischen ihrer Schwester Stine und dem jungen Grafen von Haldern etwas anbahnt. Daß die gesellschaftlich vernünftige nicht immer die menschlich richtige Entscheidung ist, läßt der resignierte Kommentar Pauline Pittelkows durchblicken, als Stine von der Beerdigung Halderns zurückkehrt: *»Die wird nich wieder.«*[8] Zurechtgerückt auf dem Rollenspielplan wird auch Corinna in *Frau Jenny Treibel:* Von ihrem Vater und Frau Schmolke ausführlich über das

belehrt, was sie selbst längst weiß, nimmt sie Abstand von ihren berechnenden Plänen und heiratet schließlich nicht den Reichen, sondern den »Richtigen«, wobei Fontanes Erzählstrategie berechtigte Zweifel daran aufkommen läßt, ob denn der Leser mit diesem vorgeblichen happy ending zufrieden sein darf.

Auf diese Weise verharren Fontanes Figuren in den traditionellen Rollenzuschreibungen – und stellen sie gerade von diesem Standort aus in Frage, da sie die Freiheit der kritischen Reflexion besitzen, die Freiheit der selbstbewußten Umsetzung aber nicht in Anspruch nehmen dürfen. Dem Leser wird deutlich vor Augen geführt, daß die Identität mit sich selbst, bewußt gewählte Selbstbestimmung oder gar »Glück« diesen Figuren nicht beschieden ist; sie müssen sich ständig arrangieren, Kompromisse eingehen, mit der Resignation leben.

Der Deutschlehrer sollte sich durch diese Realien in den fiktionalen Texten nicht nur zu einer Einbindung der Textanalyse in Projekt- oder fächerübergreifenden Unterricht anregen lassen, in dem die Rolle der Frau und des Mannes im 19. Jahrhundert, die Schichtungen des Bürgertums, des Adels etc. differenzierter geklärt und mit der Hilfe von Sachtexten auf den literarischen Text bezogen werden können. Sinnvoll zum besseren Verständnis der gesellschaftlichen Bezüge und Zwänge kann auch ein experimentelles Fortschreiben der Texte gegen den Strich sein: Wie sähe Corinnas Leben nach der Heirat mit Leopold Treibel aus? Welche Konsequenzen hätte eine Verbindung zwischen Stine und dem jungen Grafen?

3.

Es sind vor allem die Frauen, welche die Spielregeln und die eng gesteckten Grenzen der Abweichung von ihnen am deutlichsten durchschauen, jene Frauen, die unkonventionell und selbständig denken können, aber konventionell und abhängig handeln – bzw. mit sich handeln lassen – müssen. Dies betrifft nicht erst die verstörend eigensinnige und selbstbewußte Melusine im späten *Stechlin*, sondern charakterisiert bereits die weiblichen Figuren in früheren Romanen, wo es sich nicht selten um Frauen aus dem Bürgertum und Kleinbürgertum handelt. Wenn diese gegenüber ihren adeligen Verehrern oder den Prätentionen des Besitzbürgertums hinsichtlich ihrer Illusionslosigkeit wie ihren menschlichen Qualitäten deutlich besser abschneiden, dann ist das eine Darstellung, welche die konventionellen Kategorien des Moraldiskurses ebenso wie das verfestigte Rollen- und Normengefüge deutlich in Frage stellt und die Risse im Firnis des äußerlichen Anscheins aufzeigt. Während die Frauen – eine solche bewußte Verallgemeinerung sei einmal gestattet – mit »Herz« und Menschlichkeit für die abwägende Anschau-

ung des individuellen Falles einstehen, ziehen sich die Männer in der Regel auf die – wenn auch nicht selten halbherzige – Verteidigung von »Ordnung«, Regelkanon und sanktioniertem Moralkodex zurück. Die Männer können die auftretenden Widersprüche nur bis zu einem gewissen Grade reflektieren und in einem noch geringeren Maße kritisieren, weil sie andernfalls an eben dem Ast sägten, auf dem sie noch recht bequem sitzen. Viele der Frauenfiguren können dies, da ihr Platz ohnehin ein unbequemer ist, aber sie sind weder in der juristischen noch in der öffentlichkeitswirksamen Position, um diese Voraussetzungen zu ändern. Selbstbestimmung als Desiderat, als Unerreichtes und Ausstehendes, ist so immer präsent. Tatkräftiges Durchsetzungsvermögen ist weder den Frauen- noch den Männerfiguren gegeben. Die mangelnden Möglichkeiten der Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung wird insbesondere bei den Frauenfiguren Fontanes schmerzlich deutlich – dennoch sind es oft »starke« Frauen, die den »schwachen« Männern in vielerlei Hinsicht überlegen sind.

Eine Aufgabe des Deutschunterrichts sollte es daher sein aufzuzeigen, wie modern die scheinbar so altmodischen Romane Fontanes in dieser Hinsicht sind und mit welchen erzählerischen Mitteln der sich anbahnende Paradigmenwechsel in ihnen reflektiert wird. Ein vergleichender Blick auf die Entwicklung der Frauenrollen in literarischen Texten vom 19. zum 20. Jahrhundert und die mentalitätsgeschichtlichen Hintergründe der schwachen, unheroischen »Helden«, die die entschieden tatkräftigen Männer nachdrücklich aus der Erzähllliteratur verdrängen, kann die richtungweisende Bedeutung der Erzählkunst Fontanes anschaulich beleuchten. Sinnfällig charakterisieren kann diese Problematik auch der Vergleich mit Auszügen aus einem trivialen Frauenroman des 19. Jahrhunderts,[9] in dem Held und Heldin ihre Ziele – in der Regel Liebe und Ehe – zwar gegen alle Widerstände durchsetzen können, doch meist nur mit Unterstützung eines deus ex machina und ohne an der konventionellen Rollenverteilung zu rütteln.

4.

Fontanes Frauenbilder in den Romanen sind genau betrachtet keine »Bilder«, sondern Portraits, welche die individuellen Züge vor dem gesellschaftlichen Hintergrund hervorheben. Konturen und Skizzierung dieser Portraits erschließen sich daraus, wie diese Frauen sich selbst sehen und verhalten; die Schattierungen und Kontraste entstehen aus dem Urteil der Männer über die Frauen und aus ihrer Haltung ihnen gegenüber. So entsteht ein Frauen*bild neben* dem Portrait, indem Fontane die Figurencharakterisierung zu großen Teilen eben den Figuren selbst überantwortet. Die Erzählerperspektive relativiert und differenziert die Figurenperspektive: Welches Frauenbild

also konstituiert sich, indem Fontane so von ihnen erzählt, wie er erzählt?[10]

Bei der Gestaltung von Frauenfiguren im Verhältnis zu privaten, gesellschaftlichen und moralischen Normen und Wertvorstellungen dominieren in Fontanes erzählerischer Vermittlung zwei methodische Prinzipien: der Gestus des Zeigens und der Gestus des Zitierens. Fontane legt insbesondere die Frauengestaltung nicht in der Beschreibung fest, sondern zeigt sie, indem er die kommentierende und wertende Stimme des Erzählers zurücknimmt, in Szenen, Situationen, bedeutungsvollen Momenten, in denen nicht die Aktion, sondern die Reaktion des Individuums der Aufmerksamkeit des Lesers empfohlen wird. Und Fontane *zitiert* jene die Frauen*bilder* bestimmenden Normen, Konventionen und Wertvorstellungen, indem er deren Echo und ihre kritische Reflexion in der Haltung und den Äußerungen gerade der Frauen aufscheinen läßt.[11] Erinnert sei in diesem Zusammenhang zum Beispiel an Effi Briests Vorstellungen von der Ehe und dem »Richtigen«, Mathilde Möhrings Bemühungen, den vermeintlich »Richtigen« in erfolgversprechende Form zu bringen oder Lene Nimptschs decouvrierenden Umgang mit Begriffen wie »Anstand« und »gute Sitten«. Dargestellt werden diese Frauenfiguren also aus der Perspektive eines Autors, der sein Faible für jene Frauengestalten eingesteht, die »einen Knacks weghaben«, in die er sich »verliebt«, »nicht um ihrer Tugenden, sondern um ihrer Menschlichkeit, d.h. um ihrer Schwächen und Sünden willen«[12], und sie werden gezeigt aus der Perspektive von Männerfiguren, denen mit den Mitteln des Erzählverfahrens indirekt attestiert wird, daß auch sie in gewisser Weise »einen Knacks weghaben«. So werden also Frauenbilder aus der Männerperspektive erzählt und gespiegelt - und können gerade auf diese Weise die Fragwürdigkeit der Konstituierung und Verfestigung von Normvorstellungen offenlegen.

Die Einbeziehung dieser Zusammenhänge in den Deutschunterricht sollte dazu beitragen, nicht nur ein differenzierteres Verständnis der Erzählweise und -mittel Fontanes zu erschließen, sondern auch wesentliche Elemente einer pragmatischen »Relativitätstheorie des Normendiskurses« aufzuzeigen, also die prinzipielle Abhängigkeit aller Urteile und Vorurteile, Wertvorstellungen und Sanktionen von historischen und gesellschaftlichen Bedingungen und der Position der Beteiligten in ihnen in der Anschauung des literarischen Textes exemplarisch zu verdeutlichen. Das kann u.a. durch Methoden der Visualisierung unterstützt werden, die versuchen, Hinweise aus Fontanes Text aufzugreifen und in interpretierende Bildlichkeit umzusetzen. Den Schülern kann zum Beispiel die Aufgabe gestellt werden, in Gruppenarbeit eine Episode oder eine bestimmte Konstellation in einem Roman mit einer Collage zu illustrieren oder über die Eignung verschiedener Portraits für die Darstellung der Hauptfiguren zu diskutieren. Hierzu eignen sich

nicht nur Daguerrotypien und Photographien,[13] sondern vor allem auch Gemälde aus dem 19. Jahrhundert, weil diese – insbesondere die Zeichnungen und Gemälde Adolph von Menzels – mit Motiven und Darstellungstechniken arbeiten, die den Mitteln der Erzählkunst Fontanes vergleichbar sind.[14] Solche experimentellen Überlegungen sollten jedoch vor dem Hintergrund der Erkenntnis angestellt werden, daß Fontanes Beschreibungstechniken des äußeren Erscheinungsbildes seiner Figuren stets von Zurückhaltung, ja Enthaltsamkeit geprägt sind. Da die Kriterien der Auswahl und die sie begründenden Argumente somit zugleich grundsätzliche Fragen der Textinterpretation und der Figurencharakterisierung aktualisieren müssen, wirkt eine solche Fragestellung in einem komplexen und produktiven Sinne auf die Differenzierung des Textverständnisses zurück.[15]

5.

Die Überlegungen, welche hier skizziert wurden, sind meist weder sonderlich revolutionär noch wollen sie den Deutschlehrer zu einem »ganz anderen« Fontane überreden. Sie wollen jedoch die Aufmerksamkeit darauf lenken, wie notwendig und fruchtbar es ist, die Behandlung von Fontanes Romanen im Deutschunterricht in größere literatur- und mentalitätsgeschichtliche Zusammenhänge einzubetten und die literaturdidaktischen Überlegungen in dieser Hinsicht bewußt auszuweiten. Und sie wollen nachdrücklich dafür plädieren, die vielfältigen Anregungen der jüngeren Fontane-Forschung konsequenter aufzugreifen und diese Ansätze gezielter und auch ein wenig experimentierfreudiger, als dies bislang oft geschieht, mit den methodischen und didaktischen Ansätzen des modernen Literaturunterrichts zu verknüpfen. Dies ist nicht als ein verstecktes Argument für eine Verwissenschaftlichung des Literaturunterrichts zu verstehen; vielmehr bieten ja gerade Fontanes Texte – die im weitesten Sinne autobiographischen Schriften, die Gedichte, darunter vor allem die Alterslyrik, sowie insbesondere das erzählerische Werk – vielschichtige und herausfordernde Ansatzpunkte für einen entdeckenden, kreativen und produktiven Umgang mit Literatur. So bietet ein erneutes Nachdenken über den Umgang mit Fontane im Literaturunterricht viele Chancen für Entdeckungen, welche die didaktischen Hoffnungen auf ein differenziertes Textverstehen der Schüler nicht verwässern, sondern vertiefen. Zudem ist Fontane wie wenige andere Autoren des 19. Jahrhunderts geeignet, Einsichten in die Entwicklungen des Erzählens zum 20. Jahrhundert hin zu ermöglichen und eine Brücke zu den Formen, Themen und Problemen des Erzählens in der Moderne zu schlagen. Denn indem Fontanes Romane überholte Normen und Wertvorstellungen reflektieren und die erzählerischen Methoden zugleich vorführen, *wie* sie dies tun, er-

schließen sie nicht nur wesentliche Elemente realistischen Erzählens im 19. Jahrhundert, sondern weisen auch auf die Problemauffassungen und die Erzähltechniken des 20. Jahrhunderts voraus.

6.

Die hier gewählte thematische Akzentuierung soll ferner noch einmal darauf hinweisen, daß es nicht ausschließlich erzähltechnische, literarhistorische und literaturtheoretische Fragestellungen sind, welche Schüler und Lehrer bei der Behandlung eines Fontane-Romans im Deutschunterricht beschäftigen dürften. Wie kommen Urteile und Vorurteile, Normen, Konventionen und Wertvorstellungen zustande, und wie werden sie bewahrt oder verändert? Und in welcher Weise setzen sich literarische Texte mit ihnen auseinander – wie also partizipieren sie an diesen Diskursen und wie inszenieren sie sie? Diese elementare Frage, welche die unerläßliche Folie der ästhetischen Gestaltung in den Romanen bildet, ist schließlich nicht nur im Umfeld der Textinterpretation wesentlich, sondern kann auch dazu beitragen, Grundkonflikte in der Alltagswirklichkeit der Schüler aus einer anderen Perspektive plastisch zu veranschaulichen und Anhaltspunkte für eine differenziertere Betrachtung anbieten. Daher kann Fontanes epische Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Problemen und Werten seiner Zeit die kritische Auseinandersetzung der Schüler mit den gesellschaftlichen Problemen und Werten ihrer Zeit in bedeutender Weise fördern und bereichern.

»Personen, denen irgend etwas absolut feststeht, sind keine Genossen für mich; nichts steht fest, auch nicht einmal in Moral- und Gesinnungsfragen und am wenigsten in sogenannten Thatsachen.«[16] Es kann daher dem Literaturunterricht nur gut tun, wenn er sich diese relativierende Maxime Fontanes nicht nur im Hinblick auf Fragen der Textinterpretation, sondern auch im Hinblick auf seine allgemeinen Prinzipien gelegentlich zu eigen macht.

Anmerkungen

1 Vgl. dazu den sehr materialreichen und anregenden Beitrag von Christian Grawe: *»Die wahre hohe Schule der Zweideutigkeit«: Frivolität und ihre autobiographische Komponente in Fontanes Erzählwerk.* In: *Fontane Blätter* H. 65–66/1998, S. 138–162.

2 Über Frauenbild und Moraldiskurs im 19. Jahrhundert informieren umfassend: *Sitten und Sittlichkeit im 19. Jahrhundert/Les Morales au XIXe Siècle.* Hrsg. v. Peter Brockmeier und Stephane Michaud. Stuttgart 1993. – *Die Frauenfrage in Deutschland 1865–1915. Texte und Dokumente.* Hrsg. v. Elke Frederiksen. Stuttgart 1981. – Ingeborg Weber-Kellermann: *Frauenleben im 19. Jahrhundert. Empire und Romantik, Biedermeier, Gründerzeit.* 3. Aufl. München 1991. – *Bildung und Kultur bürgerlicher Frauen 1850–1918. Eine Quellendokumentation aus Anstandsbüchern und Lebenshilfen für Mädchen und Frauen als Beitrag zur weiblichen literarischen Sozialisation.* Hrsg. v. Günter Häntzschel. Tübingen 1986.

3 So z.B. Christine Lehmann: *Das Modell Clarissa. Liebe, Verführung, Sexualität und Tod der Romanheldinnen des 18. und 19. Jahrhunderts.* Stuttgart 1991. Lehmann beschreibt Effi Briest einseitig als eine isolierte und ohnmächtige Kindfrau, die das Opfer der von ihrem Mann im Einklang mit den gesellschaftlichen Normen inszenierten Verführung und schließlich das Opfer der Bestrafung des Patriarchats für ihre Regelübertretung wird. – Differenzierter zum Umkreis dieser Thematik der Aufsatz von Dirk Mende: *Frauenleben. Bemerkungen zu Fontanes* L'Adultera *nebst Exkursen zu* Cécile *und* Effi Briest. In: *Fontane aus heutiger Sicht.* Hrsg. v. Hugo Aust. München 1980, S. 183–213 sowie die Arbeit von Antje Harnisch: *Keller, Raabe, Fontane: Geschlecht, Sexualität, Familie im bürgerlichen Realismus.* Frankfurt a. M. 1994 (zugl. Diss. Madison 1992).

4 Die Art, wie Effi Briest (im 17. Kapitel) auf Crampas' Ausführungen über Heine eingeht oder ihn scheinbar empört in seine Schranken weist – sie will es ihm verwehren, »sich vor der Zeit [!] auf den König von Thule hin auszuspielen«, denn sie »mag nicht als Reimwort auf Ihren König von Thule herumlaufen« – ist keineswegs nur von naiver Neugierde geprägt (AFA Bd. 7, S. 140 ff.; Zitat S. 148 f.). Ausführlich dazu Bettina Plett: *Die Kunst der Allusion. Formen literarischer Anspielungen in den Romanen Theodor Fontanes.* Köln, Wien 1986, S. 197–208.

5 Lene Nimptsch und Botho von Rienäcker sind darauf angewiesen, sich bei ihren gemeinsamen Spaziergängen eines »versteckten Seitenpförtchens« zu bedienen, das auf verborgene Pfade führt, »wo du nichts haben wirst als Gänseblümchen und mich«. (AFA Bd. 5, S. 53.) Die Notwendigkeit des sich Verbergens vor dem moralisierenden und mißbilligenden Blick der gesellschaftli-

chen Öffentlichkeit wird – und das ist das Bemerkenswerte an diesem Roman – gerade von der »schlichten« Lene Nimptsch kritisch reflektiert.

6 Norbert Mecklenburg: *Theodor Fontane. Romankunst der Vielstimmigkeit.* Frankfurt a. M. 1998, S. 262 (Kapitel »Zweideutigkeiten. Formen und Funktionen erotischer Anspielungen«, S. 228–263).

7 Höchst aufschlußreich ist zum Beispiel die Abendunterhaltung in ihrem »Salon« (4. und 5. Kapitel) oder das berühmte »Untätchengespräch« im 13. Kapitel (AFA Bd. 5, S. 187 ff. und 243 ff.).

8 Ebd. S. 269.

9 Materialien und Hinweise hierzu in: *Literarisches Leben im Kaiserreich 1871–1918.* Hrsg. v. Jost Hermand. Stuttgart 1985 (= Editionen für den Literaturunterricht). – Gustav Sichelschmidt: *Liebe, Mord und Abenteuer. Eine Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur. Berlin 1969.* – *Lieblingsbücher von dazumal. Eine Blütenlese aus den erfolgreichsten Büchern von 1750–1860.* Hrsg. v. Horst Kunze. München 1973. – *Die Gartenlaube als Dokument ihrer Zeit.* Hrsg. v. Magdalene Zimmermann. München 1967. – Beatrix Kampel: *Fontane und die Gartenlaube. Vergleichende Untersuchungen zu Prosaklischees. In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Beiträge zur Fontane-Konferenz 1986 in Potsdam.* Hrsg. v. Otfried Keiler. Berlin 1986, S. 496–524.

10 Zu den Begriffen »Bild« und »Portrait« in ihrem Verhältnis zu Typisierung und Individualität vgl. bes. Walter Müller-Seidel: *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland.* 2. Aufl. Stuttgart 1980, S. 152 ff.

11 Vgl. dazu auch das Kapitel *»Weiber weiblich, Männer männlich«. Fontanes Reden mit fremden Stimmen in* Effi Briest in Norbert Mecklenburgs Buch: *Theodor Fontane. Romankunst der Vielstimmigkeit,* Frankfurt a. M. 1998, S. 264–280.

12 Brief an Colmar Grünhagen, 10. Oktober 1895. In: Theodor Fontane: *Briefe in zwei Bänden.* Hrsg. v. Gotthard Erler. 2. Aufl. Berlin, Weimar 1980, II, S. 373.

13 Zum Beispiel in dem Band von Ingeborg Weber-Kellermann (wie Anm. 2); *Geschichte des privaten Lebens.* Bd. 4: *Von der Revolution zum Großen Krieg.* Hrsg. v. Michelle Perrot. Frankfurt a. M. 1992; Sigrid und Wolfgang Jacobeit: *Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes 1810–1900.* Leipzig, Jena, Berlin 1987; Justus Franz Wittkop: *Europa im Gaslicht. Die hohe Zeit des Bürgertums 1848–1914.* Zürich 1979.

14 Viele Anregungen und Materialien enthalten die beiden hervorragenden Kataloge: *Fontane und die bildende Kunst.* Hrsg. v. Claude Keisch, Peter-Klaus Schuster und Moritz Wullen. Berlin 1998 (hier bes. der Aufsatz von Françoise Forster-Hahn: *»Die Ehe als Beruf« oder der Fall von der Schaukel.*

Über die Moral in präraffaelitischen Bildergeschichten und in Fontanes »Effi Briest«, S. 309–317) sowie *Adolph Menzel 1815–1905. Das Labyrinth der Wirklichkeit.* Hrsg. v. Claude Keisch und Marie Ursula Riemann-Reyher. Köln, Berlin 1996.

15 Methodisch und didaktisch eher fragwürdig erscheint daher ein Vorschlag, wie er in den »Stundenblättern« zu Fontanes *Unterm Birnbaum* für die Sekundarstufe I unterbreitet wird. Bei der Erarbeitung der Figurencharakterisierung sollen die Schüler Besetzungsvorschläge für die beiden Hauptfiguren in einer Verfilmung machen; auf den Arbeitsblättern, die dazu herangezogen werden, sind Dichter und Dichterinnen des 19. Jahrhunderts abgebildet, so daß die Schüler nebenbei »bei entsprechenden Nachfragen mit bedeutenden Persönlichkeiten aus der deutschen Literaturgeschichte bekannt gemacht werden können«. Matthias Frietsch und Joachim Kriebel: *Stundenblätter. Dürrenmatt »Der Richter und sein Henker«, Fontane »Unterm Birnbaum«. Klassenarbeiten mit Erwartungshorizont. Stuttgart*, Dresden 1996, S. 16 und Arbeitsblätter 6 und 7.

16 Brief Fontanes an Georg Friedlaender, 7. November 1893. In: Theodor Fontane: *Briefe an Georg Friedlaender.* Hrsg. v. Walter Hettche. Frankfurt a. M., Leipzig 1994, S. 323.

Die sieben Waisen und die Mädchenbildung. Zur pädagogischen Diskussion in Theodor Fontanes *Frau Jenny Treibel*

Regina Dieterle

Einleitung

Wir kennen Jennys Lüge. Wörtlich: »Und deshalb soll er eine kluge Frau haben, eine wirklich kluge; Wissen und Klugheit und überhaupt das Höhere – darauf kommt es an.«[1] Doch: Die hier lügt, hat recht. In welch vertrackter Weise im Roman *Frau Jenny Treibel* über Bildung und insbesondere über Mädchenbildung gehandelt wird, möchte ich in einem Dreischritt darlegen. Dabei werde ich erstens wesentliche Phasen der Bildungs- und Schulgeschichte Berlins umreissen, zweitens möchte ich Fontanes eigene Bildungsbiographie beleuchten, um drittens den Zeitroman *Frau Jenny Treibel* neu zu lesen, nämlich auf der Folie der Autorbiographie sowie der Bildungssituation im Berlin der damaligen Zeit, also der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts.

I. Zur Bildungs- und Schulgeschichte Berlins

Die europäische Schul- und Bildungsgeschichte des 19. Jahrhunderts ist geprägt von der zunehmenden Verstaatlichung des Unterrichtswesens einerseits und der Differenzierung der Ausbildungsgänge, der Selektionierung andererseits. Ein bildungspolitisches Zentrum mit starker Ausstrahlungskraft war unbestritten Berlin. Von hier gingen sowohl bedeutende Reformen aus als auch – jedenfalls für Deutschland – einschneidende Ausbildungsrestriktionen.

Zu Beginn des Jahrhunderts wurde das Bildungswesen reformiert und erneuert: Im Berlin Wilhelm von Humboldts kam es zur Gründung einer bedeutenden Universität, wurde das humanistische Gymnasium konzipiert und die Ausbildung der Gymnasiallehrer auf universitärer Stufe inhaltlich

festgelegt. Das Examen *pro facultate docendi*, das an der Universität abgelegt werden musste, bildete von nun an die Voraussetzung für die Lehrtätigkeit am Gymnasium. Neben den Gymnasien neuhumanistischer Richtung entstanden in Kombination mit diesen auch höhere Real- bzw. Gewerbeschulen, und zwar nach dem Vorbild der berühmten Berliner Klödenschen Gewerbeschule (gegründet 1824), auf die seinerzeit Fontane gegen seinen Willen verpflanzt wurde. Diese moderne Schule sah in ihrem Lehrplan von Latein und Griechisch ab, bot dafür Unterricht in den Fremdsprachen Französisch und Englisch und setzte stärkere Akzente in Mathematik, Physik, Chemie.

In den dreissiger Jahren wurde auch die Ausbildung der Volksschullehrer professionalisiert. Mit Friedrich A. W. Diesterweg als Direktor wurde in Berlin eines der ersten preussischen Lehrerseminare eröffnet. Fast gleichzeitig wurde auch ein Seminar für Lehrerinnen gegründet, dem Karl Bormann – von dem noch die Rede sein wird – vorstand. 1847 dann die unsanfte Entlassung des bürgerlich-demokratisch gesinnten Diesterweg. Er war bei Friedrich Wilhelm IV. in Ungnade gefallen, weil er unbeirrt gegen den Einfluss der Kirche auf die Schule ankämpfte.

Mit dem Scheitern der Revolution von 1848 setzte sich das reaktionärkonservative Lager auch im pädagogischen Bereich durch. Die Richtung gab der Preussenkönig selber an. In einem Schreiben an die Seminardirektoren meinte er an die Adresse der Lehrer: »All das Elend, das im verflossenen Jahr über Preussen hereingebrochen ist, ist Ihre, einzig Ihre Schuld [...].«[2]

1854 traten deshalb die Stiehlschen Regulative, benannt nach Ferdinand Stiehl, in Kraft. Sie massregelten die Lehrerschaft der *Volksschule*, betrafen also das Gymnasium nicht direkt. Die preussischen Regulative hatten zum Zweck, die Ausbildung der Volksschullehrer zu beschneiden. Religion und Vaterlandsunterricht wurden auf Volksschulstufe für die nächsten zwei Jahrzehnte die wichtigsten Fächer und hatten Leitbildcharakter. Auch die Lehrmittel wurden nun zwingend vorgeschrieben. In ihrer aufschlussreichen Studie *Literarische und schulische Praxis (1854–1890)* halten Rolf Parr und Wulf Wülfing zudem fest: »Mit der ›Konzentration‹ auf Patriotisches und Religiöses wurde zugleich die klassische Literatur, allen voran Goethe und Schiller, aus dem Curriculum für die Volksschullehrerausbildung wie auch aus den Volksschullesebüchern weitgehendst verbannt.«[3]

Das Klassikerverbot, das die Nachfrage nach vaterländischer Dichtung erhöhte, man denke hier auch an Fontanes *Wanderungen*, wurde erst aufgehoben, als 1872, nach 18 Jahren Gültigkeit, die Regulative abgeschafft wurden. Mit der Reichsgründung waren sie unhaltbar geworden, wirkten aber offenbar in den Köpfen noch lange nach.

Unverändert misslich blieb im neuen Kaiserreich die Situation der bildungshungrigen jungen Frauen. Sie hatten weder Zugang zum Gymnasium noch zur Universität. Im Unterschied zur Elementarschule und dem Gymnasium, deren politisch-gesellschaftliche Relevanz unbestritten war und die daher in ihren Ausbildungsgängen stark reglementiert wurden, zeigte der neue Staat an der Mädchenbildung keinerlei Interesse – er begriff sie als Privatsache und überliess daher alles auf diesem Gebiet »der Privatinitiative, individuellen Anschauungen und persönlichen Bedürfnissen«[4]. Das hatte zur Folge, dass die mehrheitlich privaten Mädchenschulen von ganz unterschiedlichem Niveau waren. Allgemein fand man sich in der Vorstellung, dass Mädchenbildung harmonisch, religiös-national und realistisch-ästhetisch zu sein hatte.

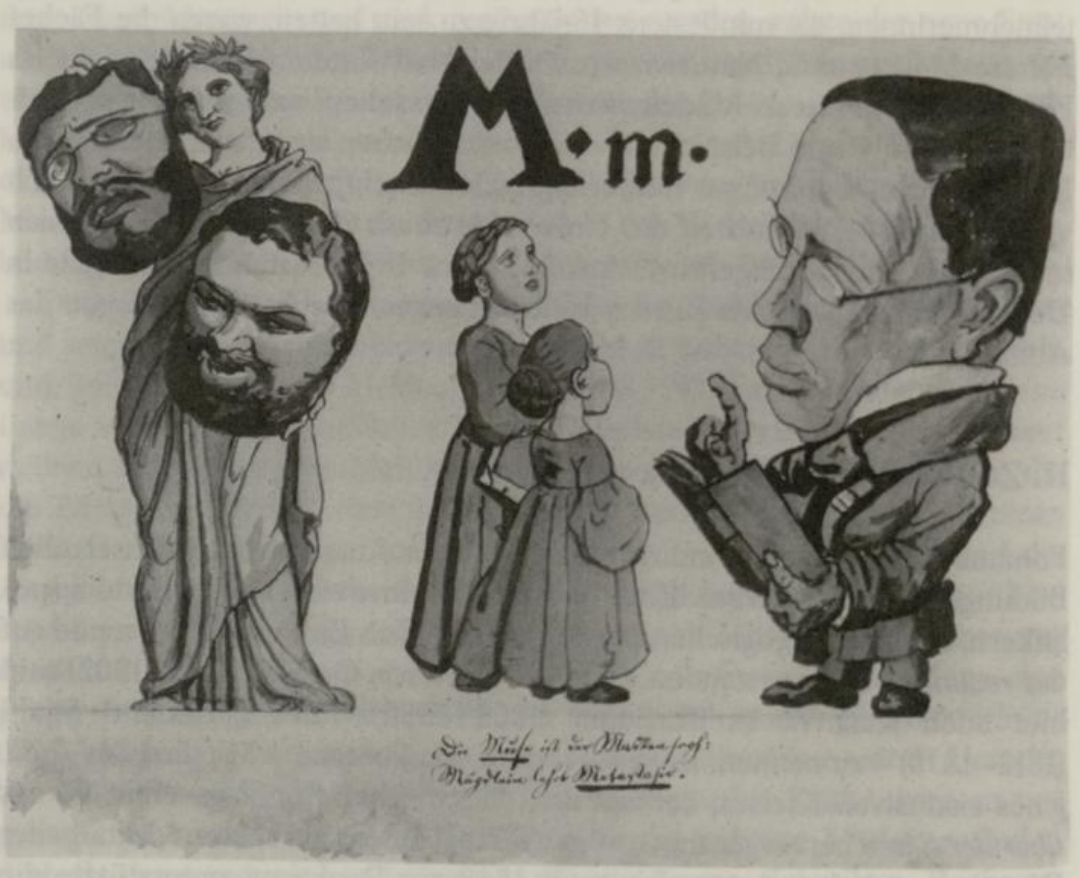
Dass sich bis zur Jahrhundertwende die Ausbildungslage der Mädchen und jungen Frauen entscheidend änderte, ist in hohem Masse der Lehrerin und Bildungspolitikerin Helene Lange (1848–1930) zu verdanken. Helene Lange wirkte im Wesentlichen in der Hauptstadt Berlin. Ihr Engagement richtete sich gegen jene Mehrheit im Preussischen Abgeordnetenhaus, die die Meinung vertrat, dass sich »Inhalte und Methoden der höheren Mädchenschulen an der Elementarbildung zu orientieren« hätten und die Ausbildung »die natürlichen Grenzen des weiblichen Intellekts nicht überschreiten«[5] dürfe. Frauen sollten, so hiess es noch Mitte der 80er Jahre, generell nur das lernen, was ihnen ermöglichte, »als Gattin ihrem Mann eine geistig ebenbürtige Gefährtin, als Mutter ihren Kindern eine gute Lehrerin zu sein«.[6] Manchen erschienen gesteigerte Bildungsanforderungen als Ursache der weiblichen Hysterie und Nervosität. Konservative Kräfte warnten vor geistiger Überanstrengung und forderten für die höheren Mädchenschulen deshalb einen reduzierten Lehrplan, der nur Lesen, Schreiben, Rechnen, Stricken, Nähen und Kochen enthalten sollte. Kultusminister Gustav von Gossler,[7] ein Neffe der von Merckels und Fontane persönlich zugetan, verfügte am 19. März 1884 eine Reduktion des Geschichts- und Naturkundeunterrichts und erklärte ein Jahr später als verbindlich: »In den höheren Mädchenschulen hat [...] eine Unterrichtsmethode, welche den Schein der Wissenschaftlichkeit annimmt bzw. den Weg der gymnasialen Bildung zu folgen bemüht ist, keine Stelle.«[8]

Helene Langes gemässigte Forderungen nach einer besseren Ausbildung der Lehrerinnen sowie einer Reformierung der Mädchenschulen fanden auf staatlicher Seite kein Gehör, obwohl es beispielsweise in der Schweiz oder in England das Frauenstudium schon seit den sechziger Jahren gab. Mit Blick auf diese Länder entschied sich die bürgerliche Frauenrechtlerin nun auf privater Basis Realkurse für Frauen einzurichten, die später zu Gymnasialkursen ausgebaut werden sollten. Für ihr Anliegen gewann sie schliesslich die

Berliner Humboldtakademie. Am 10. Oktober 1889 – Fontanes Frau Jenny Treibel lag damals schon im Brouillon vor – konnten die Kurse beginnen.[9] Die Leitung und Organisation übernahm Helene Lange selbst, zudem unterrichtete sie die Fächer Pädagogik und Psychologie. Ganz neu für die Kursteilnehmerinnen, die mindestens 16-jährig zu sein hatten, waren die Fächer höhere Mathematik, Naturwissenschaften und Latein, da diese nicht im Lehrplan der höheren Mädchenschulen vorgesehen waren. Für ein künftiges Studium – zum Beispiel in der Schweiz – waren sie jedoch unerlässlich. Die Realkurse wurden gut und erfolgreich besucht. Sie wurden aber auch von namhaften Professoren der Universität sowie der Berliner Gymnasien unterstützt und durchgeführt. Am 29. März 1896 bestanden erstmals in Deutschland – dank den Kursen Helene Langes – sechs Schülerinnen das Abitur.[10]

II. Zu Fontanes Bildungsbiographie

Fontane hatte direkt und indirekt immer wieder Anteil an der wechselvollen Bildungsgeschichte Berlins. Zum Beispiel verkehrte er mit jenen Bildungspolitikern, die im pädagogischen Bereich massgeblich Einfluss nahmen und auf der *reaktionären* Seite standen. Neben Gustav von Gossler (1838–1902) sind hier auch Karl W. E. Bormann (1802–1882)[11] und Ferdinand Stiehl (1812–1878)[12] zu nennen. Bormann war – wie Fontane – Mitglied des *Rütli*, jenes exklusiven Kreises, der aus dem literarischen Sonntagsverein *Tunnel über der Spree* hervorgegangen war. Anfänglich ein geschätzter Mitarbeiter Diesterwegs bekannte er sich nach 1848 zur Reaktion, unterstützte die Stiehlschen Regulative und profitierte von ihnen. Er wurde Provinzialschulrat und Verfasser unzähliger Unterrichtsbücher mit restriktiven didaktischen Anleitungen, unter anderem für die Fächer Religion und Deutsch. Seine Lehrbücher waren in der Zeit der Regulative obligatorisches Lehrmittel und erschienen daher in mehreren Auflagen. Nach 1872 vollzog er nochmals eine Kehrtwende und bekannte sich zur »Mündigkeit«[13] als oberstem Erziehungsziel. Fontane blieb ihm als *Rütli*-Mitglied – Bormann starb 1882 – ein Leben lang verbunden. Auch mit Ferdinand Stiehl war Fontane persönlich bekannt. Ihm verdankte er die jährliche staatliche Beihilfe von 300 Thalern, die er von 1860 bis 1868 bezog. Sein Verhältnis zu ihm war jedoch gespalten; gegen Stiehl selber blieb er verbindlich, privat aber äusserte er sich sehr abschätzig gegen ihn. In *Von Zwanzig bis Dreissig* heisst es vielsagend über Geheimrat Stiehl: »Er war so witzig, daß man fast sagen konnte, selbst seine Regulative wirkten so.«[14]



Die Muse ist der Masken froh:/ Mägdlein lehrt Metastasio.
Karl Bormann als Lehrer (rechts), Muse mit zwei Masken.
Aquarell von Hugo von Blomberg aus der Reihe »Mitglieder im Verein Tunnel über der Spree« 1856. Stadtmuseum Berlin (GHZ 73/121.10)

Dass Fontane nichts von diesen Regulativen hielt, zeigt sich letztlich darin, welche Schule seine in den 50er und 60er Jahren schulpflichtigen Kinder besuchten.[15] Allem Anschein nach folgte keines der Fontane-Kinder dem Unterricht in der öffentlichen Elementarschule. Der 8-jährige George jedenfalls wurde, als die Fontanes 1859 von London nach Berlin zurückkehrten, aufs Friedrich-Wilhelms-Gymnasium (gegründet 1797) geschickt.[16] George Fontane scheiterte dann allerdings auf dem Gymnasium und ging frühzeitig von der Schule ab. Sein jüngerer Bruder hingegen war schulisch erfolgreich. Theodor jun. bestand 1875 – sogar als Klassenerster – das Abitur. Im Roman *Frau Jenny Treibel* gestaltete Fontane, sozusagen aus eigener Anschauung, beide Varianten. Leopold Treibel ist ein Frühabgänger, Marcell Wedderkopp und Charles Etienne sind erfolgreiche Schulabsolventen mit Studium und Doktortitel. Auch was die Figur der Corinna betrifft, konnte Fontane auf eigene Anschauung und Erfahrung zurückgreifen. Offensichtlich stand für diese die Tochter Mete Modell.

Wenn man sich die revolutionäre Veränderung der Mädchenbildung bis zur Jahrhundertwende vergegenwärtigt, fielen Metes Schuljahre – es waren die Jahre von 1866–1878 – in eine äusserst ungünstige Zeit. Zwar ermöglichten die Eltern der erst 10-jährigen auf private Initiative hin ein Englandjahr, doch insgesamt genügte die Ausbildung an der höheren Mädchenschule und dann am Lehrerinnenseminar der intelligenten und anspruchsvollen jungen Frau wohl kaum. Helene Lange jedenfalls setzte gerade jener Ausbildung, die Mete durchlaufen hatte, ihre Gymnasialkurse entgegen.

Eigene Anschauung und Erfahrung liegen also dem Roman, der ins bildungsbürgerliche Milieu eines Gymnasiallehrers führt, mit zu Grunde. Bekanntlich gibt Fontane in Professor Wilibald Schmidt ein Bild von sich selbst.[17] Doch wie kommt er eigentlich dazu, sich in einem Gymnasiallehrer zu spiegeln? Fehlt ihm hier nicht die Anschauung, die Erfahrung?

Fontane hat, wie Peter Wruck unlängst gezeigt hat, die wunden Punkte seiner Bildungsbiographie in der Regel »beschwiegen«.[18] Einer dieser wunden Punkte war sein vorzeitiger Abgang vom Gymnasium, bei dem er die Selektionierung am eigenen Leibe zu spüren bekam. Ein erster Lebenstraum ging damit in die Brüche. Denn, so Fontane 1854: »Als ich in meinem 10. Jahr gefragt wurde, was ich werden wollte, antwortete ich stramm: Professor der Geschichte.«[19] In einer autobiographischen Notiz von 1874, also zwanzig Jahre später, schreibt er dann:

»Es kam aber doch anders: man brachte mich, ohne nach meinen Wünschen zu fragen, auf die Berliner Gewerbeschule, wo ich, mit und ohne Schuld, wenig lernte. *Ohne* Schuld, weil meine ganze Natur zu dem Realschulwesen nicht recht paßte, *mit* Schuld, weil ich es an Fleiß und Eifer mehr

fehlen ließ, als zu tolerieren war. Ziemlich unerquicklich vergingen die Tage; nur die Beschäftigung mit Chemie, für die ich eine große Vorliebe hatte, erfreute mich. Ich gedachte damals, meine Zukunft auf dem Studium dieser Wissenschaft aufzurichten.«[20]

Im Alter zwischen Zehn und Zwanzig, als er schliesslich zum Apotheker ausgebildet wurde, scheiterten also Fontanes Ausbildungs- und Berufspläne. Auch der Versuch als Erwachsener, das Abitur nachzuholen, blieb in den Anfängen stecken. Erworbener Beruf und die damit verbundene gesellschaftliche Stellung entsprachen in keiner Weise Fontanes Selbstbild, ja kränkten sein Selbstwertgefühl. Das Pindarsche »Werde, der du bist«[21] war für den jungen Erwachsenen reiner Hohn. Professor für Geschichte werden? Ein ausgeträumter Traum. Diese existenzielle Verletzung konnte der werdende Dichter und Schriftsteller nur mit Neu- und Umschreibung seiner Biographie, wenn er sie denn der Öffentlichkeit zu kommunizieren hatte, überleben. Als »Euphemisierungsarbeit«[22] bezeichnet Peter Wruck diese Verfahrensweise. Das heisst, Fontane beschönigte seine Biographie fast ein Leben lang, und zwar präsentierte er sich der Öffentlichkeit so, dass er sich mit dem Bild, das er von sich selbst entwarf, identifizieren konnte. Erst mit seinen Autobiographien in den 90er Jahren rückte er von diesem Verfahren ab und begann über »die wunden Punkte, die neuralgischen Zonen seiner Biographie«[23] zu sprechen, also auch über seinen schmerzhaften beruflichen Werdegang. Von seinen Erfahrungen als Gymnasiast allerdings gab er nur wenig preis.[24] Diese Erfahrungen sind jedoch – noch unter dem Zeichen der Euphemisierungsarbeit – dem Roman *Frau Jenny Treibel* eingeschrieben, jener »erzählten Komödie«,[25] die unmittelbar vor der Offenlegung der »wunden Punkte« entstand. Anders gesagt: Fontane kreierte mit seiner Figur Professor Wilibald Schmidt ein Selbstbild, das er einmal als kleiner Junge von sich entworfen hatte: Professor zu sein.[26] Freilich ironisierte er dabei so kräftig, spielte er so talentvoll den Komödianten, dass einer lesenden Öffentlichkeit der Ernst der Lage verborgen bleiben mochte.

III. Zum Zeitroman Frau Jenny Treibel und seinen pädagogischen Implikationen

Fontane verbirgt sich also in der Rolle des Professors und Gymnasiallehrers für Griechisch – das er nie gelernt hat – und deutsche Literatur, die er durch sein eigenes spätes Schaffen zur Weltliteratur erhob. Bekanntschaft mit diesem *alter ego* des Autors macht die Leserin, macht der Leser besonders in Kapitel 6 und 7, die den »Abend«[27] der »sieben Waisen Griechenlands«[28] vorführen. Für die Schilderung dieses »Abends« greift Fontane wiederum auf eigene Erfahrungen zurück. Modell dafür ist das *Rütli,*[29] jene gesellige Männerrunde, die sich von 1852 an bis in die neunziger Jahre hinein – also auch während der Entstehung von *Frau Jenny Treibel* – regelmässig traf, um zu philosophieren und zu politisieren. Zu diesem *Rütli* gehörte, wie gesagt, auch Karl Bormann, der Mädchenschullehrer, Provinzialschulrat und Lehrbuchverfasser im Sinne der Stiehlschen Regulative. Bormann, der in Karl Gutzkows Roman *Die Söhne Pestalozzi's* (1870) als übler Schulrat Bögendorf porträtiert wird,[30] erhält bei Fontane keine literarische Form. Höchstens dass der emeritierte Gymnasialdirektor Friedrich Distelkamp die konservativen Positionen, die in etwa auch Bormann vertrat, übernimmt. Ironischerweise klingt aber Friedrich Distelkamp fast wie Friedrich Diesterweg, so dass zumindest im Namen des konservativ-autoritären Schulmannes auch der andere aufscheint, der liberale, bürgerlich-demokratisch gesinnte Lehrerausbildner.

Zum »Abend« bei Professor Schmidt erscheinen – wie gewohnt – nicht alle geladenen Gymnasiallehrer. Überhaupt steht in diesem Kreis, der Berufs- und Privatinteressen so vorzüglich verbindet, nicht alles zum Besten. Die Runde zerfällt nämlich in zwei Parteien. Die kleinere Partei bilden Professor Rindfleisch, Professor Kuh und Oberlehrer Schultze, die alle drei am Grossen-Kurfürsten Gymnasium (der Name ist fiktiv) unterrichten. Zugleich sind sie alle miteinander versippt und verschwägert, was bei der herrschenden Stellenknappheit – hier verweist der Roman auf die aussertextuelle Realität – der impliziten Kritik nicht entbehrt.[31] Eine Stelle am Gymnasium zu finden, heisst das unausgesprochen, ist ohne gute Beziehungen eben nicht möglich. Der Roman schildert denn auch in seinem weiteren Verlauf einen Fall von männerbündischer Protektion. Dr. Marcell Wedderkopp steigt ja vom Mädchenschullehrer zum Oberlehrer am Gymnasium seines Onkels auf dank dessen bzw. Distelkamps Protektion. Marcell, der zukünftige Schwiegersohn Schmidts, gehört übrigens nicht zur Runde der sieben Waisen, ist aber von der Partei, die ihn protegiert, gern gesehen. Diese grössere Partei bilden Professor Schmidt vom Gymnasium zum Heiligen Geist (auch

dies ein fiktiver Name), sein langjähriger Freund und emeritierte Gymnasialdirektor Professor Distelkamp sowie Zeichenlehrer Friedeberg, dem aus recht unerfindlichen Gründen der »Professortitel angeflogen«[32] ist. Schliesslich gehört zu dieser Partei auch Dr. Charles Etienne, »Freund und Studiengenosse Marcells, zur Zeit französischer Lehrer an einem vornehmen Mädchenpensionat«.[33] Als Intimus des Hauses Schmidt – der Professor duzt ihn – wird er vermutlich mit Protektion rechnen können und wohl bei nächster Gelegenheit als Oberlehrer ans Gymnasium zum Heiligen Geist wechseln.

Der Roman führt uns nur die Schmidtsche »Fraktion« vor, während die »Fraktion« Rindfleisch dem Abend aus etwas soupçonnösen Gründen fernbleibt und daher schamlos durchgehechelt wird. »Die sieben Waisen Griechenlands«,[34] wie sich die Runde spöttisch nennt, sind also diesen Abend auf vier geschrumpft, wirken – um hier dem a Genüge zu tun – halb verwaist. Allerdings steckt in diesem a noch mehr, die ganze Schmidtsche Selbstironie: Hier sitzen zwar, will das etwa heissen, universitär gebildete Gymnasiallehrer und sind doch reine Waisenknaben, die nicht an ihre philosophischen Vorbilder, die sieben Weisen Griechenlands mit e, heranreichen.[35] So ganz unbedarft ist die Runde jedoch nicht, wenn auch auf anderem Gebiete als die klassischen Vorbilder. Friedeberg zumindest steht im Ruf, dass es ihm an ehelicher Treue entschieden mangle, und sein munterer schwarzer Pudel Fips, der ihm mit roter hängender Zunge immer vorauseilt, ist denn auch unübersehbares erotisches Signal. Dieses schwarzen Pudels wegen verspätet er sich so unerhört, dass das Gespräch im 6. Kapitel, das hier im besonderen interessiert, eigentlich nur unter Schmidt, Distelkamp und Etienne geführt wird.

Wie verläuft nun dieses Gespräch und worüber unterhalten sich die drei Lehrer? Auffällig ist, dass Etienne, der Mädchenschullehrer, fast gar nichts spricht. Als einziger, der pünktlich zum »Abend« erschienen ist, ist er nur dazu da, zuzuhören und gelegentlich Schmidts Reden nickend zu bestätigen. Distelkamp, sich seiner Autorität noch immer bewusst, scheint ihn gar nicht wahrzunehmen, weder wendet er sich ihm zu, noch spricht er ihn an. Das Gespräch über Lehrer und Schüler, über die alte und die neue Schule, über Autorität und wissenschaftliche Methoden, über Schliemann und die Archäologie ist ein Gespräch allein zwischen Schmidt und Distelkamp. Der französisch-elegant gekleidete Etienne, der regelmässig »während der grossen Ferien, mit Nachurlaub«[36] im weltoffenen Paris weilt, hat selbst dann nichts zu sagen, wenn von der *neuen* Zeit die Rede ist. Von Distelkamp aber erfahren wir, dass die »Jungens«[37] jetzt in der Konditorei frech an einen herantreten und dasselbe lesen wollen wie der »Herr Direktor«[38], von Schmidt,

dass besonders »unsere Berliner Jungens [...] gleich weghaben, wie schwer einer wiegt«.[39] Nur Etienne spricht weder über seine Schule noch über seine Schülerinnen und wird auch nicht danach gefragt – Mädchenbildung ist offenbar für die Gesprächsrunde kein Thema. Weil aber der Erzähler Etienne als Mädchenschullehrer einführt, wird dieses Beschweigen bedeutungsvoll.

Es sei denn auch daran erinnert, dass Fontane den Roman (wahrscheinlich) im Winter 1887/88 begann und im Mai 1888 bereits im Brouillon niedergeschrieben hatte. Die Arbeit ruhte dann längere Zeit und wurde erst 1891 vollendet. Die Zeit der Handlung lässt sich vom Text her auf den Sommer 1886 bzw. 1888 festlegen.[40] *Frau Jenny Treibel* ist also ein Zeitroman, ein Roman, der ganz nahe an eine der heikelsten Fragen der Zeit heranführt, nämlich an die Frage nach der Zukunft der Frauen, die Frage nach ihren Bildungsmöglichkeiten. Eigentlich – so denkt man – wäre es für Fontane ein Leichtes gewesen, die Professorenrunde auch dazu Stellung nehmen zu lassen, die Position des Kultusministers von Gossler beziehungsweise Helene Langes einzubringen. Fontane jedoch tut weder das eine noch das andere: Er lässt ganz einfach seine Frauenfiguren selber sprechen. Und zwar im wörtlichen wie im übertragenen Sinne. Das ist einerseits raffiniertes Erzählen, andererseits rettet er sich dadurch aus einem persönlichen Dilemma.

Denn: Während es bisher keinerlei Hinweise gibt, dass Fontane von Helene Langes Bemühungen Kenntnis nahm (was einen ganz merkwürdig dünkt), ist bekannt, dass Kultusminister Gustav von Gossler, derselbe, der den Frauen den Weg zum Gymnasium versperrte, Fontanes persönlicher Gönner war, der Schriftsteller seine Protektion genoss.[41] Gustav von Gossler hielt zum Beispiel als Freund und Kultusminister am 4. Januar 1890 bei der Feier von Fontanes 70. Geburtstag eine Rede auf den Jubilar, von der dieser durchaus angetan war.[42]

Dass für die Gymnasiallehrer in *Frau Jenny Treibel* Mädchenbildung ein Tabuthema ist, hat möglicherweise mit dieser persönlichen Geneigtheit und Bindung zu tun. In der Gestaltung seiner Frauenfiguren hingegen gibt Fontane alle Rücksichten auf. Am Beispiel dieser Frauenfiguren, insbesondere am Beispiel Corinnas, wird die fatale Situation – vielleicht nicht immer mit bewusster Absicht des Autors – deutlich.

Renate Böschenstein hat von der »erstaunliche[n] Passivität«[43] und der eigenartigen »Lähmung«[44] Corinnas gesprochen, und gezeigt, dass ihre Zukunft ein Grab ist, ein inneres Absterben. Tatsächlich ist sie – mutterlos – eingebunden in die Welt des Vaters und bis in die Namengebung ganz sein Geschöpf. Als Vater bannt er ihre erotische Leidenschaft,[45] als Gymnasiallehrer aber, der sich allein um die Bildung der *männlichen* Jugend bekümmert, verkörpert er das Verbot für junge Frauen, sich geistig weiterzuent-

wickeln. Schmidts Zueignung »Werde, der du bist«[46] ist die schiere Unmöglichkeit für Corinna und wirkt im übrigen wie die Verschiebung der Autorerfahrung auf eine ihm nahestehende Figur.

Corinna aber hat viele Schwestern, die – wie sie – ihre Talente und Gaben nicht für die eigene Entfaltung einsetzen können, sondern daraufhin erzogen und getrimmt sind, einen Mann mit Titel und Geld zu erobern. So hängen sich denn die Töchter Felgentreu – »Dumme Dinger!«[47] nennt sie Corinna – an jeden Reserveleutnant, die Töchter von Professor Kuh, despektierlich als »Kuhsch[e] Kälber«[48] betitelt, an jeden »Eckhaussohn«.[49] Und im schönen Schwesternreigen und Stabreim – als ob ihnen jede Individualitiät fehlte – verschaffen sich Helene und Hildegard je ihren Treibelschen Fabrikantensohn. Ganz nach schwiegermütterlichem Vorbild. Die Zeiten haben sich also nicht so sehr geändert, wie Jenny unterstellt, wenn sie mit Bezug auf die Mädchenbildung meint: »[…] alle haben es jetzt gut. Aber zu meiner Zeit, da war es anders […].«[50]

Der Romantext zeigt denn auch in unterschiedlichen Varianten immer wieder das geistige Gefängnis der Frauen, ihr endlos sinnentleertes Kreisen und ihren inneren Tod. Etwa in der Figur der verbitterten und unbefriedigten Fräulein Honig, die mit Jennys Bologneser Hündchen Czicka und 16-jähriger Erzieherinnenerfahrung immer rund ums Bassin läuft. Oder in der Figur der gerade eingeschulten Lizzi, die in ihrem Weisszeug und ihrer Blutleere ganz puppenhaft, ja scheintot wirkt. Dass hier die mütterliche »Mustererziehung«[51] alles Leben austreibt, macht das Scheitern selbst der *konventionellen* Mädchenbildung deutlich, die immerhin verlangt, dass sie Frauen als Mütter befähigen solle, »ihren Kindern eine gute Lehrerin zu sein«.[52]

Schlussbemerkung

Wenn Jenny über ihr Bildungsmanko klagt und sich eine kluge, gebildete Schwiegertochter wünscht, muss man also genau hinhören. Denn in dieser Klage und in diesem Wunsch steckt, wenn man beides für einen Moment lang *nicht* als Phrase hört, die Kritik an der Gegenwart, die bildungsfähigen Frauen den Weg zur geistigen Mündigkeit verbarrikadiert und sie – wie es im Roman heisst – »gefährlich«[53] oder »furchtbar«[54] werden lässt – oder tödlich lähmt.

Anmerkungen

1 Zitiert wird nach der Ausgabe Theodor Fontane: *Frau Jenny Treibel oder »Wo sich Herz zum Herzen find't«. Roman.* – In: HFA, I/4 (S. 297–478). Das Zitat S. 413.

2 Zitiert nach Wilhelm Richter: *Berliner Schulgeschichte. Von den mittelalterlichen Anfängen bis zum Ende der Weimarer Republik.* – Berlin 1981, S. 68.

3 Vgl. Rolf Parr/Wulf Wülfing: *Literarische und schulische Praxis (1854–1890).* – In: *Hanser Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Bd. 6, S. 182.

4 Vgl. Maria W. Blochmann: *»Lass dich gelüsten nach der Männer Weisheit und Bildung«. Frauenbildung als Emanzipationsgelüste 1800–1918.* – Pfaffenweiler 1990, S. 43.

5 Ebd., S. 66.

6 Ärztliches Gutachten von 1884, zitiert nach Blochmann (wie Anm. 4), S. 66.

7 Gustav von Gossler, der Neffe von Henriette und Wilhelm von Merckel, war preussischer Politiker und von 1881 bis 1891 Kultusminister.

8 Zentralblatt vom 9. Juli 1885, zitiert nach Blochmann (wie Anm. 4), S. 68.

9 Die Stadt Berlin stellte dafür die Räume der *Charlottenschule*, einer neugegründeten höheren Mädchenschule, zur Verfügung und unterstützte damit das Pilotprojekt in entscheidender Weise.

10 Zwölf Jahre später, mit der preussischen Mädchenschulreform von 1908, wurden die Gymnasialkurse Helene Langes überflüssig. Sie hatte ihr Ziel erreicht, denn nun wurden in Deutschland öffentliche Gymnasien für Mädchen eingerichtet, wodurch auch der Weg zu Studium und entsprechendem Beruf von staatlicher Seite offen stand.

11 Karl Bormann war von 1849 bis 1872 Provinzialschulrat in Berlin. Als dilettierender Schriftsteller war er seit 1851 Mitglied des *Tunnel über der Spree*, sein *Tunnel*-Name war »Metastasio«.

12 Ferdinand Stiehl war Geheimer Regierungsrat und dem Rang nach dritthöchster Beamter im »Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten«. Vgl. Parr/Wülfing (wie Anm. 3), S. 179 ff.

13 Vgl. Ute Raum: *»Die Söhne Pestalozzis« (1870). Karl Gutzkows Kritik an der Pädagogik des 19. Jahrhunderts.* – In: *Heine-Jahrbuch 1995*, 34. Jahrgang , S. 62.

14 Theodor Fontane: *Von Zwanzig bis Dreissig.* – In: AFA *Autobiographische Schriften* II, S. 273.

15 Zur Biographie von Fontanes Kindern George, Theodor, Martha und Friedrich vgl. Regina Dieterle: *Im Banne des Vaters. Die Fontanesche Familientragödie.* Der Aufsatz erscheint demnächst in einem von Roland Berbig herausgegebenen Sammelband der Ring-Vorlesung an der Humboldt-Universität (Berlin) im Peter Lang Verlag.

16 Vgl. Fontane an seine Mutter Emilie Fontane, Brief vom 26. Oktober 1859: »George geht seit gestern in die Schule (Fried. Wilh. Gymnasium) und scheint sich sehr [zu] gefallen.« – Theodor Fontane: *Briefe.* – In: HFA IV/1, S. 681 (Nr. 335).

17 Das hat schon Paul Schlenther in seiner Rezension des Romans zu verstehen gegeben, wenn er meint, Schmidt wandle am meisten im Schatten des Dichters und spreche Worte aus seiner Seele. Vgl. Hans Ester (Hrsg.): *Paul Schlenthers Rezension über Fontanes Roman »Frau Jenny Treibel« (1892). Mehr als eine Anzeige.* – In: *Fontane Blätter* 47/1989, S. 65.

18 Vgl. Peter Wruck: *Die »wunden Punkte« in Fontanes Biographie und ihre autobiographische Euphemisierung.* – In: *Fontane Blätter* 65–66/1998, S. 61–71.

19 Vgl. Fontane an Theodor Storm, Brief vom 14. Februar 1854. – In: AFA *Autobiographische Schriften* III/1, S. 424.

20 Theodor Fontane: *[Autobiographie 1874]* – In: AFA *Autobiographische Schriften* III/1, S. 430.

21 Fontane: *Frau Jenny Treibel* (wie Anm. 1), S. 469.

22 Wruck (wie Anm. 18), S. 65.

23 Ebd., S. 66.

24 Vgl. Theodor Fontane: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Die Grafschaft Ruppin.* – In: HFA I/1, S. 190 ff. Sowie: Helmuth Nürnberger: *Fontanes Welt.* Berlin 1997, S. 53–55.

25 Walter Müller-Seidel: *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland.* – Stuttgart 1980, 2. durchges. Auflage, S. 316.

26 *Frau Jenny Treibel* entstand wahrscheinlich von Winter 1887/88 bis Okt. 1891. Erst drei Jahre später, 1894, erhielt Fontane von der Philosophischen Fakultät der Universität die Ehrendoktorwürde.

27 Fontane: *Frau Jenny Treibel* (wie Anm. 1), S. 346.

28 Ebd., S. 347.

29 Vgl. dazu Roland Berbig: *»... eine ungefähre Allgemeinkenntniß unsrer literarischen und journalistischen Zustände«. Spaziergänge mit Theodor Fontane ins literarische Leben seiner Zeit.* – In: *Fontane-Jahrbuch* (Hrsg. Museumspädagogischer Dienst Berlin, Theodor-Fontane-Achiv), Berlin 1998, S. 30 ff.

30 Vgl. Raum (wie Anm. 13), S. 59–62.

31 Vgl. dazu auch Otfried Keiler: *Fontanes »Frau Jenny Treibel« – Bildung und Weiblichkeit. Diskursive Betrachtung mit Hinweisen zur Unterrichtsgestaltung und Anmerkungen zum Weiterlesen.* – In: *Deutschunterricht* (1994), S. 573–582.

32 Fontane: *Frau Jenny Treibel* (wie Anm. 1), S. 346.

33 Ebd., S. 346.

34 Ebd., S. 347.

35 Die sieben Weisen Griechenlands waren eine teilweise legendäre »Gruppe von Politikern und Philosophen des 7. und 6. Jahrhunderts v.u.Z., denen man eine Reihe von Sinnsprüchen und Lebensweisheiten zuschrieb«. Vgl.: Theodor Fontane: *Frau Jenny Treibel oder »Wo sich Herz zum Herzen find't«*. Roman. In: AFA *Romane und Erzählungen* 6, S. 540 (Erläuterungen).

36 Fontane: *Frau Jenny Treibel* (wie Anm. 1), S. 347.

37 Ebd., S. 351.

38 Ebd.

39 Ebd., S. 359.

40 Vgl. Hugo Aust: *Theodor Fontane*. Tübingen, Basel 1998, S. 151.

41 Vgl. Fontane an Heinrich Jacobi, Brief vom 23. Januar 1890: »Minister von Goßler, mein alter Gönner [...].«. – In: HFA IV/4 , S. 18 (Nr. 16).

42 Vgl. Fontane an Karl Frenzel, Brief vom 5. Januar 1890: »Sie hatten, den ganzen Abend über, nur einen Konkurrenten, das war Goßler. Ich stehe nicht an – und hoffentlich stimmen wir darin überein –, diese kleine Stegreifrede für ›epochemachend‹ in unserem preußischen literarischen Leben anzusehn. Schon sein (des Ministers) schlichtes, natürliches, völlig unprätentiöses Benehmen gewann ihm die Herzen und nun gar erst diese Rede voll Mut, Freiheit, Hoffnungsblick und Humor, und dabei doch reserviert und diskret, freilich nur, um auch diese Beamtentugenden wieder mit leiser Ironie zu behandeln.« – In: HFA IV/4, S. 7 f (Nr. 2). Vgl. auch Nürnberger (wie Anm. 24), S. 151, 338 und 349 f.

43 Renate Böschenstein: *Das Rätsel der Corinna. Beobachtungen zur Physiognomie einer ›realistischen‹ Figur aus komparatistischer Perspektive*. – In: Alan Bance, Helen Chambers, Charlotte Jolles: *Theodor Fontane. The London Symposium*. Stuttgart 1995, S. 280.

44 Ebd, S. 286.

45 Vgl. dazu ausführlicher: Regina Dieterle: *Vater und Tochter. Erkundung einer erotisierten Beziehung in Leben und Werk Theodor Fontanes*. – Bern 1996, S. 218–234.

46 Fontane: *Frau Jenny Treibel* (wie Anm. 1), S. 469.

47 Ebd., S. 404.

48 Ebd., S. 473.

49 Ebd.

50 Ebd., S. 301.

51 Ebd., S. 377.

52 Blochmann (wie Anm. 4), S. 66.

53 Fontane: *Frau Jenny Treibel* (wie Anm. 1), S.369.

54 Ebd., S. 471.

Theodor Fontanes Rezeption in Polen

Leszek Żyliński

Die Rezeption Fontanes in Polen verdient Interesse vorwiegend unter dem Aspekt einer spezifischen polnischen Aneignung der deutschen Literatur. Vor dem Hintergrund der Verbreitung der deutschen Sprache, der Übernahme zahlreicher zivilisatorischer Errungenschaften, etwa im Bereich Recht, Wirtschaft, Wissenschaft, nimmt sich die Rezeption der deutschen Literatur – verglichen mit der Bedeutung etwa der französischen oder russischen – recht bescheiden aus. Dies ist ein Phänomen, das über Jahrhunderte zu beobachten ist; nicht zufällig betrachtete selbst ein großer Schriftsteller wie Bolesław Prus die Deutschen zuallererst über ihre Wirtschaftsleistungen und zivilisatorischen Modernisierungserfolge. So schrieb er, die Zeit des Kaiserreiches noch im Visier, im Juni 1907 in einem seiner vielgelesenen Feuilletons im Warschauer *Tygodnik Ilustrowany* [Illustriertes Wochenblatt]:

»Wer sind die Deutschen? Sie sind einer der drei Brennpunkte der Zivilisation. Denn seien es der Wohlstand und die Gesundheit der Volksmassen, die Grund- und die höhere Schulbildung oder die Landwirtschaft, Industrie und Handel, seien es die Gesellschaften oder Vereinigungen zu verschiedensten Zwecken, seien es Wissenschaften und Philosophie, Literatur und Kunst oder staatliche und militärische Einrichtungen – die Deutschen schreiten zusammen mit den Engländern und Franzosen an der Spitze der Menschheit. […] Wer die Deutschen kennenlernen möchte, schaue sich ihre vollkommen bebauten Felder an, ihre sauberen Häuser, Straßen und Ställe, ihre Museen und Ausstellungen, ihre Schulen, Universitäten und Bibliotheken.«[1]

Pointiert kann man sagen: was die Polen an den Deutschen interessiert, ist nicht ihre Wortkunst, es sind vorerst ihre wirtschaftliche und gesellschaftliche Effizienz, es sind schließlich sie selbst, die Deutschen, die für uns als Problem dastehen, mit dem die Polen denkend und schauend fertig werden wollen. Man kann zweifelsohne auch Werke deutscher Dichter goutieren, nur

suchen polnische Leser anscheinend weniger ästhetischen Kunstgenuß als Wissen und Erkenntnis über die Deutschen, wenn sie schon nach solchen Büchern greifen. Die Rezeption der deutschen Literatur erfolgt gleichsam hauptsächlich unter dem Aspekt ihres informatorischen Aufschlußwertes, oder – um mit dem bekannten polnischen Germanisten Tadeusz Namowicz zu sprechen:

»Das ästhetische Moment tritt hinter das erkenntnismäßige zurück: Die deutsche Literatur wird studiert, ungleich seltener will man sie als *naiver Leser* genießen. Wird die kognitive Funktion vom Rezipienten nicht erwartet bzw. nicht wahrgenommen, verzeichnen wir nur mäßiges Interesse an dem jeweiligen Autor. Ein überzeugendes Beispiel dafür sind Hölderlin und Fontane.«[2]

Gehört somit das Werk Theodor Fontanes zu den Bildungslücken der Polen? Ja und nein zugleich. Wer in Deutschland kennt den bereits zitierten Bolesław Prus oder Eliza Orzeszkowa; beides Schriftsteller, die zu gleicher Zeit wie Fontane im staatsberaubten Polen schrieben und für unsere Literatur ähnliche Bedeutung besitzen. Aber wir wollen uns nicht mit billigen Ausreden aus dem Problem herausreden.

Zwar glaubten die kundigen Polen bereits im 19. Jahrhundert, daß Fontane ein bedeutender Schriftsteller deutscher Sprache ist, was etwa die Eintragungen in den maßgeblichen Enzyklopädien bezeugen. So findet man beispielsweise im 21. Band der *Wielka Encyklopedia Powszechna Ilustrowana* [Große Illustrierte Allgemeine Enzyklopädie], der ein Jahr vor Fontanes Tod in Warschau erschien, einen recht ausführlichen Artikel über den Dichter Fontane, der hier vor allem als Autor der Balladen und Gedichte (exemplarisch genannt werden *Männer und Helden* und *Von der schönen Rosamunde*) gilt. Einige Titel seiner Romane werden noch erwähnt, und über das späte Schaffen heißt es in einer romantisch anmutenden Diktion:

»Sein späteres Schaffen wird jedoch in der Form vorwiegend prosaisch, obwohl es in sich eine Menge wahrhaftiger Poesie einschließt und vom eigentümlichen nationalen Geist zutiefst durchdrungen ist. Fontane zeigt sich hier als ein durchaus preußischer Dichter, der seine dichterische Begeisterung aus der Geschichte und der Tradition seiner Heimat schöpft.«[3]

Nach diesem Artikel müßte der interessierte polnische Leser, der auf Deutsch lesen konnte, zu *Kriegsgefangen* oder zu *Die Wanderungen durch die Mark Brandenburg* als herausragenden Büchern dieses Autors greifen.

Die für die polnische Kultur sehr wichtige *Encyklopedia Powszechna* [Allgemeine Enzyklopädie] von Samuel Orgelbrand nennt in ihrer letzten Ausgabe um die Jahrhundertwende auch den Namen Fontane mit einer erstaunlich detaillierten Vita (Apotheker, Reisen, Gefangenschaft in Frankreich, Sekretär der Akademie der Künste), beschränkt sich jedoch bei der Darstellung

des Werkes lediglich auf die Aufzählung der Romane.[4] Gemessen an Umfang und synthetischer Präzision der Darstellung wirkt etwa Gustav Freitag als ein wichtigerer und interessanterer Schriftsteller. Noch schlechter ergeht es Fontane in der Zwischenkriegszeit, weil die *Wielka Ilustrowana Encyklopedia Powszechna* [Große Illustrierte Allgemeine Enzyklopädie], die in den Jahren 1929–1933 im Verlag Gutenberg in Kraków erschien, ihn lediglich als »einen deutschen Dichter, den Zeitungsredakteur, Kriegsberichterstatter und einen angesehenen Theaterrezensenten« anführt, ihm zwar seine späteren Romanerfolge konzediert, jedoch keinen einzigen Titel nennt.[5] Das nimmt sich recht bescheiden aus, wenn man als Vergleich die Eintragung zu Fontanes Zeitgenossen Gottfried Keller heranzieht, dessen Werk – wohlgemerkt teilweise ins Polnische übersetzt – nicht nur aufgezählt, sondern mit einigen Sätzen charakterisiert wird.

Anfang des 20. Jahrhunderts mußte die Kenntnis des Autors Fontane in Polen ziemlich kümmerlich aussehen, wofür die gegenwärtige Notiz über die deutschsprachige Literatur in *Słownik literatury polskiej XX wieku* [Handbuch der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts] gleichsam das aufschlußreiche Fazit zieht, wenn die Rezeption Fontanes und Wagners verglichen werden.

»Es überrascht die Rezeption der Dramen Wagners in Polen dieser Zeit [gemeint ist die Jahrhundertwende und Anfang des 20. Jahrhunderts – L.Ż.]. Mehrmals wurden seine Dramen herausgegeben, zahlreiche Monographien und Aufsätze in den Zeitschriften sind Beweise für seine wachsende Popularität am Anfang des 20. Jahrhunderts. Dies überrascht um so mehr, weil beispielsweise der beste deutsche Realist des 19. Jahrhunderts, der Romancier T. Fontane, in gleicher Zeit in Polen absolut unbekannt war.«[6]

Das schwindende Interesse an diesem deutschen Schriftsteller hängt zweifelsohne damit zusammen, daß seine Bücher über Jahrzehnte auf polnisch nicht zugänglich waren. Fontane wurde sporadisch und sehr spät übersetzt. Als erster Text erscheint erst im Jahre 1953 *Schach von Wuthenow*. Lediglich 8 belletristische Texte (Romane und Erzählungen) wurden bis heute dem polnischen Leser zugänglich gemacht.[7] *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, die umfangreiche Publizistik, seine Kriegsberichterstattung, die Balladen, aber auch der *Stechlin* und der Briefschreiber Fontane sind in Polen unbekannt.

Diesen Mangel beklagen oft Germanisten und seriöse Literaturkritiker. Seit Jahren fordert beispielsweise der angesehene Literaturforscher Hubert Orłowski in seinen Jahresberichten für *Rocznik Literacki* (Jahreszusammenfassungen und Auswertung der in Polen verlegten Werke aus den ausländischen Literaturen), daß polnische Verleger und Übersetzer sich des Œuvres Fontanes annehmen sollen. Anläßlich der Publikation der Kriminalerzäh-

lung *Unterm Birnbaum* (1977), in der es gewisse polnische Elemente gibt (der Krakauer Handelsreisende Szulski, der über den tapferen Kampf der Polen im Aufstand 1830 berichtet), stellt der polnische Promotor Fontanes fest: »Trotz langem Nachdenken kann ich die Frage nicht beantworten, warum Theodor Fontane in Polen nicht zu den populärsten deutschen Schriftstellern gehört. Er ist das schon deswegen nicht, weil in der Nachkriegszeit lediglich drei seiner Erzählwerke auf den Markt kamen (*Schach von Wuthenow*, *Stine* und *Irrungen Wirrungen*). Dies wäre jedoch eine ausweichende Antwort. Sie erklärt nämlich kaum die absolute Gleichgültigkeit der Kritiker und Lektoren. Diese Gleichgültigkeit, sofern es um die Literatur des bürgerlichen Realismus geht (Wilhelm Raabe, Theodor Storm, Gottfried Keller) ist verständlich und begründet. Fontanes Prosa dagegen, deren Einwirkung auf sein Schaffen selbst Thomas Mann bezeugt, gehört im Hinblick auf die Erzählkunst als auch auf die Tiefe der Analyse in die gleiche Reihe mit den wichtigsten epischen Werken der russischen oder französischen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts.«[8]

Der Literaturforscher deutet die polnische Kälte dem Fontaneschen Werk gegenüber als Folge der »boshaften Ethik (preußischer Provenienz) der hervorragendsten Werke« dieses Autors.[9]

Ein Jahr später wiederholt Orłowski sein Plädoyer für Fontane, dessen Werk er als Höhepunkt des deutschen kritischen Realismus apostrophiert. Wieder bemängelt er das herrschende Desinteresse, das in Polen diesem Autor entgegengebracht wird und diagnostiziert, daß die Quelle »dieser Abneigung der Leser nicht daher rührt, daß die Prosa Fontanes möglicherweise dem französischen oder russischen Roman des 19. Jahrhunderts nicht ebenbürtig ist, obwohl diese die wesentlichen Konflikte ihrer Epoche sicher reifer gestalten.« Diese Zurückhaltung führt er »hauptsächlich auf die uns recht fremde ethische und philosophische Tradition des protestantischen Verständnisses der verinnerlichten Kategorien von Pflicht und Schuldigkeit«[10] zurück.

Vor diesem Hintergrund wundert es daher nicht, daß Theodor Fontane den meisten Polen unbekannt ist, daß seine Romane nicht zu jenem Kanon gehören, die ein gebildeter Pole als *die deutsche Literatur* gelesen hat. Freilich befindet sich Fontane hier in keiner schlechten Gesellschaft, es gibt ganze Bereiche der deutschen Literatur, die bis heute nicht übersetzt, vom polnischen literarischen Diskurs weitgehend ausgeschlossen sind. Dazu gehören neben dem bürgerlichen Realismus auch das deutsche Mittelalter, die deutsche Romantik (dagegen spielen Goethe, Schiller und Sturm und Drang für die Herausbildung der polnischen Romantik eine wichtige Rolle) und in der Literatur des 20. Jahrhunderts u.a. der Expressionismus, das Dokumen-

tardrama der 60er Jahre und die großen Entwürfe der linken Prosa (Peter Weiss, Uwe Johnson).

Somit kann man der These von Tadeusz Namowicz zustimmen, daß die deutsche Literatur eine »komplementäre Funktion« gegenüber anderen Literaturen in der polnischen Kultur besitzt. Es gibt nicht allzuviele Schriftsteller, die als eigenständige Größen rezipiert werden – die Weimarer Klassiker (die aber wohlgemerkt als Romantiker rezipiert werden), Heine, Rilke, Kafka, Thomas Mann, Brecht, Böll, Grass. Das erklärt auch die Lücken der Übersetzungen. Sie sind auch auf die jahrhundertelange Vorrangstellung Frankreichs im polnischen Kulturleben bis ins 20. Jahrhundert zurückzuführen. Die wichtigsten literarischen Tendenzen unseres Kulturkreises wurden nämlich vorwiegend durch die griechisch-römische Antike oder/und die französische Literatur vermittelt. Alle anderen Literaturen, nicht nur die deutsche, »fungieren als *komplementär* zur französischen«.[11]

Gerade diese These macht eine gewisse Eigenart der polnischen Aneignung deutscher Literatur verständlich.

»Der polnische Leser ist nämlich mit dem Zeitalter Goethes ungleich besser vertraut als mit den Leistungen des bürgerlichen Realismus in Deutschland, obwohl es doch für gewöhnlich so ist, daß bei Übersetzungen aus den europäischen Literaturen das 19. Jahrhundert bevorzugt wird, was eindeutig mit der Blüte der Romandichtung zusammenhängt. Die damals entstandene Prosa wird im Vergleich zu Werken der Aufklärung als interessanter und zeitnaher empfunden. Mit der Rezeption der deutschen Literatur in Polen verhält es sich umgekehrt: Das Interesse an der Epik des bürgerlichen Realismus ist geringer als das an den Werken des späten 18. Jahrhunderts. Will man sich ein umfassendes Bild des realistischen Romans in Europa verschaffen, greift man zu Übersetzungen aus dem Englischen (Charles Dickens, William Thackeray) und Amerikanischen (Theodore Dreiser), vor allem aber zur französischen und russischen Literatur. Der Versuch, einige deutschsprachige Autoren des 19. Jahrhunderts von europäischen Rang – es ging in erster Linie um Gottfried Keller und Theodor Fontane – dem Lesepublikum näherzubringen, zeitigte keinen großen Erfolg.«[12]

Soviel über gewisse Eigentümlichkeiten der polnischen Literaturaneignung, womit der Hintergrund der bescheidenen Rezeption Fontanes in Polen skizziert werden sollte.

Es gibt darüber hinaus auch eine fachliche, germanistische Rezeption dieses Werkes. Auch sie ist alles andere als ausreichend, obwohl polnische Germanisten an den Qualitäten dieser Prosa keinen Zweifel hegen. So bescheinigt Marian Szyrocki in seiner populären Geschichte der deutschen Literatur Fontane

»die Leichtigkeit des Stils bei gleichzeitiger Beibehaltung der maximalen Präzision der Erzählkunst«. [...] Tiefe und das selbständige Hineinsehen in grundlegende Probleme des damaligen Preußen, der kluge humane Kritizismus und die außerordentliche Kunst der Form verliehen seinen Romanen einen europäischen Rang.«[13]

Ausführlicher behandelte diesen deutschen Schriftsteller Wilhelm Szewczyk – selbst ein Schriftsteller, Publizist und eher ein Hobby-Germanist in seinem großangelegten literaturhistorischen Essay *Literatura niemiecka w XX wieku* [Deutsche Literatur im 20. Jahrhundert]. Seine Darstellung entbehrt jedoch nicht eines gewissen Pathos, das dem Autor erlaubt, Thesen aufzustellen, die weder literaturwissenschaftlich noch durch eingehende Kritik des Werkes untermauert werden. Fontane erscheint bei Szewczyk als ein »Phänomen« und eine »geschichtliche Notwendigkeit der deutschen Literatur«; ihn interessiert vielmehr der Zeitkritiker als der Dichter. Dementsprechend hebt er vor allem Fontanes Gabe der »skeptischen Beobachtung« und der »kühlen Analyse« hervor, denn »seiner Realienkenntnis konnte damals niemand beikommen«.[14] Ihm ist schließlich Fontane wichtig allein als Kritiker der preußischen Ordnung; der Autor von *Effi Briest* wird zuletzt in einer recht eigenwilligen quasi-marxistischen Deutung als »eine gesellschaftliche Kette von unschätzbarem Wert in der Entwicklung des deutschen Schrifttums« stilisiert.[15]

Die meisten germanistischen Abhandlungen beschränken sich auf das Polen-Thema oder das Polen-Motiv im Werk Fontanes. Mit Recht bemerkt der zeitgenössische Literaturforscher, daß dieses Thema mehrmals Gegenstand der Untersuchungen war, »die das Thema zwar nicht erschöpften, den Leser aber über das in dieser Hinsicht Wichtigste und Wesentlichste informierten.«[16]

Die wohl kenntnisreichste und interessanteste Studie zu dieser Problematik stammt jedoch nicht aus polnischer Feder, sondern von Walter Müller-Seidel und sie wurde schon zweimal – 1979 und 1995 – gedruckt.[17] Ausgehend von dem Umbruch in der Betrachtung der Polenproblematik im deutschen Nachmärz (Abkehr von der Euphorie für die tapferen Polen in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts) zeigt Müller-Seidel, daß der Blick und die Empathie Fontanes geradezu eine beachtenswerte Ausnahme bilden.

»So geht denn die Polenfrage in Fontanes Erzählkunst als eines der Motive ein, die seine Romane in so hohem Maße zu politischen Romanen machen. Die Bismarck-Anspielungen einerseits und die Polenmotive zum anderen verdeutlichen, wie ein namhafter Schriftsteller in der Zeit des Realismus und der Realpolitik über diese Frage denkt, indem er sie erzählend zur Sprache bringt. Das geschieht zumeist ohne Polemik nach dieser oder nach jener

Seite hin. Aber die Sympathie für ein von der offiziellen Politik vernachlässigtes Volk und seine Menschen ist unverkennbar.«[18]

Müller-Seidel untersucht jene Motive, die meistens nur in Nebenfunktionen auftreten, anhand recht zahlreicher Beispiele aus folgenden Romanen und Erzählungen: *Vor dem Sturm*, *Schach von Wuthenow*, *Unterm Birnbaum*, *Quitt*, *Cécile*, *Irrungen*, *Wirrungen*, *Mathilde Möhring*.

Auf die Gestaltenkonstruktion Fontanes weist der polnische Germanist Marek Jaroszewski hin. Er geht von der Person eines »Pseudopolen« Szulski [*Unterm Birnbaum*] aus, und interpretiert die Gestalt des Geheimrates Alexander von Ladalinski [*Vor dem Sturm*] als die eines »Pseudopreußen«, der »preußischer als die Preußen selbst«[19] sein will. Die Tragödie seiner Kinder (Kathinka und Thubal), ihre zerrissene, rastlose Suche nach dem eigenen Ort zwischen der neuen preußischen Heimat und der durch ihre polnische Herkunft herbeigesehnten Lebensführung zeugt von der Unvereinbarkeit solcher heterogenen Lebenspläne.

»Die Gestalten der ›Pseudopolen‹ und ›Pseudopreußen‹ haben bei Fontane ein wichtiges Charaktermerkmal, die Unstetigkeit, gemeinsam. Man kann sich auf sie nicht verlassen. Manchmal sind sie mit sich selbst oder mit der sie umgebenden Gesellschaft uneins, also innerlich zerrissen und unglücklich.«[20]

Diese sonderbaren Gestalten, die in einer gewissen Distanz zu den herrschenden Normen leben oder sie geradezu überkorrekt erfüllen wollen und deren nationale Zugehörigkeit in einem unklaren Zwischenbereich zwischen dem Deutschen und dem Polnischen liegt, »treten in Fontanes Romanen als Kontrastfiguren auf. An dem Verhältnis zu ihnen wird der moralische Wert, werden die Stärken und Schwächen der sie umgebenden Menschen gemessen.«[21] Jaroszewski unterstreicht Fontanes Einfühlungsvermögen und seine aufgeschlossene Betrachtungsweise, die ihm schließlich bei der Gestaltung der Figurenwelt und des Polen-Bezuges seiner Prosa die mehrdimensionale und nicht unbedingt dem Zeitgeist verpflichtete Darstellungsweise erlauben. Dies hebt diesen Schriftsteller gerade über den typischen Horizont der Schwarzweißmalerei heraus, »von der sich die deutsche Literatur bei der Behandlung des Polenthemas sowohl in der ersten als auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht ganz befreit hat.«[22]

Insgesamt gilt jedoch der Befund: Es gibt keine polnische Fontane-Forschung, einige Beiträge über das Werk des Schriftstellers konzentrieren sich auf den polnischen Bezug seiner Texte. Dagegen gehörten einige Romane Fontanes (allen voran *Effi Briest*) zu den obligatorischen Lektüren in der Ausbildung der Germanisten, was zur Folge hat, daß im Laufe der Zeit sicher einige Dutzend Magisterarbeiten zu Fontane entstanden sind. Allein im

zwar recht großen Lehrstuhl (heute Institut) für Germanistik an der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań entstanden zwischen 1946 und 1969 fünfzehn Magisterarbeiten.[23] Nicht zufällig resümiert Gotthard Erler nach den offenbar erfolgreichen Fontanetagen an mehreren polnischen Universitäten im Dezember 1971, daß »die Entwicklung der Fontaneforschung von der polnischen Germanistik mit großer Aufmerksamkeit beobachtet und durch eigene Beiträge gefördert [wird], wobei Magisterarbeiten offenbar eine große Rolle spielen.«[24] Es mag schon stimmen, daß zahlreiche Studenten Fontane als Magisterstoff wählten und wählen, mit der richtigen Forschung hat dies jedoch fast nichts zu tun. Fontane wartet noch darauf, auch für polnische Germanisten entdeckt zu werden.

Einen beachtenswerten Schritt in dieser Hinsicht liefert der neuentstandene Beitrag von Jerzy Kałążny aus Poznań, veröffentlicht unter dem Titel »*Hinterm Berge wohnen auch Leute.* Einige Bemerkungen zu Theodor Fontanes Reisebüchern *Kriegsgefangen. Erlebtes 1870* und *Aus den Tagen der Okkupation. Eine Osterreise durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen 1871*«.[25] Beachtenswert schon deswegen, weil Kałążny gerade den bis dahin völlig ignorierten Fontane – den Berichtschreiber – ins Visier seiner Forschung nimmt und seine Kriegsberichte aus der Legion der in Deutschland der 1870er Jahre maßlos produzierten vaterländischen Publizistik und der im preußischen Geist gehaltenen Historienbücher positiv heraushebt. Fontanes Kriegsberichte seien insgesamt »scharfsinnig und sachlich«, als historische Darstellungen »charakterisieren sie sich durch ein hohes Maß an Objektivität den besiegten Nationen gegenüber«, so daß letztendlich Fontane den deutsch-französischen Krieg darstellt, »ohne aber dabei der nationalen Überheblichkeit und dem [...] Siegesrausch zu verfallen«.[26] Diese positive Konnotation wird nur teilweise relativiert durch die Feststellung des Autors, daß Fontanes Objektivität wohl besser mit den Worten »unvoreingenommen und vorurteilsfrei« wiederzugeben wäre, »was mit der Parteilosigkeit des darstellenden Subjekts nichts zu tun hat«.[27] Kałążny sieht Fontanes Haltung als Kriegsbücherautor seinem Vorbild Gustav Droysen »viel näher, als man das in der Forschung deutlich macht«.[28] Nur hat der Schriftsteller keine Geschichtsbücher im engeren Sinne geschrieben; worauf es Fontane ständig ankam, war – so der polnische Germanist weiter – »die Konzentration der Darstellungskraft auf die Anschaulichkeit der Schilderung«.[29] Folglich entdeckt Kałążny in dieser Prosa ein ästhetisches Moment, was ihn zu einer Schlußfolgerung hinführt:

»In *Kriegsgefangen*, wie auch in den bereits veröffentlichten Bänden der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, kommt Fontanes enges Verhältnis zur ästhetischen Kultur zum Ausdruck. Hier und dort hat der Autor/Er-

zähler den Status eines (Kultur)historikers, der sich um eine möglichst differenzierte Darstellung des bereisten Landes einschließlich seiner Geschichte und Kultur bemüht.«[30]

Es wäre noch interessant zu erfahren, auf welche Art und Weise Autoren der Vor- bzw. Nachworte polnische Leser für die Lektüre des jeweiligen Fontane-Werkes gewinnen wollten. Es gibt insgesamt drei Vor-/Nachworte (zweimal *Schach von Wuthenow*, einmal *Unterm Birnbaum*).

Im Jahre 1953 schrieb der inzwischen berühmte Marcel Reich-Ranicki vel Marceli Ranicki sogar einen umfangreichen Aufsatz, in dem er – dialektisch, wie der Zeitgeist es will – das Schaffen Fontanes unter die Lupe nimmt. Nach der biographischen Einführung konstruiert er eine fortschrittliche Entwicklung eines anfänglich [um die Mitte des 19. Jahrhunderts] »konterrevolutionären« Schriftstellers, dessen spätes Schaffen als ein »Wiedergutmachen der selbstverschuldeten Schäden« zu interpretieren wäre.[31] Diese Schäden stellen in den Augen von Ranicki frühe Balladen dar, in denen die »Glorifizierung der Junker, Glorifizierung der Hohenzollern«[32] der deutschen Reaktion noch ein ganzes Jahrhundert dienen soll, »sowohl Bismarck und Wilhelm II. als auch Hitler.«[33] Nachdem Fontane seinen Fehler eingesehen habe und »sein bisheriges Schaffen, das aus dem Geist des preußischen Militarismus heranwuchs«[34], überwand, wurde aus dem Apologeten Fontane ein Kritiker, dessen »Leidenschaft, den wirklichen Menschen zu zeigen [...], sein großes realistisches Werk ins Leben ruft.«[35] Nun schafft der alte Fontane wahre Kunstwerke – eins davon ist für Ranicki auch *Schach von Wuthenow*. Dieser Roman, dessen Handlung allerdings »dürftig und jeder Originalität beraubt ist«[36], besitzt jedoch eine Stärke, »den Reichtum des Dialogs«[37], was für Ranicki den Gipfelpunkt im Schaffen Fontanes ausmacht. Die Analyse des Buches ist recht stereotyp und einseitig auf den aktuell-politischen Kontext ausgelegt, zum Teil aber auch bis heute akzeptabel. Nur will oder muß Ranicki einige ideologische Ergüsse einflechten, die letztendlich darauf hinauslaufen, daß Fontanes geistige Disposition es nicht zuließ, »die Kraft des Volkes zu erkennen«, und schließt ihn dann aus der Gruppe der großen bürgerlichen Realisten in der europäischen Literatur des 19. Jahrhunderts aus.[38]

Zwei Vorworte neueren Datums beschränken sich auf die Schilderung des Werdegangs Fontanes und der Genese des jeweiligen Werkes. Marek Wydmuch betont in seinem Vorwort zu *Schach von Wuthenow* die kritische Meisterschaft Fontanes in der Beobachtung der preußischen Gesellschaft. Teils mit Ironie, teils mit bewußter Gelassenheit schildere der Schriftsteller die Geschäftigkeit der vergangenen Epoche »mit dem Druck der herrschenden Moral, der Konvention, gar des Vorurteils.«[39]

Ein bekannter Germanist und Publizist, verdient um die Verbreitung der deutschen Literatur in Polen, Jan Koprowski, schildert das folgende Porträt des Schriftstellers Theodor Fontane und seines Werkes:

»Die Welt der zu ihrem Ende neigenden Aristokratie, das Bild der Sitten und der Moral der herrschenden Klassen, Abenteuer der Bürger der Gründerjahre, Berliner Plebejer der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, aber auch Liebes- und Ehegeschichten der jungen Generation – dies ist ein Themenregister, das Fontane mit seiner Feder behandelte. Er stellte die Wirklichkeit ohne Pathos dar, war Gegner des sogenannten gehobenen Stils, der für ihn mit der Verdrängung der wesentlichen Dinge gleichbedeutend war.«[40]

Koprowski empfiehlt die Erzählung *Unterm Birnbaum* als eine literarische Miniatur, als eine mit Gespür für die treffende soziale und psychologische Analyse, dazu mit sympathischen polnischen Akzenten spannend geschriebene Kriminalgeschichte.

Wie stark solche Vor-/Nachworte die Leser beeinflussen konnten, kann nicht eindeutig entschieden werden. Polnische Leser waren recht eingeübt, solche Texte in der Zeit der sozialistischen Kulturpolitik als notwendige Tribute für die Herausgabe vieler Bücher zu betrachten. Auch wenn dies für Fontane nicht unbedingt zutrifft, haben sie ihre positiv intendierte Wirkung wahrscheinlich nicht gezeitigt und aus Fontane keinen bekannten Autor gemacht. Dies zeigt sich mit aller Offenheit gegenwärtig, als 1997 die neueste Auflage von *Effi Briest* erschien. Dann weiß der Verlag, diesmal sichtlich auch am Verkaufserfolg interessiert, im Klappentext für das Buch als »die deutsche Anna Karenina« zu werben. Aber der Clou dieses Werbetextes folgt im zweiten Satz:

»Dieses bei uns recht wenig bekannte Buch nimmt einen wichtigen Platz in der deutschen Literatur ein; den besten Beweis dafür liefert der Titel des letzten, berühmten Romans von Günter Grass – Ein weites Feld, ein direktes Zitat aus *Effi Briest*.«

Ein Pluspunkt für Grass, und der eindeutige Beweis diesmal für die komplementäre Funktion des Werkes Fontanes für polnische Leser.

Theodor Fontanes Werke in polnischer Übersetzung

1. *Effi Briest*, [Ü – Izabela Czermakowa], Warszawa: Czytelnik 1974, 30000
1a. *Effi Briest*, [Ü– Izabela Czermakowa], Warszawa: Książka i Wiedza 1982, 200000
1b. *Effi Briest*, [Ü – Izabela Czermakowa], Warszawa: Pruszyński i S-ka 1997, Auflage o.A.

2. *Greta Minde*/Grete Minde/, [Ü – Adam Krzemiński], Warszawa: Książka i Wiedza 1978, 180.000
3. *Schach z Wuthenow*/Schach von Wuthenow/, [Ü – Teresa Jętkiewicz], Nachwort Marceli Ranicki, Warszawa: Czytelnik 1953, 10000

3a. *Schach z Wuthenow*/Schach von Wuthenow/, [Ü – Teresa Jętkiewicz], Vorwort Marek Wydmuch, Warszawa: Czytelnik 1978, 30000

4./5. *Stina. Rozdroża, bezdroża*/Stine. Irrungen, Wirrungen/, [Ü – Maria Kłos-Gwizdalska], Warszawa: Czytelnik 1960, 5000

6. *Pod gruszą*/Unterm Birnbaum/, [Ü – Maria Szematowicz], Nachwort Jan Koprowski, Poznań: Wydawnictwo Poznańskie 1977, 20000
7. *Mathilde Möhring*, [Ü – Maria Gero-Rożniewicz], Nachwort Gotthard Erler, Anmerkungen von Marian Leon Kalinowski, Warszawa: PIW 1990, 10000
8. *Jenny albo gdy sie złączą serca dwa*/Frau Jenny Treibel/, [Ü – Jan Kożbiał], Warszawa: Orbita 1993, Auflage o.A..

Anmerkungen

1 Zit. nach KARL DEDECIUS (Hrsg.): *Bube, Dame, König. Geschichten und Gedichte aus Polen*, Frankfurt a. M. 1990, S. 96f.

2 TADEUSZ NAMOWICZ: *Die komplementäre Funktion der deutschen Literatur. Vom Mittelalter bis zur Goethezeit und dem bürgerlichen Realismus*, in: HEINZ KNEIP und HUBERT ORŁOWSKI (Hrsg.): *Die Rezeption der polnischen Literatur im deutschsprachigen Raum und die der deutschsprachigen in Polen 1945–1985*, Darmstadt 1988, S. 302.

3 *Wielka Encyklopedia Powszechna Ilustrowana*, Warszawa 1898, Bd. 21, S. 827, (meine Übersetzung)

4 *Encyklopedia Powszechna Orgelbranda*, Warszawa 1899, Bd. 5, S. 453. Die Eintragung zu Fontane erwähnt schon sein Todesdatum.

5 Siehe die Eintragung in *Wielka Ilustrowana Encyklopedia Powszechna* [Wydawnictwa Gutenberga – Gutenberg-Verlag], Kraków o. J., Bd. 5, S. 96.

6 *Słownik literatury polskiej XX wieku*, hrsg. von ALINA BRODZKA u.a., Wrocław – Warszawa – Kraków 1992, Stichwort: Niemieckojęzyczne literatury w Polsce, bearb. von EDYTA POŁCZYŃSKA und CECYLIA ZAŁUBSKA, S. 700, (meine Übersetzung)

7 Die Liste der vorhandenen Übersetzungen ins Polnische steht am Ende dieses Aufsatzes.

8 HUBERT ORŁOWSKI: *Literatura niemiecka*, in: *Rocznik Literacki* 1977, Warszawa 1980, S. 513, (meine Übersetzung).

9 Ebenda.

10 HUBERT ORŁOWSKI: *Literatura niemiecka*, in: *Rocznik Literacki* 1978, Warszawa 1982, S. 502, (meine Übersetzung).

11 Tadeusz Namowicz: *Die komplementäre Funktion der deutschen Literatur*, wie Anm. 2, S. 288.
12 Ebenda, S. 291.
13 Marian Szyrocki: *Dzieje literatury niemieckicj*, Bd. 2, Warszawa 1972, S. 69, (meine Übersetzung) Diese wohlwollende Darstellung überzeugt jedoch nicht ganz wegen ihrer Kürze. Ähnlich lakonisch verfährt Szyrocki mit Fontanes Werk zehn Jahre später, wenn er in dem angesehenen Standardwerk *Dzieje literatur europejskich* [Geschichte der europäischen Literaturen] Fontane lediglich eine halbe Seite einräumt und dabei zwei Romantitel nennt. Siehe: *Dzieje literatur europejskich*, hrsg. von Władysław Floryan, Bd. 2 *Literatura niemieckiego obszaru językowego*, von Marian Szyrocki, Warszawa 1982, S. 125.
14 Wilhelm Szewczyk: *Literatura niemiecka w XX wieku*, Katowice 1964 (2. Aufl.). Die angeführten Worte und Satzabschnitte finden sich auf S. 15 und 16.
15 Ebenda, S. 17.
16 Marek Jaroszewski: *Theodor Fontane und die deutschsprachige Literatur mit Polenmotiven*, in: ders.: *Literatur und Geschichte. Studien zu den deutsch-polnischen Wechselbeziehungen im 19. und 20. Jahrhundert*, Warszawa 1995, S. 88.
17 Siehe: Walter Müller-Seidel: *Fontane und Polen. Eine Betrachtung zur deutschen Literatur im Zeitalter Bismarcks*, in: *Studien zur Kulturgeschichte des deutschen Polenbildes 1848–1939*, hrsg. von Hendrik Feindt, Wiesbaden 1995.
18 Ebenda, S. 55.
19 So lautet die Feststellung Fontanes; hier zitiere ich sie nach Jaroszewski [Wie Anm. 16], S. 92.
20 Ebenda, S. 93.
21 Ebenda, S. 94.
22 Ebenda.
23 Genaue Angaben dazu in *Fontane-Blätter*, Bd. 2, Heft 1 (1969), S. 73–74. In den vergangenen 30 Jahren hat sich die Zahl der Magisterarbeiten zu Fontane – auch durch den quantitativen Zuwachs der Germanistikstudenten in Polen – sicherlich vervielfacht.
24 Fontanetage an polnischen Universitäten, in: *Fontane-Blätter*, Bd. 2, Heft 6 (1972) S. 453.
25 Der Aufsatz ist erschienen in dem opulenten Konferenz-Sammelband *Nationale Identität. Aspekte, Probleme und Kontroversen in der deutschsprachigen Literatur*, hrsg. von Joanna Jabłkowska und Małgorzata Półrola, Łódź 1998.
26 Ebenda, S. 130.
27 Ebenda, S.134.
28 Ebenda, S. 135.
29 Ebenda, S. 131.
30 Ebenda, S. 136.

31 Marceli Ranicki: Posłowie, in: *Schach z Wuthenow*, Warszawa 1953, S. 177.
32 Ebenda, S. 176.
33 Ebenda, S. 177.
34 Ebenda, S. 181.
35 Ebenda, S. 178.
36 Ebenda, S. 184.
37 Ebenda, S. 185.
38 Ebenda, S. 189.
39 Marek Wydmuch: *O Theodorze Fontanie*, in: *Schach z Wuthenow*, Warszawa 1978, S. 10.
40 Jan Koprowski: *Posłowie*, in: *Pod gruszą*, Poznań 1977, S. 125, (meine Übersetzung).

Rezensionen

Theodor Fontane und Friedrich Eggers: Der Briefwechsel. Hrsg. von Roland Berbig. Berlin; New York: de Gruyter 1997 (Schriften der Fontane Gesellschaft; Bd. 2) DM 228,–

Literaturgeschichten haben ihn vergessen, und tatsächlich – folgt man Fontanes Sicht – ist Friedrich Eggers, dessen Briefwechsel mit Fontane der voliegende Band enthält, kaum mehr als ein dilettierender Dichter gewesen. Der Herausgeber R. Berbig hebt denn auch sehr bewußt diesen Schriftwechsel in seiner Bedeutung von den »bereits publizierten Korrespondenzen Fontanes mit Wilhelm Wolfsohn, Bernhard von Lepel, dem Ehepaar Merckel und Paul Heyse« (S. VII) ab. Und dennoch bereichert diese Korrespondenz unser Fontane-Bild ganz entscheidend und vermittelt uns vor allem ein Porträt vom liebenswert geschäftigen, freundlichen und sensiblen Menschen- und Kunstfreund F. Eggers, ohne den die Geschichte des *Tunnels über der Spree*, des *Rütli* und der *Argo* sowie vor allem die des *Ellora*-Kreises nicht geschrieben werden können und dem – trotz des Scheiterns vieler seiner Pläne – ein hoher Anteil an Überlegungen und auch an Strategien in den kulturellen Bestrebungen und Aktivitäten seiner Zeit zuerkannt werden muß. So hat er beispielsweise versucht, Überregionalität der *Tunnel*-Wirksamkeit herzustellen und mit dem *Deutschen Kunstblatt* ein Organ zu schaffen, das – ausgehend von einem breiten Kulturbegriff – interdisziplinäre Optik auf bildende Kunst und Literatur schaffen sollte; und er hat mit F. Kugler an einem Kapitel aktiver preußischer Kulturpolitik mitgeschrieben, als er die besonders auf bildende Kunst, Musik, Literatur und Theater bezogene und in ihrer Wirkung nicht nur auf Bildungsinstitutionen, sondern auch auf administrative Einrichtungen und Entscheidungen gerichtete programmatische Denkschrift *Die Reorganisation der Kunstverwaltung im preußischen Staate* verfaßte. Unter den Editionen von Korrespondenzen Fontanes nimmt also die vorliegende Sammlung, die neben dem Briefwechsel Fontanes und F. Eggers' auch die Briefe und Postkarten Fontanes an Friedrichs Bruder Karl und den Schriftwechsel F. Eggers' mit der »Ellora-Mutter« Emilie Fontane, wie er sie liebevoll nannte, dokumentiert, allein deswegen einen so gewichtigen Platz ein, weil sie die aus zahlreichen Archiven und aus dem Familiennachlaß zusammengetragenen und zum Teil bislang unbekannten bzw. unveröffentlichten Zeugnisse über ein Verhältnis, das »in guten Momenten freundschaftlich, wenn auch nicht vertraulich« (S. 35) war, auf vorbildliche Weise und geradezu musterhaft kommentiert und zugleich reiches Material für weitere Editionen und – zum Teil bereichernd und teilweise auch korrigierend – deren Sacherläuterungen bereitstellt. Die im Anhang beigegebenen Angaben zur Vita der Brüder Eggers und der Bibliographie ihrer Schriften sind zudem gewichtige Bereicherung von Gelehrtengeschichte des 19. Jahrhunderts. Daß der Herausgeber die Ergebnisse der Fontane-Forschung in

seiner Kommentierung in mustergültiger Weise ausgewertet und beachtet hat, kommt der Ausgabe in dem Sinne zugute, daß sie fortan als Standardwerk für analoge wissenschaftliche Vorhaben und Editionen gelten darf. Außerdem treten viele Sachdetails und bislang unbekannte Fakten zu Lebenssituationen zutage, die der Ergänzung der Fontane-Biographie dienen können und präziser zur Deutung von ästhetischen Positionen Fontanes, seiner Haltung gegenüber Zeitgenossen und gegenüber literarhistorischen Erscheinungen beitragen werden. Als Beispiel sei nur an Fontanes Brief vom 20. Mai 1850 erinnert, in dem er eigenen literarischen Positionswechsel im Blick auf seine sozialkritischen Texte aus der Zeit des Vormärz als »Bilderstürmer-Standpunkt« abtut, an deren »haarsträubende Ungereimtheiten oder Geschmacklosigkeiten« (S. 72) er sich nur noch mit Gelächter erinnern könne.

Fontane-Liebhabern, vor allem aber der Literaturforschung zum 19. Jahrhundert hat R. Berbig somit eine äußerst gewichtige Edition vorgelegt, die nicht allein der Fontane-Forschung dienen wird, sondern grundlegendes literarhistorisches, kunst- und kulturgeschichtliches Material bereitstellt, das neben Einblicken in Lebensumstände, in biographische Entscheidungen und Zwänge der Briefschreiber, in ihre poetischen und kunstgeschichtlichen Werk- und Publikationspläne zugleich auch – etwa im Blick auf persönlichen Umgang, auf Familiäres, auf Mitglieder des *Tunnels* oder Bekannte und Freunde – ein Stück Geselligkeitskultur aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der Berliner Kulturgeschichte ergründen hilft und dabei zudem Einblicke in Bildungswege, Wissenschafts- und Gelehrtengeschichte jenes Jahrhunderts ermöglicht. Da die Briefe zudem ein thematisches Spektrum umfassen, das durch den Austausch über Werke und poetische wie publizistische Vorhaben, wechselseitige Ergänzung und Kritik, über Literatur, Kunst, zeitgenössische Autoren, öffentliche und private Existenzbedingungen und selbst über geschichtliche und politische Urteile und Debatten geprägt ist, erhellen sie auch etwas über soziologische Voraussetzungen, Daseinsbedingungen sowie Kultur und Verhaltensstrategien von Autoren und Intellektuellen in der geistig-kulturellen Sphäre Preußens. Die Geschichte des *Tunnels über der Spree* – bislang aus stark literarhistorischer Optik gedeutet – erfährt ferner Ergänzungen und Präzisierungen; und das Eggers-Bild, das uns Fontane in *Von Zwanzig bis Dreißig* gezeichnet hat, wird durch viele charakteristische Wesenszüge bereichert und auch korrigiert.

Die Einleitung des Herausgebers ist als meisterhafter Essay zur literarischen und kulturellen Atmosphäre im 19. Jahrhundert angelegt, in dem zwar F. Eggers, dessen Lebensumstände und seine Beziehungen zu Fontane im Zentrum stehen, der jedoch durch gründliche Auswertung der vielfachen Beziehungen von Eggers zu Mitgliedern des *Tunnels*, zu Künstlern, zu Verlegern und zur offiziellen bildungs- und kulturpolitischen Administration in Preußen ein Desiderat literarhistorischer Überblicksdarstellungen schließen hilft,

die in der Regel nur Biographien in Auswahl, Inhaltsverweise und allgemeine Interpretationsansätze bieten. Daß R. Berbig im Anhang auch eine Auswahl aus den von F. Eggers für seine Verwandten geschriebenen *Wochenzetteln* aus dem Jahre 1870 aufgenommen hat, vertieft vor allem unsere Kenntnis über die Bemühungen der Freunde Fontanes während des Deutsch-Französischen Krieges bei der »Suchexpedition« (S. 429) nach dem »bei Toul verschollenen Militär-Schriftsteller Fontane« (S. 444). Da die Brüder Eggers, die in Rostock beheimatet waren, beispielsweise mit Beiträgen in der *Argo* und im *Berliner Taschenkalender* sowie mit dem Gedichtband *Tremsen* keinen geringen Anteil an Diskussion und praktischer Wiederbelebung niederdeutscher Mundartdichtung hatten sowie auch Beziehungen zu Fontane bekannten Vertretern aus Literatur und Gelehrsamkeit aus ihrer Heimatregion wie K. Groth, J. Brinckman (nicht «Brinkmann«!), A. Wilbrandt, F. Zarncke oder Heinrich Seidel, der der Familie von Karl Eggers auch verwandtschaftlich verbunden war, pflegten, ist der Briefwechsel auch unter dem Blickwinkel Fontanescher Beziehungen zu niederdeutscher Dichtung, zu Mecklenburg und zu Autoren aus der norddeutschen Region – ein bislang zu wenig beachtetes und allenfalls populärwissenschaftlich dargestelltes (vgl. Brigitte Birnbaum: *Fontane in Mecklenburg.* Schwerin 1994) Forschungsfeld – von Belang. Zudem steht auch die wissenschaftliche Auswertung und Interpretation Fontanescher Beiträge für die *Rostocker Zeitung*, die aus vorliegender Edition wesentliche Anregungen beziehen kann, noch aus.

Der Wertung und dem Rat des Herausgebers sollte jeder Leser mit Bedacht folgen. »Der Reiz der hier zum großen Teil zum ersten Mal edierten Briefe«, so schreibt er, »teilt sich mit, wenn sie in die Welt, der sie entstammen, eingebunden werden. Es war Fontanes Welt, aber gleichermaßen die seiner Freunde und der befreundeten Familien, die ihn geprägt haben und auf deren Geschick er Einfluß genommen hat. Die einzelnen Stimmen dürfen aus dieser Welt nicht gelöst und für sich genommen werden« (S. 64 f.). Diese Dokumentation des Briefwechsels zwischen Fontane und den Brüdern Eggers schafft für den Leser nicht nur dadurch ihre lehrreich informative Atmosphäre, daß sie die Kenntnis über den humorvollen Plauderer und besessenen Epistolographen Fontane bereichert und um den Eindruck von der Diktion der Eggers-Briefe ergänzt – Fontanes Brief vom 31. Okt. 1855 an die Rütli-Mitglieder F. Eggers, von Merckel, F. Kugler, Bormann, Menzel, Lepel und Storm (wie übrigens auch die Kollektivbriefe einiger Rütli-Mitglieder vom 11. Nov. 1855 und vom 6. April 1856) verdiente Aufnahme in eine deutsche Brief-Anthologie –, sondern auch durch die Auswahl der Abbildungen aus den Nachlässen – Zeichnungen, Photographien, Faksimiles, Porträts und Familienbilder –, die Einblicke in die Arbeitsatmosphäre von Friedrich und in den familiären Kreis von Karl Eggers gewähren. Der mit philologischer Akribie kommentierende Herausgeber hat sich ein besonders hervorhebenswertes Verdienst mit seiner Beschreibung des Le-

bens und Werks von Friedrich Eggers erworben, die zugleich als sprechender Beleg für die subtile Analyse des dokumentierten Materials, auf die sie sich stützen kann, allen Freunden Fontanes zu bereichernder Lektüre nachdrücklich empfohlen sei.

❑ WERNER RIECK

Theodor Fontane: L'Adultera. Roman. Mit einem Nachwort, einer Zeittafel zu Fontane, Anmerkungen und bibliographischen Hinweisen von Dirk Mende. München: Goldmann 1997. 349 S. (Goldmann Klassiker) DM 16,90

Das Unternehmen *Goldmann Klassiker* stellt Romane und Erzählungen deutscher und ausländischer Autoren in preiswerten Studienausgaben vor, so auch Fontanes bis heute immer noch zwiespältig eingeschätzten und weniger bekannten Roman *L'Adultera*. Die Reihe dient nicht ausschließlich wissenschaftlichen Zwecken, erhebt aber in ihrer Konzeption methodisch fundierten Anspruch, so daß eine kritische Bewertung durchaus gerechtfertigt ist. Jedem Text folgt ein von Literaturwissenschaftlern erarbeiteter Anhang mit einem Nachwort, zahlreichen Informationen über den Autor, Anmerkungen zum Text und einer Literaturübersicht. Gerade weil sich die einzelnen Bände an ein breiteres Lesepublikum wenden, das editorische und inhaltliche Entscheidungen des Herausgebers in der Regel nicht überprüfen kann, müssen die Transparenz der Textkonstitution, die Auswahl der Textinterpretation und die Anmerkungen besondere Anforderungen erfüllen, was jedoch in der vorliegenden Ausgabe nicht immer gelungen ist.

Zunächst zur vom Verlag verantworteten Textwiedergabe: Oberhalb des Impressums befindet sich der Hinweis, daß dem Text die »vollständige Ausgabe von *L'Adultera* nach dem Wortlaut der Erstausgabe« zugrundeliegt. Dennoch wird der Roman nicht in seiner historischen Schreibung präsentiert, sondern in modernisierter Gestalt. Vergeblich sucht der Benutzer nach einer Begründung und nach klar definierten Kriterien der Modernisierung, so daß hier bereits Zweifel aufkommen, ob es sich um eine methodisch durchdachte Textdarbietung handelt. Obwohl die editionswissenschaftliche Diskussion längst zu dem Ergebnis gekommen ist, daß jede Modernisierung der Orthographie die historische Distanz zwischen den Texten und ihren heutigen Lesern aufhebt, folgen die meisten Verlage von »Klassiker-Ausgaben« nicht den von führenden Editoren verfaßten Appellen. Immer wieder entscheiden pragmatisch-verkaufsstrategische Gründe über die Aufbereitung eines leserfreundlichen Textes, ohne daß man die möglichen Folgen dieser ahistorischen Rezeptionssteuerung beachtet.[1] Glücklicherweise gibt es bereits vereinzelte Verlage, die literarische Texte in ihrer überliefer-

ten Gestalt erfolgreich anbieten und somit der Legende von dem nicht zumutbaren historischen Text ein Ende setzen.[2] Auch *L'Adultera* ist ein Beleg dafür, daß das äußere Erscheinungsbild keineswegs nur ein oberflächliches Buchstabengefüge darstellt. Der Text funktioniert vielmehr in seiner Gesamtheit als Bedeutungsträger, der »nicht ohne Sinneinbuße oder Sinnveränderung in ein anderes orthographisches System zu überführen ist.«[3] Aus sprachhistorischer Unkenntnis verleitet die Modernisierungsfreudigkeit oft dazu, heute veraltet erscheinende Schreibungen als Fehler zu bewerten und entsprechend in den Wortbestand einzugreifen. So ist das Wort »Schläfe« im 16. Kapitel der ersten Buchausgabe von *L'Adultera* im *Grimmschen Wörterbuch* als eine im 18. und 19. Jahrhundert durchaus geläufige Nominativ- und Akkusativ-Pluralform belegt. Die im vorliegenden Text stillschweigend vorgenommene ›Korrektur‹ in »Schläfen« (S. 119) ist also sinnlos. Die alte Plural-Form hätte unbedingt beibehalten und vom Herausgeber in den Anmerkungen erläutert werden müssen.

Nicht nur die Anpassung an die heutige orthographische Norm, sondern auch die Texteingriffe werden nicht nachgewiesen. So folgt der vorliegende Text nicht der Schreibung »Rothtraut« der Erstausgabe, sondern gibt den Titel des Gedichts *Schön Rohtraut* von Eduard Mörike mit dem korrekten »Rohtraut« (S. 78 und S. 94) wieder. Ob dieser Stelle möglicherweise ein Setzerfehler zugrundeliegt, der einen Eingriff rechtfertigen könnte, oder ob der Titel von Fontane fälschlicherweise so niedergeschrieben worden ist – was eine Emendation ausschlösse –, kann erst die Kenntnis der Überlieferung entscheiden. Sowohl im Zeitschriftenabdruck als auch auf den handschriftlichen Textzeugen steht »Rohtraut«; eine Korrektur wäre also nur aufgrund der Darstellung genetischer Vergleiche plausibel. Wie sich Texteingriffe bzw. Nichteingriffe auf die Interpretation auswirken können, verdeutlicht schließlich das letzte Beispiel: Die unterschiedliche Verwendung des Namens »Rubehn« und »Ruben« ist ein poetisches Verfahren, verschiedene Erzählebenen voneinander abzugrenzen. Vom Erzähler wird der junge Bankangestellte stets »Rubehn« genannt; Melanie hingegen gebraucht die von ihr geschaffene Koseform »Ruben«, die u. a. die vertrauensvolle Beziehung zwischen den beiden Liebenden andeutet. Im 14. und 20. Kapitel zeigt der Text der ersten Buchausgabe jedoch zwei Ausnahmen, die den Leser irritieren. Denn Melanie verwendet in wörtlicher Rede nicht das vertraute »Ruben«, sondern greift auf »Rubehn« zurück. Liegt hier also eine Annäherung des Erzählers an die Figurenperspektive vor, oder bedeutet der Wechsel eine von Melanie bewußt aufbauende Distanz zu ihrem Geliebten, oder handelt es sich einfach nur um zwei Druckfehler? Wiederum nähert man sich der Lösung durch den genetischen Befund. Auf den handschriftlichen Textzeugen und im Zeitschriftenabdruck steht »Ruben«, so daß sich dem Herausgeber nun zwei Möglichkeiten anbieten: Entweder verzichtet er auf einen Eingriff und diskutiert dieses Problem in den An-

merkungen, oder er emendiert und begründet seine Entscheidung. Der in dieser Ausgabe gebotene Text zeigt jedoch nur das Ergebnis flüchtiger Gedankenlosigkeit. Denn im 14. Kapitel wird »Rubehn« aus der ersten Buchausgabe (S. 102) übernommen, im 20. Kapitel hingegen wird eingegriffen (S. 137). Die ausgewählten Beispiele zeigen, wie notwendig eine nach methodischen Kriterien aufbereitete Textkonstitution für den Umgang mit Literatur ist. Die Nachweise der Texteingriffe sind dabei keineswegs verschenkter Raum, denn sie geben sowohl dem wissenschaftlichen als auch dem nichtwissenschaftlichen Benutzer die Möglichkeit, die subjektiven Herausgeberentscheidungen kritisch zu reflektieren und den Text in seiner unterschiedlichen Überlieferung wahrzunehmen.

Mit weitaus mehr Sorgfalt hat Dirk Mende den Anhang erarbeitet, was das ausführliche Literaturverzeichnis belegt. Im Nachwort stellt er *L'Adultera* in den gesellschaftlichen, politischen, sozialen und topographischen Kontext des Schauplatzes Berlin und der Zeit der Reichsgründung. Anhand von zeitgenössischen Quellen und der Forschungsliteratur stellt er nicht nur die Stoffgeschichte, die Entstehung und die zeitgenössische Wirkung des Romans zusammen, sondern bietet einen breiten Überblick der psychoanalytischen und sozialgeschichtlichen Deutungsmöglichkeiten, die allerdings über den Rahmen eines Nachwortes weit hinausgehen. Gerade weil sich die Reihe auch an Schüler- und Studentenkreise richtet, die ihren eigenen Zugang zum Text erst erarbeiten sollen, stellt sich hier natürlich die Frage, ob das 98 (!) seitige ›Nachwort‹ in angemessenem Verhältnis zu dem 155 Seiten umfassenden Romantext steht. Mit einer knappen Übersicht über die entstehungs- und wirkungsgeschichtlichen Zusammenhänge und der Konzentration auf einen Interpretationsaspekt wäre dem Leser mehr geholfen. Die zum Teil über die Forschung hinausgehende Textanalyse hätte dann in einer literaturwissenschaftlichen Zeitschrift einen würdigeren Platz gefunden.

Die Anmerkungen hingegen zeigen, wie notwendig es ist, sachliche, historische und kulturelle Bezüge des Textes als Verstehens- und Interpretationsgrundlage herauszuarbeiten. So hat Mende über die von den vorausgegangenen Fontane-Editionen erarbeiteten Kommentare hinaus zum ersten Mal die im Roman konstituierten Berlin-Bezüge zusammengestellt, die sprichwörtlichen Redewendungen nachgewiesen und die politischen Ereignisse erläutert. Obwohl Mende die Erläuterungen mit zeitgenössischen Quellen unterlegt, ist er dabei leider nicht immer konsequent genug vorgegangen. So weist er die Sprichwörter mit Hilfe des *Büchmanns* von 1895 nach, einer Ausgabe, die zwanzig Jahre nach der erzählten Zeit und fünfzehn Jahre nach dem Erscheinen des Erstdruckes herausgegeben und gegenüber den ersten elf Auflagen bis 1879 erheblich überarbeitet worden ist. Ebenso gibt Mende die literarischen Anspielungen in ihrem Kontext wieder, verzichtet aber auf den Gebrauch zeitgenössischer Ausgaben. Schließlich vermißt der Benutzer den Bezug zu Fonta-

nes Werk, besonders zu den *Wanderungen*, zu den Kriegsbüchern und zu den *L'Adultera* vorausgegangenen Romanen.

Das von der Reihe *Goldmann Klassiker* gehandhabte Verfahren fokussiert einmal mehr die von vielen Studienausgaben bevorzugte methodische Inkonsequenz: Schwerpunkt der Editionen bildet der nach literaturwissenschaftlichen Kriterien verfaßte Anhang. Die kritische Aufbereitung des Textes hingegen wird mit weitaus weniger Sorgfalt betrieben, obwohl er die Grundlage aller Interpretationen bildet. Einerseits verwischt ein an den heutigen Sprachgebrauch angepaßter und normierter Text die Geschichtlichkeit ästhetischer Werke; andererseits verdeutlicht gerade ein quellenkundlich aufbereiteter Anhang die unumstößliche historische Dimension von Literatur. So bleibt nur noch zu hoffen, daß sich die Ergebnisse der jüngsten Diskussionen um die Rechtschreibreform auch auf die verlegerische Praxis auswirken und zu einem sensibleren Umgang mit literarischen Texten führen.

❑ Gabriele Radecke

Anmerkungen

1 Zur Diskussion um die Modernisierung von Texten vgl. Norbert Oellers: *Angleichung, Normalisierung, Restitution. Die Editio hybrida als Schicksal der deutschen Klassiker?* – In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 101 (1982), Sonderheft *Probleme neugermanistischer Edition*, S. 29–42; Hans Zeller: *Für eine historische Edition. Zu Textkonstitution und Kommentar.* – In: Georg Stötzel (Hrsg.): *Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Vorträge des Deutschen Germanistentages 1984. Zweiter Teil Ältere deutsche Literatur, Neuere deutsche Literatur.* Berlin/New York 1985, S. 305–323 und Ders.: *Was nützt die Modernisierung der historischen Orthographie in unsern Klassiker-Ausgaben?* – In: *editio* 4 (1990), S. 45–56. Winfried Woesler sieht in der methodischen Normalisierung hingegen eine »genuine germanistische Aufgabe«: *Die Normalisierung historischer Orthographie als wissenschaftliche Aufgabe.* – In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 105 (1986), Sonderheft *Editionsprobleme der Literaturwissenschaft*, S. 69–83. Aus der Sicht der Verlage tritt Hans-Joachim Simm für den Respekt vor dem historischen Text durch eine »behutsame Modernisierung« ein: *Zur sozialgeschichtlichen und editionsphilologischen Stellung sogenannter Lese- und Studienausgaben deutscher Klassiker.* – In: Georg Stötzel (Hrsg.): *Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven*, S. 369–383.

2 Vgl. z. B. die vom Deutschen Taschenbuch Verlag seit 1997 herausgegebene Reihe *Bibliothek der Erstausgaben* und die vom Aufbau-Verlag besorgte *Grosse Brandenburger Fontane-Ausgabe*, 1997 ff.

3 Zeller: *Modernisierung der historischen Orthographie*, S. 54.

Handbuch literarisch-kultureller Vereine, Gruppen und Bünde 1825–1933. Hrsg. von Wulf Wülfing, Karin Bruns u. Rolf Parr. Stuttgart, Weimar: Metzler 1998. DM 148,–

Literaturgeschichten verweisen in der Regel auf Mitgliedschaft von Autoren in literarischen Gruppierungen, Bünden und Vereinen – doch Informationen über deren Geschichte, deren inhaltliches und organisatorisches Profil liefern sie nur in den seltensten Fällen. Dadurch wird das im Rahmen eines Projekts der Deutschen Forschungsgemeinschaft entstandene *Handbuch literarisch-kultureller Vereine, Gruppen und Bünde* zur gewichtigen Ergänzung und Bereicherung traditioneller Literarhistorie, die mit diesem Desiderat lebte, bis ihr die »Vereinsforschung [...] innerhalb der Geschichtswissenschaft« mit der Erkenntnis, daß das »19. Jahrhundert [...] eines der Vereine gewesen« (S. IX) ist, entscheidende Impulse vermittelte, die die Mitarbeiter des vorliegenden Bandes bewußt aufgenommen haben. Die bescheidenen und gewiß berechtigten Hinweise, daß sie mit ihrem *Handbuch* einen ersten – »und damit notwendigerweise in vielerlei Hinsicht unvollständig bleibenden – Versuch« (S. XIV) vorlegen, können ihr Verdienst nicht schmälern, sondern eher unterstreichen, zumal in vielen Fällen von ihnen Archive genutzt und neu erschlossen sowie auch Korrekturen zum bisherigen Forschungsstand und neue Erkenntnisse über literarische Bünde und Vereine mit eingebracht wurden.

So entstand vorerst – teilweise auf Vorarbeiten einzelner Mitarbeiter zu Einzelgruppierungen gestützt – ein gewichtiges und faktenreiches Nachschlagewerk von hoher Anschaulichkeit über das literaturgesellschaftlich-kulturelle Leben und seine vielfältigen Formen, Äußerungen und Wirkungen in interner Künstlergemeinschaft sowie auch über Aktivitäten ihrer Öffentlichkeitsarbeit. Neben Hinweisen auf den Kontext von Vereinsprogrammatik, künstlerischen, wissenschaftlichen, weltanschaulichen und politischen Impulsen und Orientierungen werden Fakten – z.T. mit Auszügen und Zitaten aus Manifestationen, Deklarationen, Briefwechsel und Erinnerungen von Mitgliedern exakt belegt – zu Gründung und Existenzdauer, über Mitglieder und Mitgliederentwicklungen, über Organisationsstrukturen, Abzeichen, Symbole, Vereinslokale, Formen und Riten des Gruppenlebens bis hin zu Finanzierungsmodalitäten der beschriebenen Vereine geboten. In einigen Fällen können Entwicklungsphasen innerhalb der Vereinsgeschichte, Traditionsorientierungen und personelle sowie geistige Korrelationen zu vergleichbaren Bünden und Gruppierungen nachgewiesen werden. Hinweise auf Periodika, Vereins-Almanache und verlegerische Kontakte der Gruppierungen bieten in den meisten Fällen wichtige Einblicke in die Mechanismen von literarischen Aktivitäten, Literaturmarkt und Öffentlichkeit. Über die Bibliographie zu zeitgenössischem Schrifttum und zur Forschungsliteratur hinaus wird in einigen Fällen auch das Verhältnis von Lite-

ratur und Justiz berührt, so etwa beim *Friedrichshagener Dichterkreis* auf Archivstandorte der einschlägigen Polizeiakten verwiesen.

Fontanefreunde und -forscher finden vor allem in den Artikeln *Ellora*, *Herwegh-Klub*, *Rütli* [I und II] und *Tunnel über der Spree* neben den wichtigsten Informationen auch den aktuellen Forschungsstand referiert; und für die Erforschung literarischen Lebens und literarischer Aktivitäten in Preußens Hauptstadt können die Artikel zu den Berliner Vereinen, Bünden und Gruppen – neben anderen etwa zu den Vereinen *Durch*, *Die Freien*, *Friedrichshagener Dichterkreis*, *Der Galgenberg*, *Die Gemeinschaft der Eigenen*, *Der junge Dichterbund*, *Die Kommenden*, *Die literarische Gesellschaft*, *Die Mittwochsgesellschaft*, *Die neue Gemeinschaft*, *Neue Klause*, *Die Verbrecher* oder *Verein Berliner Presse* und *Verein für Kunst* – nicht nur unsere Kenntnis kulturgeschichtlicher Fakten und Zusammenhänge über das kulturelle Leben der preußischen Metropole im 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts bereichern, sondern vor allem auch Impulse für neue Fragen und Zusammenhänge zwischen Literatur und gesamtkulturellen historischen und geistigen Voraussetzungen, Bedingungen und Prozessen vermitteln. Die Vielfalt der zusammengetragenen Fakten über die Mitglieder der verzeichneten Vereine sowie über deren kulturpolitische und publizistische Aktivitäten vermag auch – um nur einen nicht unwesentlichen Aspekt herauszugreifen – den bedeutenden Anteil jüdischer Intellektueller und Künstler am deutschen Vereinsleben zu belegen.

Kompendien und Handbücher gewinnen an wissenschaftlichem Wert, wenn sie außer der Sammlung von Realien auch zu neuen Überlegungen für Forschung und zu wissenschaftlicher Vertiefung des dargebotenen Materials veranlassen. Dabei sei auf zwei solcher Anregungen gewiesen, denn das *Handbuch* lenkt auch auf bislang nur wenig beachtete Zusammenhänge. Abgesehen von dem Wunsche, daß diese Publikation auch zu einer analogen umfassenden Darstellung über Entstehung und Geschichte deutscher Literaturgesellschaften veranlassen möge, weisen die zusammengetragenen Realien beispielsweise auf interessante komparatistische Themen und auf die Notwendigkeit, bei der Erforschung literarischer Vereinsaktivitäten stärker die Interdisziplinarität zu anderen Kunst- und geisteswissenschaftlichen Bereichen zu beachten. Hinsichtlich direkter Kontakte zwischen ausländischen und deutschen Autoren werden beispielsweise Beziehungen M. A. Bakunins zur *Dresdener Montagsgesellschaft* oder H. Ibsens, A. Strindbergs und St. Przybyszewskis zum *Friedrichshagener Dichterkreis* bzw. zum Verein *Das schwarze Ferkel* belangvoll. Dem Verhältnis deutscher Autoren und ihrer Vereine zu ausländischen Schriftstellern nachzugehen, regen beispielsweise der Artikel zur *Heckenschriftsteller-Gesellschaft [Münster]* mit dem Verweis auf das Verhältnis der Mitglieder zu französischen und englischen Schriftstellern an, die von ihnen rezensiert wurden, sowie Hinweise zum

Berliner *Ethischen Klub*, in dem Zola, Dostojewski, Tolstoi und Ibsen besonders nachhaltig rezipiert wurden. Auch das Verhältnis der Mitglieder der Gruppe *Neue Gemeinschaft* zu Tschechov und Gorki dürfte wichtige Aufschlüsse über deutsch-russische literarische Wechselseitigkeiten erschließen helfen. Da für die deutsche Hochschulgermanistik, besonders sogar für den im *Handbuch* behandelten Zeitraum, hinsichtlich der Entwicklung der Komparatistik – und im Vergleich zur Wissenschaftsentwicklung in Frankreich, England und Rußland – entschiedene Abwehr gegenüber dieser Forschungsdisziplin konstatiert werden muß, lenkt gerade die Belegvielfalt komparatistischer Themen in der Vortragsarbeit des *Literarischen Vereins zu Dresden* auf eine entschieden gegenläufige Tendenz, der in wissenschaftsgeschichtlichen Untersuchungen bislang nicht nachgegangen wurde und deren Erforschung lohnt. Zu interdisziplinärem Forschen veranlassen ferner zahlreiche Belege, die für die programmatisch stark literarisch oder weltanschaulich orientierten Vereine Mitglieder und produzierende Künstler aus Theater- und Kompositionsgeschichte, Musik, bildender Kunst und wissenschaftlichen – vor allem geisteswissenschaftlichen – Disziplinen benennen. Dem Problem der Wechselbeziehungen und Wechselwirkungen zwischen Vertretern verschiedener Kunstbereiche und deren Bedeutung für die Kunstentwicklung generell ist bislang ohnehin viel zu wenig nachgefragt worden.

Neben den beigegebenen Bilddokumenten, die z. T. wenig bekanntes Anschauungsmaterial bieten – es handelt sich vorrangig um Faksimiles von Titelblättern, Titelvignetten oder von Seiten, von Zeichnungen und Karikaturen aus einzelnen Periodika, um Photokopien von Porträts einzelner Vereinsmitglieder, von Vorständen, Gruppenbilder und Photos von Lokalitäten der Vereinstreffen –, sind in vielen Artikeln zudem noch die nachweisbar vorhandenen einschlägigen Abbildungen bibliographisch erfaßt. Mit den Registern zu Personen, vereinsinternen Übernamen, zu den Vereinen, Gruppen und Bünden sowie zu Standorten und Periodika dieser Vereinigungen geben die Autoren dem Benutzer des *Handbuchs* zudem wichtige Arbeitshilfen.

❑ Werner Rieck

Helmuth Nürnberger: Fontanes Welt. Berlin: Siedler Verlag 1997. 446 S. DM 98,– (Taschenbuchausgabe erscheint im Oktober 1999)

Das erste, was dem Betrachter des Fontane-Buches von Helmuth Nürnberger auffällt, ist die Gestaltung des Schutzumschlages: ein Mann mit Stock, wohl beim Spazierengehen, steht im Begriff, sich von uns fort zu bewegen, vor ihm eine Galerie von Bildern. Sie zeigen Landschaften und Personen. Wir erkennen den jungen Napoleon und den alten Bismarck, Elisabeth Baronin von Ardenne,

der *Effi* ihr literarisches Leben verdankt, sehen den alt gewordenen Fontane mit Mete (das einzige bekannte Bild von ihm mit einem Familienangehörigen) und zwei Herren im Zylinder, die der etwas Eingeweihtere als Wilhelm Hertz und sein Sohn Hans identifizieren wird. Daneben Ansichten: Potsdam-Sanssouci, Berlin, der Stechlinsee, Rheinsberg, natürlich das von Walter Scott errichtete Schloß Abbotsford in Roxburgshire und dazu Schloß Kenilworth in Warwickshire... Auf dem Einbandrücken begegnet man dem vertrauten Bild Fontane an seinem Schreibtisch, hochbetagt.

Nicht leicht fällt es, der Versuchung zu widerstehen, schon hier – bevor das erste Wort gelesen ist – zu deuten. Geht es dem jüngsten Buch Nürnbergers, der mit seiner ersten Untersuchung über den frühen Fontane mit bestem Grund Forschungsgeschichte geschrieben hat, nun um das Denkmal Fontane? Geht es ihm um den, der uns den Rücken zuwendet und zurückblickt auf Bilder, Figuren und Personen seines Lebens? Der dabei zwar der romantischen Bildwelt seiner Jugend nicht abschwört, aber nicht mehr mit dieser selbst ins Bild kommt? Und vor allem – geht es um einen Fontane, der uns nicht braucht, wie wir ihn vielleicht auch nicht brauchen? Der es uns halt eben nur nicht mehr sagen kann? Ist es Zufall, dass dem späten Fontane Vorrang eingeräumt wird – oder sind das alles nur Zufälligkeiten, die dem Gestalter unterliefen, gegen den Willen des Verfassers und ohne dessen Beteiligung? Wer so deutet, bewegt sich in einer naheliegenden Erwartung. Wird mit diesem Buch das Kapitel, das Nürnberger zu Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn 1967 so überzeugend beschrieb, nun um den zweiten Teil der Lebenshälfte erweitert? Nürnberger hat seinen Ruf als Wissenschaftler mit einem Buch über Fontane begründet. *Der frühe Fontane* gehört bis heute zu den verläßlichen Zeugnissen gediegener Fontane-Forschung. Es räumte die vielen verzerrenden Folien zur Seite, die den Blick auf den Autor so merkwürdig eingetrübt hatten und öffnete Zugänge, die in den Folgejahren von der Wissenschaft dankbar genutzt wurden. Das liegt nach altem Maß ein Menschenleben zurück. Kommt, könnte man fragen, das erste Buch mit dem zweiten an ein Ende, an ein glückliches gar? Oder liegen die Intentionen des frühen fern ab von denen des späten? Ist vielleicht eher der Zufall im Spiel, der wollte, dass wissenschaftliche Treue sich auch in Druckform dokumentiert? Solche und ähnlich lautende Fragen wird Nürnberger geahnt haben. Er berührt sie in seiner Vorbemerkung, beinahe spielerisch und ohne sich auf eine strenge Absicht einzuschwören. Nürnberger weiß, wie schwer solche Fragen wiegen und möchte sie seinem Text nicht aufbürden. Es ist, als fürchte er, ihn damit zu gefährden und sein Gelingen unter eine Prämisse zu stellen, deren Einlösen ja letzthin nicht von ihm allein abhängt.Vielleicht bestand sogar die Absicht, eine Ganzheit wiederherzustellen, die in den letzten Jahren bemerkenswerter, aber doch pointierter, zuweilen rein punktueller Forschungen verloren ging? Ein Rezensent, der fragt und nicht urteilt, der umschreibt und nicht wertet,

fällt aus seiner Rolle. Und doch liegen diese Fragen so nahe, dass sie sich aufdrängen und nach dem ersten Herumblättern in dem Buch nicht gleich verlieren.

Sieben Seiten umfasst das Inhaltsverzeichnis, es ist in Hauptabschnitte aufgeteilt, denen der Lebensweg Fontanes zugrunde gelegt ist. Die Überschriften dieser Abschnitte sind sorgfältig gewählt und deuten auf die Anlage des Ganzen hin, indem sie dem biographischen Strang Parallelen einziehen, in denen über für Fontane wichtige Personen referiert wird oder allgemeinere Zeit- und Lebensumstände dargestellt werden. Besondere Funktion haben die Untertitel, die das eine über das andere Mal durch nicht gleich aufzulösende Anspielung (»Eine Provinzstadt wie ein zu großer Staatsrock«, »Begegnung mit einem Bourgeois«, »Emilie in Liegnitz« oder »Salzbrunn oder Edinburgh« etc.) oder durch Konkretheit (»Heirat«, »Der Weg zur Kreuzzeitung« oder »Ludwig von Decker und sein Verlag«) Lektüreinteresse wecken wollen. Auf anregende Weise wird in das Buch eingeladen, ohne den Orientierungswunsch des Lesers zu beeinträchtigen. Das leisten eigenständige biographische Kapitel (u.a. zur Mutter, nicht zum Vater!, zu Minna Krause und Mathilde von Rohr, zu den Freunden und Bekannten Wolfsohn, Lepel, Heyse, Storm und Friedlaender, aber auch zu Anton von Werner, Richard Wagner und – natürlich – zu Bismarck).

Nürnberger weiß sich in einem Forschungskontext, den er überschaut wie wenige. Dass ihn zu überschauen nicht bedeutet, ihm überlegen zu sein, bestimmt die Haltung, aus der heraus er schreibt. Helmuth Nürnberger verfügt in Souveränität über die Erkenntnisse der Fontane-Forschung. Er weiß sie zu ordnen, verwirft, was ihm abgelegen, und nimmt dankbar auf, was ihm zutreffend scheint. Verhaltene Distanz ist zu spüren, wo er auf zugespitzte Psychologisierung als Erklärung für Fontanes schriftstellerische Praxis anspielt, wiewohl er deren Ergebnisse registriert hat. Der grundsätzliche Verzicht auf ausführliche Diskussion der Forschungsliteratur unterschlägt nicht deren Gewinn und unterschlägt auch nicht, wem dieser Gewinn zu danken ist. Hier zeichnet sich dieses Buch vor anderen aus.[1] Der Weg, der gefunden wurde, ist geglückt, wenngleich die Minimierung des Fußnotenapparats angesichts des stattlichen Buches doch[2] etwas weitgetrieben ist.

Kein »Ereignis« will er bieten, nicht spektakulär sein. Wer, wie in Besprechungen nicht ohne Vorwurf zu lesen war, ein aktuelles »Fontane-Bild« erwartete, verkennt Nürnbergers Lebenserfahrung mit Fontane. Sie lief nicht auf ein »Bild« hinaus, eher auf dessen schrittweise, behutsame Auflösung. Mit gedrosselter Bereitschaft, aus den unzähligen Mosaiksteinen, die die Chronologie anordnet, ein Gesamtbild entstehen zu lassen, das sich an anderen reibt oder mit ihnen korrespondiert, hat sich Nürnberger als ein redlicher Biograph erwiesen. Wer auf einen spektakulären oder originellen Schilderer wartet, muss sich enttäuscht sehen. »Dieser Autor ist erfahren, er kommt von weither [...] So lange man auch über Fontane nachdenkt, es

bleibt ein unbestimmbarer Rest. Sein Werk ist raffinierter – auch moderner –, als es den Anschein hat. Kompliziert ist auch der Mensch, der sich dem unmittelbaren Zugang nicht leicht öffnet.« (S. 13 u. 14). Große Gesten werden gescheut, obwohl der Stil, der hier über weite Strecken des Buches seine Eigenart zu wahren weiß, ohne je prätentiös zu werden, von der Wirkung solcher Gesten weiß. Sie nimmt zu, je sparsamer dieses Mittel in Anspruch genommen wird. In Nürnbergers Buch gibt es Sätze von klarer Schönheit, nüchtern und genau, unumwunden und vornehm. Der Geist, aus dem heraus das Buch geschrieben wurde, nähert sich der Person, über die geschrieben wird, nicht floskelhaft, sondern im Wissen, dass Fremdheit unauflösbar bleiben wird. Wissen ist eine Größe, die verpflichtet. Sie verpflichtet zur Weitergabe, und sie riskiert, dass sie nivelliert. Vor ihr neigen die Tatsachen, die bedeutenden und die unbedeutenden, ins gleiche Licht gerückt zu erscheinen. Man mag in Zeiten, wo das laute Wort und die modische Neusicht einzig erfolgversprechend sind, irritiert sein über die Zurückhaltung, mit der Nürnberger sich schreibend in Fontanes Welt umsieht und sich um demokratische Gleichbehandlung bemüht. Es ist das verdichtete Wissen und seine Darbietung, die den Wert des Fontane-Buches ausmachen. Allem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, was Fontane betrifft, verlangt einen ruhigen Atem – und einen langen. Nicht nur Fontane kommt von weither, auch der, der hier über ihn schreibt. Ausgewogenheit ist eine nicht immer geschätzte Tugend, die ihren Preis hat. Ungeduldige Leser werden ihn wohl nur zöglich entrichten wollen. Den Geduldigen indes wird es nicht gereuen.

Manches, was Nürnberger schreibt, ist abgeschrieben. Man hat es schon früher gelesen und es sich gemerkt, weil es in einem so bedachtsamen Duktus daherkam, der sich, einmal vernommen, einprägte. Bei Prüfung wird man gewahr, dass es niemand anderes als der Autor selbst war, der dankbar eigene Vorlagen nutzte. Ihm haben offenbar die Gründe gefehlt, für gelungene Wendungen neue, vielleicht dann nicht mehr gleich gelingende Formulierungen zu finden.

Dem Antisemitismus' Fontanes ist kein gesondertes Kapitel, nicht einmal ein Abschnitt gewidmet. Bezugnahme auf ihn erfolgt im Rahmen des biographischen Portraits von Friedlaender. Fontane sei »von der antisemitischen Zeitstimmung nicht unberührt« geblieben und sein »eigenes nunmehr zwiespältiges Verhältnis zu den Juden« sei auch in dieser Korrespondenz zum Ausdruck gekommen (S. 394). Nürnberger spart nichts aus, seine Wertung ist eindeutig, und doch will uns seine den Passus abschließende Wendung (bezogen auf die Friedlaender-Briefe und seine Briefe generell), dass Fontanes Denken »bis zuletzt eingebunden bleibt in die mehrdeutig dunklen, auch schuldhaft verstrickten Lebenszusammenhänge seiner Zeit« (S. 395) nicht mehr hinlänglich erscheinen.[3] Es mag mit unserem wieder geschärften Zeitsinn zusammenhängen, dass wir Fontane hier nichts mehr durchgehen lassen wollen. Seine Äußerungen und seine Haltung in dieser Frage haben die

freundliche Unbefangenheit ein für allemal gestört, mit der wir ihm so gerne begegnen möchten.

Nürnbergers Buch ist in einem guten Verlag erschienen, aber der Verlag ist nicht gut mit ihm verfahren. Sein verständliches Bestreben, nicht auf unnötige Weise mit gestalterisch so gelungenen Veröffentlichungen wie dem Fontane-Buch von Edda Ziegler und Gotthard Erler konkurrieren zu wollen, hat am Ende zu bedauerlich spartanischen Lösungen geführt. Die Abbildungen fallen kümmerlich aus, obwohl die Entscheidung, nur schwarz-weiß wiederzugeben, angesichts der Bildflut gut bedacht ist. Oft ist das Abgebildete so verkleinert, dass selbst das wissende Auge um den Wiedererkennenswert kommt oder sich doch nur an der Erinnerung an das schon einmal Gesehene freuen kann. Das ist doppelt bedauerlich, weil die Auswahl durchaus originell ist und ein stimmiges Verhältnis von allgemein und weniger Bekanntem sehr geglückt ist. Der gewählte Schriftgrad bewegt sich am Rand des Lesbaren, was besonders für die auf dem jeweiligen linken oder rechten Rand kursiv gedruckten Texte (zur Probe: S. 161) und die biographischen Portraits zutrifft. Die Randtexte, meist längere Auszüge aus Fontanes Feder, wirken überflüssig oder doch in ihrer Funktion nicht immer einsichtig. Nur wenige Leser werden sich ihrer mühevollen Entzifferung unterziehen.

Wem Fehler auffallen, der beeilt sich, sie zu melden. Das kann hier völlig sorglos geschehen, weil sie – soweit der Rezensent sie bemerkt hat – sich auf kleine, eher nebensächliche Unrichtigkeiten beziehen wie etwa den Vornamen jenes von Fontane so geschätzten Dr. Lau, der eben nicht »Johann Friedrich«, sondern »August« hieß, oder etwa die Legende zur Abbildung des *Berliner Figaro*, wo Fontanes erste Erzählung »Geschwisterliebe« *komplett* im Dezember 1839 erschien.

Am Ende wird man dankbar auf den langen Spaziergang zurücksehen, zu dem man mit dem schönen Zitat aus dem Vorwort von Karl Gutzkows *Die Ritter vom Geiste* warnend eingeladen wurde. Die Erschöpfung, die nicht ganz ausblieb, wird sich bald verlieren, weil das Buch auf vielfältige Weise zur weiteren Benutzung einlädt. Es mag sein, dass in Erinnerung die Nüchternheit der Lebensbeschreibung bleibt, aber auch jener gewissenhafte Ernst, der, je vertrauter man mit einem Menschen zu sein meint, sich jede Vertraulichkeit verbietet.

❑ Roland Berbig

Anmerkungen

1 Es wäre sehr zu wünschen, dass Nürnberger Zeit und Kraft findet, auch sein kleines und viel genutztes rororo-Bändchen auf diesen Stand zu bringen.
2 Das lässt sich an der Schilderung der Beziehung zwischen Fontane und seiner Tochter gut nachlesen, die in jüngerer Zeit – besonders eindringlich durch Regina Dieterle – zu weitreichenden Folgerungen herangezogen wurde.
3 Vgl. hierzu das jüngst im Selbstverlag erschienene Buch von MICHAEL FLEISCHER: *»Kommen Sie, Cohn«. Fontane und die »Judenfrage«*. Berlin 1998.

Gisela Heller: »Geliebter Herzensmann…«. Emilie und Theodor Fontane. Biographische Erzählung. Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung 1998. 351 S. DM 48,–

Seit der dreibändige Ehebriefwechsel *Emilie und Theodor Fontane*[1] vorliegt, haben es populäre biographische Deutungen dieser Schriftstellerehe schwer. Denn die Lektüre der Ehebriefe, in denen Alltagskram neben künstlerischen und lebensphilosophischen Fragen verhandelt werden, ist so an- und aufregend, die editorische Leistung so imponierend, dass jede Ehebiographie wohl unweigerlich an dieser spektakulären Neuerscheinung gemessen wird. Besonders schwer hat es eine lebensgeschichtliche Erzählung, die die bisher »sprachlose« Ehefrau des Schriftstellers ins Zentrum rückt, denn der Ehebriefwechsel gibt neuerdings eben den Originalton Emilie Fontanes, und zwar mit 180 Briefen nicht zu knapp.

»Geliebter Herzensmann…« von Gisela Heller ist wenige Monate vor dem Ehebriefwechsel erschienen und man täte gut daran, ihre biographische Erzählung zur Hand zu nehmen, bevor man sich dem originalen Briefwechsel zuwendet, um sich so dem Gegenstand zu nähern. Noch besser fährt allerdings der, der überhaupt die Briefe Fontanes noch nicht kennt, nichts von seiner Briefschreibekunst weiss, ja vom Dichter Fontane höchstens von ferne gehört hat. Denn Kennerschaft stört und behindert die Lektüre von Gisela Hellers neustem Buch, das die Gattungsbezeichnung *Biographische Erzählung* trägt, aber meiner Meinung nach eine Collage ist, chronologisch in Ordnung gebracht. Die Autorin verarbeitet das reichhaltige Material (Briefe, Gelegenheitsgedichte, Wirtschaftsbücher u.v.m.), das sie in 10-jähriger Auseinandersetzung und Archivarbeit gesammelt hat, auf sehr persönliche Weise, die eine nach eigenen Einsichten und eigenem Gutdünken ist und sich nicht an Wissenschaftlichkeit orientiert. Diejenigen Fontane-KennerInnen, die nach *literaturwissenschaftlichen* Massstäben urteilen, werden daher ständig in die Falle tappen – wenigstens zunächst. Denn sie lesen Fontane und doch nicht Fontane und manche mögen darüber ganz konfus werden. Erzählt wird zum Beispiel, dass im Winter 1898 die leiden-

schaftliche Theatergängerin Emilie sich durch nichts vom Besuch einer Ibsen-Aufführung abhalten lässt und sich deshalb von ihrem Theo, der das Zuhausesitzen vorzieht, sagen lassen muss:

»Oh, Mila, du könntest viel von mir lernen, wie man Einsamkeit, Stille und Langeweile menschenwürdig ertragen kann; aber wie du in all den Jahren überhaupt nichts von mir gelernt hast, so bist du auch in diesem Punkte ganz du selbst geblieben … Bei solchem Wetter auszugehen! … Du provozierst eine Lungenentzündung, Emilie!« (S. 332)

Bei Fontane selber heisst es:

»Mama könnte von mir lernen, wie man Einsamkeit, Stille, Langeweile menschenwürdig zu ertragen hat, wie sie aber in 40 Jahren überhaupt nichts von mir gelernt hat, sondern (vielleicht recht gut) sie selbst geblieben ist, so auch in diesem Stück.«

Die Worte richten sich hier nicht an Emilie, sondern an die Tochter Martha Fontane und finden sich in einem Brief an sie unter dem Datum des 25. Juni 1889. Eines von Gisela Hellers Verfahren ist es also, Briefstellen aus dem Zusammenhang herauszulösen und sie an anderem Ort zu anderer Zeit neu zu verkleben, collageartig eben und mit subtilen Eingriffen in den Originaltext.

Ist man – wie ich es irrigerweise eine schöne Strecke lang war - darauf aus zu zeigen, dass alle Zitate »falsch« sind, wird man nicht nur schrecklich nervös (Quellenangaben gibt es nicht), sondern verfehlt auch die Intention des collagierten Textes. Denn Gisela Heller operiert als freie Schriftstellerin. Ihr Manuskript muss einem Fontane'schen geglichen haben: mit zahlreichen Streichungen, Randbemerkungen und immer wieder neu geklebten Stellen. Bis schliesslich das ganze Leben Emilies und Theodor Fontanes auserzählt war.

Frappant an diesem gemeinsamen Leben, das fast 50 Jahre währte, ist das absolute Angewiesensein aufeinander. Eine zuerst noch lösbar erscheinende Beziehung wird unauflöslich, weil die Lebenswelten der Eheleute im Grunde nicht getrennt sind, wie dies in der klassischen bürgerlichen Ehe die Norm ist. Gisela Hellers Collage zeigt eindrücklich, wie Emilie in ihrem Bedürfnis nach Nähe, das nicht gestillt wurde, das Glück lernte (S. 346): sie machte sich zur unentbehrlichen Mitarbeiterin des Schriftstellers Fontane und für diesen wurde das Mitgehen seiner Frau eine Frage des künstlerischen Überlebens, der Existenz. Das Abschreiben der Manuskripte, eine Arbeit, die Fontane mit seiner Arbeitsweise niemals hätte selber leisten können, und die gemeinsame Auseinandersetzung mit dem *work in progress* garantierte Verbindlichkeit, mehr vielleicht als das, was man Liebe nennt und Kindersegen.

Die Geschichte dieser Ehe wird in den Bildern und Gesprächen, die Gisela Heller gibt, ein Stück weit lebendig, gerade auch durch die persönliche Sichtweise der Autorin, die in der Regel die Perspektive Emilies einnimmt und sich nicht scheut, die Schwächen ihres »geliebten Herzensmannes« hervorzukehren – er »nöhlt« und hat immer Recht, glaubt es zumindest. Wie ausgeschnittene

Papierfiguren wirken dagegen die Kinder des Paares, sie sind da, aber ohne rechtes Leben. Auch die vielen Freunde, die Merckels, die Zöllners, die Wittes und wie sie alle heissen, bleiben Namen, gut geklebt, aber keiner wird zur Figur.

Gisela Heller legt mit *Geliebter Herzensmann* ein sehr persönliches Buch vor, das ihre grosse Sachkenntnis bezeugt, auch ihren Mut, Lücken, die da sind, eigenwillig zu schliessen. Sogar einen Blick ins Schlafzimmer wagt sie. Sie ist dabei nicht pietätloser als jene, die sich um die Veröffentlichung des Fontaneschen Briefwerks kümmern. Im Brief vom 15. Juli 1896 an die Tochter Martha kann man nachlesen:

»Mamas Laune ist verhältnismäßig sehr gut. Heute früh hatte sie das Bedürfniß sich zu unterhalten und trotzdem ich gern noch weiter geschlafen hätte, entspann sich, völlig vom Zaun gebrochen, folgendes Gespräch.

Sie. Ich weiß nicht wie die Frommen so gegen das Verbrennensein können; Asche oder Erdenstaub ist doch ganz dasselbe, wenn sich's um Auferstehung handelt.

Ich. Ja, so sind die Frommen. Der Kaiser red't auch so.

Sie. Ja, der. Das macht, weil sie immer eine Wand um sich 'rum haben. Er sollte nur auch mal unerkannt durch die Straßen gehn und hören wie das Volk spricht, so wie Hassan.

Ich. Harun.

Sie. Ja, Harun al Hassan. Uebrigens find' ich, daß Friedels neuer Anzug sehr gut sitzt.

Ich. Ja.

Sie. Und ich will auch gleich mal nachsehn ob mein Knie heilt. (Sie thut es.) Ja, es heilt. Ich habe so sehr gesunde Säfte.

Ich. Ja wohl.

Ich muß sagen, daß solche kleinen Erlebnisse sehr zu meiner Erheitrung beitragen.«

Solche »Bettszenen« sind wunderbar erzählt und man versteht das Interesse, das Emilie Fontane auf sich zieht. Sie war vielleicht die ideale Partnerin für Fontane: eine Frau und ein Kind. Gisela Heller hat die zitierte Briefstelle nicht verarbeitet, was bei der Materialfülle verständlich ist, aber sie hat in ihrem neuen Buch etwas von der Zärtlichkeit einfangen können, die aus diesen Zeilen spricht.

❑ Regina Dieterle

Anmerkung

1 Emilie und Theodor Fontane: Der Ehebriefwechsel. Hrsg. von Gotthard Erler unter Mitarbeit von Therese Erler. 3 Bde. Berlin: Aufbau 1998. Vgl. Rez. im Heft 67/1999, S. 141f.

Theodor Fontane: Beyond the Tweed. A Tour of Scotland in 1858. Translated by Brian Battershaw, introduced by Charlotte Jolles. London: Libris 1998. XXII, 230 S. Ill. £ 30.00 hbk; £ 14.95 pbk

Beyond the Tweed. Im dritten Anlauf hat Fontanes Reisebuch nun den Titel gefunden, an dem der Autor die Eleganz seines deutschen Wunschtitels – *Jenseit des Tweed* – festmachen wollte. Brian Battershaws Übersetzung von 1965 lautete *Across the Tweed*. Die erste Übertagung des Buchtitels – *The Other Side of the Tweed* – hatte in der *Saturday Review* (10. Februar 1861) jenen schlimmen Verriß eingeleitet, der in zwei Feststellungen gipfelte: Der Rezensent nannte das Buch »a mild soporific for train journeys« und bedauerte, daß sich Julius Rodenberg nicht des Schottland-Themas angenommen hatte.

Libris Ltd. ist ein kleiner Verlag im Londoner Norden. 1990 war er nur in einem Verzeichnis der *5001 Hard to Find Publishers and Their Addresses* zu finden; 1997 hatte er den Aufstieg in das *Directory UK & Irish Book Publishers* geschafft. Die Zahl der 1997 produzierten Buchtitel: drei; die Zahl der damals lieferbaren Titel: einunddreißig. Keiner der Riesen im englischen Buchgeschäft, aber ein feiner Verlag, der auch die sinnliche Seite des Lesens zu bedienen weiß: das chamoisfarbene Papier und die verwendete Schriftart – angenehm für das Auge; die Textseite – mit neununddreißig Zeilen nicht überfrachtet. Der Neudruck beschränkt auch die Zahl der Illustrationen auf neun von Bernhard von Lepel während der Reise begonnene und nach der Reise vollendete Bleistiftzeichnungen.

Das vorliegende Buch ist – mit wenigen Korrekturen – Brian Battershaws Übersetzung aus dem Jahre 1965. Damit gilt als Ansatz für eingehendere sprachliche Analysen des Neudrucks Nicolaisens Feststellung über die erste Übersetzung (*Scottish Studies*, 1969, S. 175-177): »[...] the translation does by no means always match the peculiar qualities of the original«.

Hier ist nicht der Raum für eine solche Ausführlichkeit. Eher soll auf einige Dinge hingewiesen werden, die bereits beim ersten Lesen auffallen.

Die Übersetzung erst läßt in Fontanes Ausgangstext Formulierungen deutlich werden, die der Autor bei der Abfassung seines Manuskripts wörtlich aus dem Englischen übersetzt hat. So ist im Kapitel über Culloden Moor anläßlich der Schilderung des Marsches der schottischen Truppen unter Bonnie Prince Charlie im Jahre 1746 der Satz »Bei Culloden Moor machten sie einen letzten Stand« nicht originäres Deutsch, sondern das wörtlich aus dem Englischen übernommene »On Culloden Moor they made a last stand«. Oder es heißt im Text von *Jenseit des Tweed* im Zusammenhang mit der Beschreibung des Pferdewechsels in Dunkeld: » Dunkeld ist Rendesvouz-Platz; hier finden sich von allen Seiten die Jagdliebhaber, die Freunde des Sports zusammen«. Daraus wird – unter Auslassung des Wortes »Jagdliebhaber« – das englische »Sportmen come here

from all directions to take the road across the Grampians«. Das Wort »Sport« bezeichnet hier die dem Adel vorbehaltene Jagd auf bestimmte Wildarten. In der Fügung »Freunde des Sports« verweist das Wort »Sport« nach den muttersprachlichen Belegen schon 1858 nicht mehr auf die Jagd als Freizeitbetätigung.

Aufgelöst wurden Fußnoten. War die Übersetzung von Fontanes Satz »Der weit vorgeschobenste Punkt heißt Dalnacardoch Inn« in der Übersetzung von 1965 »The most northerly point is called Dalnacardoch Inn« durch eine Fußnote ergänzt worden: »Probably what is meant here is the point of habitation«, lautet die Formulierung nunmehr von vornherein »The most northerly point of habitation is Dalnacardoch Inn«.

Andererseits heißt »Leierkasten« in der Übersetzung nach wie vor »hurdy-gurdy«. Auch sind in der Dekoration von Kingussie Inn nach wie vor die »garlands of leaves« (für deutsch »Laubgirlanden«) zu finden. Ein »unfamiliar touch« für eine Poststation im schottischen Hochland (siehe Vorwort der Ausgabe von 1965, S. XIV). Geblieben sind mißverständliche Übersetzungen. Wenn beim Pferdewechsel in Dunkeld zwei Hochländer ihre beiden Jagdhunde den Reisegästen zwischen die Beine werfen (Sie »[...] lassen [die Hunde] zwischen das Defilee unserer Beine niederfallen.«), heißt es in der Übersetzung wie schon 1965 »They let themselves drop on to the maze of our criss-crossing legs«, als hätten die Hunde sich ihre Plätze selbst gesucht. Fontanes Englisch »They are kind beasts, you may take them as foot-stools« wurde 1965 korrigiert zu »[...] you may use them foot-stools«. Es hieß dann in einer Fußnote, hier wäre das bei Fontane vorgegebene Englisch wiedergegeben worden. Im Neudruck heißt es nun unter Verzicht auf die Fußnote »[...] you may take them as foot-stools«. Korrekt ist der Satz mit to take in der dargestellten Situation aber auch heute nicht.

Ein Mißverständnis ist ausgeräumt worden. Die Übersetzung von 1965 hatte die Stadt Dunkeld südlich von Perth angesiedelt, obwohl in Fontanes Text die Kutschfahrt über die Grampians nach Inverness in Richtung Norden geht. Dunkeld liegt also nun wieder nördlich von Perth. Dafür hat sich ein anderer Fehler eingeschlichen. Fontane verwendet das Wort »Meile« in zweierlei Bedeutung: als englische Meile, sowie als deutsche Meile mit »approximately eight kilometers /five miles«, wie es auf S. 94 heißt. Bei der Umrechnung von einem in das andere Maßsystem gibt es nun aber an einer Stelle ein abenteuerliches Mißverständnis: Dunkeld als erster Halt für den Pferdewechsel ist bei Fontane drei Meilen von Perth entfernt, und gemeint sind deutsche Meilen, also rund einundzwanzig Kilometer. In der Übersetzung werden daraus aber »nine German miles« (1998, S. 131) – zweiundsiebzig Kilometer (!).

Eine Übersichtskarte (S. 2) soll dem Leser eine Vorstellung von der Lage der Orte vermitteln, die Fontane besucht hat. Hier fehlen Melrose, Abbotsford als wichtige Stationen; sie hätten bei einer geringfügigen Verschiebung des Kartenausschnitts nach unten Aufnahme finden

können. Problematisch ist auch, nur die von Fontane benutzten Eisenbahnverbindungen darzustellen, denn zur Reiseroute gehörte auch die Straßenverbindung von Perth nach Inverness sowie die Dampferrouten von Edinburgh nach Stirling, zwischen Inverness und Oban und von dort durch den Crinan Canal weiter nach Bowling. Es gibt aber einen wesentlicheren Einwand: Auch bei einer künstlerisch gestalteten Karte läßt sich das Faktische – hier: das im Jahre 1858 in Schottland vorhandene Verkehrsnetz – nicht einfach außer Kraft setzen. Eisenbahnverbindungen, die zum Zeitpunkt der Reise erst in der Planung waren, kann man auch nicht in eine Karte einzeichnen. Eine Bahnlinie zwischen Burntisland und Kinross gab es 1858 ebenso wenig wie eine zwischen Burntisland und Dunfermline. Andererseits beschreibt Fontane ausdrücklich einen Zug, mit dem er von North Queensferry nach Dunfermline gefahren sein will. Den hätte man auf der Karte erwartet, aber: Auch diese Bahnlinie gab es nicht. Der Bahnhof von Kinross wurde am 20. August 1858 eingeweiht, nicht am 23. August, als Fontane zum Loch Leven fuhr. Und er bildete den Abschluß der Bahnlinie von Ladybank, also von Osten her. Fontane kann also gar nicht auf der von ihm beschriebenen Reiseroute unterwegs gewesen sein, und er hätte – anderswo wurde die Bahn überschwenglich begrüßt mit »Hurrah! Hurrah! The Railway!« – dem Trubel des Eröffnungstages schlechterdings nicht entgehen können.

Bei der Übersichtskarte *Schottland um die Mitte des 19. Jahrhunderts* – für den Verlag der Nation anläßlich der die Herausgabe der *Wanderungen durch England und Schottland* (2 Bde., Berlin 1979) angefertigt – wurde eine kluge Lösung gewählt: Man beließ es bei der Darstellung wichtiger Orte, unter ihnen auch die bei Fontane genannten, und sparte die Straßen und Schienenwege aus.

Das Buch wurde im *Bookseller*, dem britischen Gegenstück zum hiesigen *Börsenblatt für den Buchhandel*, am 30. Oktober 1998 (S. 110) angekündigt. Gleich dreimal: unter dem Namen des Übersetzers Brian Battershaw sowie unter dem Autorennamen Fontane, Theodor als hard-cover Buch und als Taschenbuch. Wer den rigorosen Kampf auf dem englischen Buchmarkt kennt, weiß, daß die Mittel, die den großen Verlagshäusern für die Buchwerbung zur Verfügung stehen, ungleich umfangreicher sind als die des Libris-Verlages. Dem Buch ist umso mehr zu wünschen, daß es einen großen Leserkreis erreicht.

❑ Klaus Stelling

Theodor Fontane: Aus meinem bunten Leben. Ein biographisches Lesebuch. Aus Briefen zusammengestellt von Gabriele Radecke u. Walter Hettche. München: Hanser 1998. 326 S. DM 38,–

Das Fontane-Jahr hat, wenn man die Flut an Publikationen von und über Fontane im Jahr 1998 betrachtet, auf jeden Fall zur weiteren Verbreitung nicht nur der Fontaneschen Texte, sondern auch des Wissens über ihn und die vielfältigen Zusammenhänge, die sein Leben und Werk bestimmten, beigetragen. Manches erschöpft sich freilich rasch. Der vorliegende Band gehört ausdrücklich nicht zu den Erzeugnissen mit kurzer Verbrauchsfrist. Das scheint umso bemerkenswerter, als der Band keine neuen Texte bringt, ja nicht einmal vollständige Briefe und sich auch einer Konkurrenz ähnlich gearteter Unternehmungen zu erwehren hat.

Das Buch ist vor allem wohl für den Leser oder die Leserin gedacht, die gern einen Band mit Fontane-Briefen auf dem Nachttisch zu liegen hat, ein wissenschaftlicher Anspruch wird nicht erhoben – dennoch sollte nicht leicht darüber hinweggegangen werden.

Eine dem ersten Kapitel vorangestellte Bemerkung weist den Leser ausdrücklich darauf hin, die Briefe nicht als »gleichsam dokumentarische Objektivation seines subjektiven Erlebens« zu nehmen, sondern sie als bestimmt von »Rücksichtnahmen auf ihre Empfänger, von den Einflüssen eigenen Wohl- oder Übelbefindens, momentaner Effekte oder langaufgestauten Zorns« zu wissen. Ob diese wichtige Warnung, die vor mancherlei Mißverständnissen schützen soll, dem Leser an jeder Stelle des Buches immer bewußt ist, muß angesichts des Charmes vieler Texte, dem der Leser Fontanescher Briefe nur zu leicht erliegt, bezweifelt werden.

Die Gliederung in 4 große Abschnitte (Der junge Literat 1833–1850; Politischer Journalist 1850–1859; Wege und Umwege zum Romancier 1859–1876; Der alte Fontane 1876–1898) und deren weitere detaillierte Untergliederung trägt dazu bei, Selbstaussagen zu einzelnen Lebensabschnitten gezielt suchen und finden zu können.

Die Zusammenstellung bedient sich aus 21 verschiedenen Briefeditionen (bei vereinheitlichender Rechtschreibung). Der Reiz des Buches beschränkt sich jedoch nicht auf das bloße Aneinanderreihen verstreut zu findender Selbstaussagen, sondern der Leser wird gleichsam vorsichtig an die Hand genommen durch sparsamste Zwischentexte, die die wichtigsten Informationen liefern, so daß auf einen Kommentar verzichtet werden kann. Auch Wertungen sind zu finden, deren Notwendigkeit sich freilich nicht immer erschließt, z.B. S. 115: »... nimmt den Hochzeitstag zum Anlaß, einige mahnend-überhebliche Worte an seine Frau zu richten«, da der folgende Text für sich spricht. Auch aus Briefen an Fontane finden sich einige Ausschnitte, so u.a. von Lepel, Storm und Mete Fontane, deren Aufnahme durch die Inhalte wohlbegründet erscheinen. Die Schwierigkeit, aus oft längeren Texten der notwendigen

Konzentration wegen nur die biographisch interessanten Passagen zu nehmen, wurde beinahe glänzend gelöst. Dankbar nimmt man zur Kenntnis, daß hiermit eine sehr vollständige Versammlung aller autobiographisch relevanten Briefstellen gelungen ist.

Ein Namensregister beschließt den Band. Wenn das Buch nicht rundum befriedigt, ist das nicht den Herausgebern anzulasten: allzu oft möchte man den hier aufs Biographische beschränkten Briefauszug vollständig lesen und sieht sich dann oft der Unmöglichkeit gegenüber, da es nur wenige Leser geben dürfte, die die entsprechenden Briefausgaben alle in erreichbarer Nähe haben. Das Fehlen einer Gesamtausgabe der Fontane-Briefe fällt auch hier schmerzlich auf.

❑ PETER SCHAEFER

Hans Blumenberg: Gerade noch Klassiker. Glossen zu Fontane. München, Wien: Carl Hanser Verlag 1998. 160 S. DM 28,–

Leben, ein Fünfzeiler, so ist die Glosse überschrieben, aus der der Titel des Bandes stammt, der nicht mehr vom Autor selbst zum Druck vorbereitet werden konnte. Die Glosse handelt von der Vermutung, daß Fontane nur deshalb noch im vorletzten Jahr des alten Jahrhunderts gestorben sei, um »gerade noch Klassiker« und nicht Klassiker der Moderne zu werden, und sie handelt von dem, was einen Klassiker ausmacht, nämlich einen Nachfolger zu haben, in diesem Falle Thomas Mann, und einen Philologenstreit, den dieser um einen Druck-, respektive Abschreibefehler in dem oben genannten Fünfzeiler ausficht; ein Streit, der auf hintersinnige Weise Thomas Manns legendär gewordene Rede vom »alten Fontane« in Zweifel zieht.

Die Glosse handelt aber vor allem von einer großen Geistesverwandtschaft und einer lebenslangen Lektüre. Das schmale Bändchen, das aus dem Nachlaß des Philosophen Hans Blumenberg zusammengestellt wurde, fällt auf unter den unzähligen Neuerscheinungen des Fontane-Jahres. Es erschließt sich erst im Hin- und Wiederlesen beider Autoren, des Philosophen und des Dichters. Um so erstaunlicher sind die Perspektiven, die sich da eröffnen.

Hans Blumenberg, der philosophische Skeptiker, dessen systematisches Nachdenken sich um die Frage nach dem Wirklichkeitsbezug des Menschen dreht, den er mit Arnold Gehlen und Helmuth Plessner begreift als ein für die Umwelt, in der er leben muß, schlecht ausgestattetes, folglich ihr als einem gänzlich Unvertrauten in existentieller Angst ausgesetztes Wesen, liest zeit seines Lebens Fontane, den gänzlich Unphilosophischen, der außer ein paar verstreuten Hinweisen auf die neueste philosophische Mode der nietzscheanischen Umwertung und außer den Besuchen beim Schopenhauer-Jünger Wiesike kaum auf eine philosophische Erfahrung zurückgreifen kann, und

auch in historischen Dingen bekanntlich den schweifenden Blick des Wanderers der welthistorischen Perspektive vorzieht. Was also hat den systematischen Philosophen immer wieder an dem Schriftsteller gefesselt?

Der Philosoph Hans Blumenberg begreift den Menschen in kulturhistorisch-anthropologischer Perspektive als Wesen, das sich seine Wirklichkeit immer wieder neu erschaffen muß, das gegen die Ängste des Ausgesetztseins seine Einbildungskraft einsetzt, um fremde Welt in seine Welt zu verwandeln, zu integrieren, die Bedrohung zu mildern. Mithilfe seiner Einbildungskraft schafft er in Mythen, Metaphern und Worten diese seine Welt. Er benennt, benamst, erzählt und schafft sich in den Bildern seiner Einbildungskraft plausible Rahmen für seine Handlungsentwürfe (vgl. die Schriften zur Metapher, 1960 und 1981). Sein Lebenkönnen basiert auf seiner so verstandenen Sprachlichkeit. *Arbeit am Mythos* (1979) lautet der fast schon selbst zur Metapher gewordene Titel jenes Werkes, in dem Blumenberg den Mythos auf seine wirklichkeitskonstitutive Kraft hin untersuchte und dem Logos, den die philosophische Aufklärung bekanntlich als seine Antithese begriffen hatte, gleichsetzt. Im Hinblick auf ihre Lebensdienlichkeit, so seine These, sind Mythos und Logos gleichzusetzen: »Die Grenzlinie zwischen Mythos und Logos ist imaginär«.

Auch »Epochenschwellen« zeichnen sich folglich nicht durch die Ablösung großer Systeme aus, etwa der Theologie durch die Philosophie am Beginn der Neuzeit, sondern durch die Veränderung ihrer Funktion für die Lebensbewältigung. Indem sie das nicht hinreichend bedenkt, greift die Säkularisierungsthese zu kurz (*Legitimität der Neuzeit*, 1966). Epochale Vorstellungshorizonte werden von Blumenberg, hierin Nietzsche folgend, auf ihre Lebensdienlichkeit befragt. Sein hermeneutisches Prinzip zielt auf diesen anthropologischen Kern. An ihm erweist sich aber auch die Grenze des systematischen Denkens. Er fordert ein hohes Maß an skeptischer Kompetenz, die für jene subtilen Differenzierungen, unterirdischen Veränderungs- und Gärungsprozesse sensibel macht, die Begriffe denkbar, die Sprache lebendig machen, noch bevor oder lange nachdem sie historisch manifest werden.

Gerade hierin scheint mir eine Parallele zwischen dem philosophischen Systematiker, der skeptisch dem Königsweg der Wissenschaft mißtraut und der resignativen Skepsis des Schriftstellers zu liegen. Wenn der Anthropologe Hans Blumenberg von der Anthropologie als »einer ohnehin von Resignation heimgesuchten Disziplin [spricht], der nichts an ihrem Gegenstand erspart zu bleiben scheint«, so tut er dies in dem Vertrauen, in Fontane einen zu treffen, »der dafür – *auch* dafür – ein Auge hat« (83).

Der Blumenberg-Leser lernt auf diese Weise einen so nicht gekannten, oder doch so deutlich nicht gekannten Fontane kennen. Etwa, wenn er an der Fährmanns-Episode am Scharmützelsee (*Wanderungen*, HFA II/ 2, S. 480) einleuchtender nicht erfahren kann, was »Lebenswelt« ist: »nur wer von außen in sie eintritt, sieht Risiken jenseits des Ran-

des alltäglicher oder erinnerter oder jemals auch nur vorgestellter Vorkommnisse.« (81)

Oder wenn er an der Lektüre der Anmerkungen zu Paul Heyse lernt, daß »eine strukturierte Welt eine Wirklichkeit ist, die für das, was in ihr vorkommt, Strukturen und Begrenzungen hat« (88); Strukturen allerdings von so flüchtiger Natur, daß sie eines großen Prosaisten bedürfen, eines Fontane eben, um der Nachwelt erhalten zu bleiben. Man lese die Stelle nach: *Die Grenze* (HFA III/1, S. 831f.).

Oder wenn, wiederum in den *Wanderungen*, der philosophische Fontane-Leser über den Sinn des folgenden Satzes nachsinnt: »Mittenwalde besucht niemand, und doch war es in seinem [Paul Gerhardts] Propsteigarten, daß ein anderes, größeres Lied an die Freude gedichtet wurde, das große deutsche Tröstelied: ›Befiehl du deine Wege‹.« (84) Warum, so fragt er, konfrontiert Fontane hier Gerhardts frommes Lied mit Schillers nach der Reichsgründung so hoch geschätztem Jubelgesang? Weil es eben viele Strophen des Liedes, nicht nur die durch Bach bekannte, gibt. Fontane muß sie gekannt haben, sie lautet: »Und ob gleich alle Teufel/hier wollten widerstehn,/so wird doch ohne Zweifel/Gott nicht zurückegehn…« Die Teufel sind es, an die Fontane gedacht haben mag, als er Schillers Hymne dem Trostlied des Lutheraners gleichsetzte. Blumenberg bekennt: »Ich scheue die Blasphemie gegen die Großen unserer Klassik […] nicht, wenn ich meine Bewunderung für Fontanes Unverdrossenheit bekenne, sich nicht durch Bildungskonstanten beirren zu lassen.« (86)

Der Leser der Glossen gerät indes in Zweifel, ob es der störrisch eigensinnige Blick, der den Wanderer wie den Kritiker gleichermaßen auszeichnet, dem Philosophen vor allem angetan hat, oder eher jene Resignation, von der im *Brunnen der Resignation* (128) die Rede ist, oder doch der große Prosaist, den er bewundert. Fast ist man geneigt anzunehmen, der Philosoph habe mehr Rüstzeug vom Wanderer mit auf den Weg bekommen, als vorderhand zu vermuten stand.

❑ Hanna Delf von Wolzogen

Michael Scheffel: Formen selbstreflexiven Erzählens. Eine Typologie und sechs exemplarische Analysen. Tübingen: Niemeyer 1997. 285 S. (Studien zur deutschen Literatur Band 145). DM 78,–

Michael Scheffel, der es sich schon in seiner Göttinger Dissertation von 1988 zur Aufgabe machte, einem oft diffus gebrauchten Begriff – dem des Magischen Realismus – zu terminologischer Klarheit zu verhelfen, widmet sich in seiner Habilitationsschrift dem Phänomen narrativer Selbstreflexion, über das noch weit häufiger und mit oft noch weniger begrifflicher Schärfe gesprochen und geschrieben wird.

Anders als seit den Tagen des *nouveau roman* oft behauptet, ist literarische

Selbstreflexion keine Erscheinung erst des späten 19. und 20. Jahrhunderts, wie zahlreiche ältere europäische Erzähltexte von *Orlando furioso* bis *Tristram Shandy* belegen. Davon geht Michael Scheffel in seiner Einleitung aus, die in einem kurzen Forschungsüberblick zunächst einen Eindruck von der Verschiedenheit der Bezeichnungen vermittelt, mit denen man das Phänomen der Selbstreflexion zu fassen sucht, das Fehlen eines Ansatzes mit überzeugender historischer Perspektive nicht nur in der Germanistik, sondern auch in der Anglistik, Amerikanistik und Romanistik konstatiert und die beiden bisher vertretenen Hauptthesen zur historischen Dimension der literarischen Selbstreflexion vorstellt: Fletcher/Bradbury (*The introverted Novel*, in: *Modernism 1890–1930*) unterscheiden zwei historische Typen selbstreflexiven Erzählens, einen »mode of self-conscious narration« in der Erzählliteratur des 17./18. Jahrhunderts und eine »narrative introversion«, die, bei Flaubert beginnend, dann vor allem in Texten des 20. Jahrhunderts zu beobachten sei; das 19. Jahrhundert bleibt dabei weitgehend ausgeklammert. Autoren wie Christensen *(The Meaning of Metafiction)* oder Imhof *(Contemporary Metafiction)* lehnen dagegen die Annahme historisch verschiedener Typen von Selbstreflexion ab und stellen epochenübergreifend eine »metafiktionale« Erzählliteratur der »konventionellen«, »realistischen« Literatur gegenüber. Die Vorstellung einer spezifisch metafiktionalen oder selbstreflexiven Art von Literatur gerät jedoch in Konflikt mit der mit Argumenten der Linguistik und der Semiotik wie auch der Literaturwissenschaft vertretenen These, Dichtung – ob man zu ihrer Bestimmung nun das »Poetizitäts-« oder das »Fiktionalitätskriterium« anwendet – sei *per definitionem* selbstreflexiv.

Läßt sich, so lautet die leitende Frage des ersten, theoretischen Teils des Buches, der Begriff der Selbstreflexivität für den besonderen Fall einer fiktionalen Erzählung genauer bestimmen? Zur These von der Selbstreflexivität als Merkmal *poetischer Sprache* rekapituliert Michael Scheffel die strukturalistischen bzw. semiotischen Ansätze von Munkarovsky, Jakobson und Eco, die die Selbstreflexivität der poetischen Sprache (als einer vierten Funktion der Sprache neben den drei linguistischen Funktionen des Bühlerschen *Organon*-Modells) mit dem gelockerten Gegenstandsbezug, der damit korrespondierenden engen Bindung des einzelnen Signifikanten an seinen Kontext und dem nichtarbiträren Zusammenhang von Signifikant und Signifikat begründen. Für die These der prinzipiellen Selbstreflexivität *fiktionaler Rede* stehen vor allem die literaturtheoretischen Ansätze von Iser, Searle und Herrnstein Smith mit ihrer Definition fiktionaler Rede als Repräsentation illokutionärer Sprechakte ohne Objektbezug und Situationskontext in der außersprachlichen »Realität«; ihre Folgerungen sind problematisch, da sie nicht exakt zwischen dem realen Kontext, in dem fiktionale Rede rezipiert wird, und dem ihr immanenten imaginären Kontext unterscheiden, und so u.a. zu dem Schluß kommen, daß »the poem refers to and

denotes nothing« (Herrnstein Smith; Scheffel S. 34). Eine Ausgangsbasis für die Bestimmung fiktionaler Rede, die die den Ansätzen von Iser, Searle und Herrnstein Smith inhärenten Probleme vermeidet und zugleich die Erweiterung des Bühlerschen *Organon*-Modells um eine poetische Funktion der Sprache obsolet werden läßt, bietet der literaturtheoretische Ansatz von Martínez-Bonati: Er definiert fiktionale Rede als Repräsentation von imaginär authentischen Sätzen (d. h. Sätzen, die nicht »real«, also nicht an eine konkrete Kommunikationssituation gebunden sind und kein historisches Ereignis darstellen, gleichwohl aber linguistisch etwas bedeuten). Damit ist einer *conditio sine qua non* der adäquaten Rezeption von Dichtung Rechnung getragen, nämlich, »daß wir sie als die echte (wenn auch fiktive) Rede eines bestimmten (wenn auch fiktiven) Sprechers verstehen, die nicht auf nichts, sondern auf bestimmte (wenn auch z. T. fiktive Dinge) referiert« (Scheffel S. 34). Selbstreflexivität ist demnach kein Merkmal fiktionaler Rede überhaupt, sondern ein Kennzeichen bestimmter Texte, das weitere, auch epochenspezifische, Differenzierungen zuläßt.

Auf der Grundlage dieser Definition fiktionaler Rede entwirft Michael Scheffel ein Modell zur Bestimmung von Selbstreflexion im narratologischen Sinn. Grundlegend ist dabei die Unterscheidung der beiden Bedeutungen von reflektieren: zum einen »zurückstrahlen, (wider-)spiegeln«, zum anderen »betrachten, erwägen«. Für Selbstreflexion in Erzähltexten ergibt sich damit die Differenzierung zwischen der *Spiegelung*, d. h. einer besonderen Wiederholungsbeziehung, in der Teile der Erzählung zu anderen Teilen oder zur Erzählung als ganzer stehen, und der *Betrachtung* innerhalb einer Erzählung, die Teile der Erzählung oder diese als Ganzes betrifft. Aus der Verbindung dieser Differenzierung mit der erzähltheoretischen Unterscheidung der drei narrativen Ebenen »das Erzählte« (histoire), »die Erzählung« (récit) und »das Erzählen« (narration) entwickelt Michael Scheffel ein Typenschema der Selbstreflexion in fiktionalen Erzähltexten.

Im zweiten Teil des Buches wird das erarbeitete theoretische und begriffliche Instrumentarium zur Analyse von sechs Erzähltexten genützt, die exemplarisch verschiedene Epochen der deutschen Literatur von der Aufklärung bis zur Gegenwart vertreten und es so ermöglichen, Kriterien für eine historische Verteilung verschiedener Typen der narrativen Selbstreflexion zu gewinnen. Die Textanalysen dienen jedoch nicht nur zur Erprobung des Modells und seiner Erweiterung um die diachrone Dimension, sondern das erarbeitete Instrumentarium fungiert auch als »hermeneutischer Schlüssel [...] der es erlaubt, das in den Texten gestaltete und reflektierte Verhältnis von narrativer Fiktion und Lebenswirklichkeit jeweils im einzelnen zu erschließen.« (Scheffel S. 91)

Die Reihe der Analysen eröffnet Wielands *Der Sieg der Natur über die Schwärmerey, oder die Abentheuer des Don Sylvio von Rosalva* in der ersten Fassung von 1764. Michael Scheffel zeigt, wie die Ge-

schichte Don Sylvios den Prozeß der »Kunstwerdung der Künste« (Schödlbauer, *Ästhetische Erfahrung*) in einer Epoche sozialer, ökonomischer und kultureller Umbrüche reflektiert, d. h. den Beginn der bewußten Wahrnehmung eines Kunstwerks in seinem Kunstcharakter und der Emanzipation des Romans von der Verpflichtung auf historische »Wahrheit« und mimetische Nachbildung der Wirklichkeit. Gleichzeitig wird deutlich, wie der Roman unterschiedliche Typen von Spiegelung und Betrachtung dazu einsetzt, den Leser zu einem entsprechenden Rezeptionsverhalten zu »erziehen«. Hoffmanns 1820 publizierte Erzählung *Prinzessin Brambilla. Ein Capriccio nach Jakob Callot* mit ihren verwirrenden Wechseln der Erzählebenen, ihrem Spiel mit Rahmen- und Binnengeschichten und ihren eklatanten Fiktionsbrüchen bietet geradezu optimale Voraussetzungen für die Erprobung des Typensystems, das sich denn in der zweiten Analyse auch aufs beste bewährt und nicht nur die zugrundeliegenden narrativen Strukturen transparent macht, sondern mit der Konzentration einerseits auf die Figur der Giacinta, andererseits auf das Motiv des »Filet machens« im 5. Kapitel, in dem das Erzählen und die Erzählung gespiegelt werden, auch zu einer neuen, schlüssigen Interpretation der *Prinzessin Brambilla* im Rahmen der Hoffmannschen Poetik führt. Die dritte Analyse gilt Fontanes 1895 im Zeitschriftenabdruck, 1896 in Buchform erschienenem Roman *Die Poggenpuhls*[1] und betritt somit das Gebiet der Literatur des Realismus, in dem nach den Thesen von Fletcher/Bradbury, Imhof und Christensen Selbstreflexion keinen Ort hat. Dagegen demonstriert Michael Scheffel, wie einerseits die Kirchenmalerei Sophies, andererseits die Theaterhandlung um Wildenbruchs *Quitzows* und den adligen Schauspieler Klessentin das poetologische Prinzip des Romans reflektieren, das seinerseits durch den – auch auf der Ebene des Erzählten reflektierten – gesellschaftlichen Strukturwandel am Ende des 19. Jahrhunderts mitbestimmt wird. Im Unterschied zu Wielands *Don Sylvio* und Hoffmanns *Prinzessin Brambilla* arbeitet Fontanes »realistischer« Roman allerdings nicht mit Fiktionsbrüchen. Das gilt auch für Schnitzlers 1925 im Zeitschriftenabdruck, 1926 als Buch erschienene *Traumnovelle*, in der die Zahl der verwendeten Reflexionstypen gegenüber den *Poggenpuhls* noch reduziert ist. Michael Scheffel arbeitet die bislang meist übersehene Bedeutung des Eingangszitats heraus, als dessen Quelle er *Die Geschichte der Prinzen Amgiad und Assad* aus den Erzählungen aus den Tausendundeins Nächten identifiziert hat. In dem Märchen, das die *Traumnovelle* rückverweisend im Kontext des Wiener Fin de Siècle situiert, werden nicht nur vorausdeutend das Erzählte und der pragmatische Aspekt der Erzählung gespiegelt, sondern auch das für Inhalt und Form der *Traumnovelle* entscheidende Motiv des Erzählens von Erlebtem eingeführt. Zentriert in dem »Dingwort« TYNSET sind sämtliche Reflexionen in Hildesheimers 1965 erschienenem Text *Tynset*, der sich einer traditionellen erzähltheoretischen Einordnung bewußt

verweigert und auf mehreren Ebenen bereits das von Hildesheimer 1975 proklamierte »end of fiction« verwirklicht. Im Sinne der Postmoderne über das »Ende der Fiktion« hinaus bewegt sich Grzimeks 1989 publiziertes Buch *Die Beschattung*, dem die sechste und letzte Analyse gewidmet ist. In dem virtuosen Spiel mit mehrfach verschachtelten Rahmen- und Binnenerzählungen, unterschiedlichen Textsorten bzw. Genres und Wechseln der Erzählebene, das nicht nur die Identitäten der Figuren auflöst, sondern fortwährend neue Kommunikationssituationen schafft und damit zur Neubesetzung der Autor- und Leserrollen zwingt, entsteht ein »Spiegelkabinett« aus Reflexionen, das sogar noch den »verlegerischen Peritext« (Genette), also Copyright-Angabe, ISBN-Nummer usw., miteinbezieht und für seine Diskussion von Fiktion und Authentizität instrumentalisiert.

Michael Scheffels *Formen selbstreflexiven Erzählens* ist ein vortreffliches Beispiel für eine gelungene Verbindung von Theorie und textanalytischer Praxis. Das Modell, das unter kritischer Einbeziehung früherer theoretischer Ansätze methodisch einleuchtend entwickelt wird, ohne daß dabei jemals die linguistischen und pragmatischen Voraussetzungen der Produktion wie Rezeption von Literatur aus dem Blick geraten, hat den Vorteil großer Klarheit und Übersichtlichkeit und erlaubt gleichzeitig exakte Differenzierungen. In den der Praxis des *close reading* verpflichteten Textanalysen bewährt es sich in schlüssigen und häufig innovativen Interpretationen. So gelingt eine systematisch wie literaturgeschichtlich bestens fundierte Erfassung des Phänomens narrativer Selbstreflexion. Michael Scheffel schreibt kein Wort zu viel, aber auch keines zu wenig. Seine Argumentation ist glasklar aufgebaut, die verwendeten Termini werden exakt definiert und konsequent gehandhabt. Der Leser erhält durch häufige Zusammenfassungen und Querverweise alle nur wünschenswerte Orientierung und kommt außerdem in den Genuß einer geradezu angelsächsischen Luzidität des Stils, mit der auch komplizierte Zusammenhänge dargestellt werden. So müßte man's machen.

❑ Christine Hehle

Anmerkung

1 Vgl. Michael Scheffels Vortrag *Auto(r)reflexionen in Theodor Fontanes »Die Poggenpuhls«* auf der Tagung der Theodor Fontane Gesellschaft in Bad Freienwalde im September 1996; gedruckt in: *Fontane Blätter* 65–66/1998, S. 346–363.

Sylvain Guarda: »Schach von Wuthenow«, »Die Poggenpuhls« und »Der Stechlin«. Fontanes innere Reisen in die Unterwelt. Würzburg: Königshausen & Neumann 1997. 113 S. DM 38,–

In seiner Studie, die sich wie schon seine Aufsätze zu *Irrungen, Wirrungen*,[1] *Cécile*,[2] *Schach von Wuthenow*[3] und *Unwiederbringlich*[4] und seine Dissertation zu Künstlerfiguren in Fontanes Werk[5] um eine nähere Bestimmung des vielzitierten »Psychographie und Kritik« bemüht, widmet Sylvain Guarda sich dem Sterben dreier Fontanescher Figuren: dem Freitod Schachs, dem Tod des »Onkelgenerals« Eberhard von Poggenpuhl und Dubslavs von Stechlin. Einleitend stellt er die These auf, daß »der Tod der Schöpfergeist und zugleich der Genius loci der Fontaneschen Kunst sei« (S. 10). Er sieht eine Parallele zwischen Fontanes »Vorliebe für historische Mordplätze«[6] und seiner literarischen Produktivität: »In Fontanes Tendenz zur Psychologisierung drückt sich neben einem Streben nach persönlicher Wahrheitserkenntnis auch eine Neigung zum Totenkult aus, der in Leben und Werk des alternden Dichters zunehmend die Formen eines Todesrituals annimmt [...] Indem Fontane auf eine Erklärung des Todes seiner Protagonisten verzichtet, also den Tod als unbestimmbaren Odem nahezu sämtliche Werke durchwehen läßt, nähert sich seine Erzählkunst dem Stil antiker und mittelalterlicher Mysterienspiele.« (S. 11 f.) Psychographie und Kritik als (dem Tod verwandter) Traum und Leben, künstlerische Produktion als Umsetzung des in »der eigenen Seele« des Autors sich abspielenden Grundkonflikts zwischen romantischer Todessehnsucht und Wille zum Leben. (S. 14; S. 18).

Zur Erklärung von Schachs Tod fokussiert Guarda jenseits der beiden im Bülow- und Victoire-Brief angebotenen und in der Forschung weiterverfolgten Deutungen, der »historischen« (Preußen vor Jena) und der »psychologischen« (der ehescheue Ästhet zwischen zwei Frauen) eine dritte Komponente, die er an dem im 4. Kapitel erwähnten Templerorden festmacht und mit der er die Kreuzzugs-, die Wallfahrtsthematik und die Orientmotivik verflochten sieht. Nun ist unübersehbar, daß der Text von Orientmotiven durchzogen ist, von Victoires türkischem Shawl in der Verführungsszene über die Scha(c)h-Karikaturen, das »Türkische Zelt« in Charlottenburg und die Hochzeitsreise-Phantasie bis hin zum Kunstsammler und Orientalisten Adolf Friedrich Graf von Schack, der noch hinter dem alternden Frauenhelden, Offizier, Bankrotteur und Selbstmörder Otto Ludwig Graf von Schack in der Novellenfigur mitspukt. Unübersehbar ist natürlich auch die Kreuzzugs- und Pilgerthematik, von den Templern über die glorreiche Vergangenheit der Carayons im Kielwasser der Lusignans bis zu Victoires Bittgang nach S. Maria in Aracoeli, unübersehbar, daß auf die Tradition des religiösen Schauspiels angespielt wird, in der Wernerschen *Weihe der Kraft* wie in ihrer Travestie in der sommerlichen Schlittenfahrt. Diese Motive miteinander zu ver-

knüpfen und auf ihre Aussage innerhalb des Geflechts der Novelle zu befragen, verspricht eine aufschlußreiche Interpretation neben und jenseits von Friedrich Wilhelm, Luise und Napoleon. Leider aber krankt diese Interpretation an lebensgefährlichen methodischen Problemen. Der Gang der Argumentation ist gedanklich-logisch wie auch aus Gründen der Darstellungsweise vielfach nur mit Mühe nachzuvollziehen und wird oft durch Vermischung von autor-, erzähler- und figurenbezogener Diskussion noch zusätzlich verunklärt. Belege aus dem Text fehlen häufig ganz; wo sie gegeben werden, mangelt es ihnen leider oft an Beweiskraft, sei es, weil sie ohne Rücksicht auf Sprecher und Kontext in die Interpretation eingepaßt werden, sei es, weil sie mißverstanden, falsch zugeschrieben oder ungenau zitiert werden. So bezeichnet etwa nicht Fontane (wie Guarda sagt; S. 27), sondern Victoire Schach als »nachgebornen Templer« (GBA S. 44), und auch sie nur scherzhaft-hypothetisch. Eine Kreuzzugs-Gefährtenschaft der Familien Schach und Carayon, ein »mit Blut und Eisen besiegeltes Freundschaftsband« zwischen ihnen, aus der Zeit, »als der erste Schach aus dem Schwarzen Meer nach Wuthenow zog« und »die verarmten [!] Carayons an den Orientfahrten der Schachs« teilnahmen (Guarda S. 29 f.), würde zwar gut in die Deutung Schachs als Nachfahre der Templer passen, kommt aber im Text des familiengeschichtlichen Exkurses der Frau von Carayon (Kap. 15) nicht vor; dessen springender Punkt ist ja gerade der Unterschied zwischen den zur Zeit der Kreuzzüge an exponierter Stelle aktiven Carayons und dem obskuren »Obotritenadel« (GBA S. 123) der soeben erst christianisierten Schachs, die keineswegs vom Schwarzen Meer, sondern von der slawisch besiedelten Ostseeküste stammen. So ist die doppelte Schuld, die Schach fühlt, als Josephine von Carayon ihn mit den Folgen des in Victoires Gesellschaft verbrachten Abends konfrontiert (GBA S. 95), wohl doch eher die Schuld gegen Victoire einerseits und gegen (die *eigentlich* oder *auch* geliebte) Josephine andererseits, als eine »überpersönliche, geschichtlich bedingte Schuld«, die er als Nachkomme des fluchbeladenen Templerordens empfindet und die sich zu dem aktuellen faux pas hinzugesellt (vgl. Guarda S. 33 f.) Auch daß Victoires Häßlichkeit der Preis sei, »den das Adelsgeschlecht der Carayons für ihre [!] Versündigung gegen das heilige Grab zu entrichten« habe, möchte man doch etwas eingehender begründet haben als mit den zum Beleg angeführten Worten Victoires: »In meinem Falle liegt der Tausch etwas schmerzlich, und ich wünschte wohl, ihn nicht gemacht zu haben. Aber andrerseits geh ich nicht blind an dem eingetauschten Guten vorüber, und freue mich meiner Freiheit [...]« (GBA S. 77; vgl. Guarda S. 34) Und wie kann Schach schließlich, indem er durch seinen Freitod »die ganze Aufmerksamkeit *des Lesers* auf sich lenkt«, Victoire und das Kind »vor aller Schmähung *seitens der Gesellschaft*« schützen? (Guarda S. 43; Hervorhebungen C.H.)

Ähnlich verhält es sich mit den Ausführungen zu den *Poggenpuhls* und zum

Stechlin: Es mangelt nicht an interessanten Ideen, zur alttestamentlichen Motivik etwa und der Saul-Gestalt des Onkels Eberhard oder zu den verlorenen Frauen und fehlenden Müttern Stechlin und Barby und der Englandreise als Nekromantie, aber sie fügen sich nicht zu einem nachvollziehbaren Ganzen, und zu oft hält die Paraphrase eines Figurencharakters oder eines Handlungselements dem Vergleich mit dem Fontane-Text einfach nicht stand. Kaum jemand wird bestreiten, daß Fontanes erzählerisches Werk für viele »richtige« Deutungen offen ist; daneben gibt es aber doch auch Deutungen, die höchstwahrscheinlich oder sicher *nicht* richtig sind – und ein anderes Unterscheidungskriterium als den Text haben wir nicht. Guarda mutet dem Leser zu, zuviel einfach zu glauben, was er sich gern am Text demonstrieren ließe. Und nicht nur die Werkinterpretationen, auch die Aussagen über Fontanes »Erzählkunst« lassen Lücken offen: Durch Hinweise auf Kreuzformationen, Marienbilder und biblische Motive wird noch nicht klar, inwiefern Fontanes Romane sich erzählerisch »antiken und mittelalterlichen Mysterienspielen« nähern (abgesehen davon, daß man diese in ihren Charakteristika definieren und vielleicht besser gar nicht in einem Atemzug nennen sollte, denn wieviel haben Demeter- oder Isismysterien mit den geistlichen Dramen des Mittelalters gemeinsam?)

Gut funktioniert die Studie als »Ideensteinbruch« und Auslöser für Assoziationsketten: Der Leser erhält eine Menge Impulse, die er weiterdenken und mit denen er mannigfache Verbindungen herstellen kann – nur Guardas Argumentationslinie zu folgen, ist mitunter recht schwierig. Sein Buch muß interpretiert werden, mindestens wie ein Roman von Fontane.

Als Student(inn)en pflegten wir unsere Hochschullehrer in zwei Kategorien einzuteilen, in »Trivialisierer« und »Mystifizierer« – Sylvain Guarda gehört eindeutig in die letztere Kategorie.

❑ Christine Hehle

Anmerkungen

1 S.G.: *Theodor Fontanes »Irrungen, Wirrungen«: Ein Gesellschaftsportrait echter Menschlichkeit.* In: *Michigan Germanic Studies* 14,2 (1988), S. 123–138.

2 S.G.: *Theodor Fontanes »Cécile«: Die Weihe des »Augen-Blicks« als geheimnisvolles »Schauspiel«.* In: *Michigan Germanic Studies* 16,2 (1990), S. 128–149.

3 S.G.: *»Schach von Wuthenow«: Ein »Passionsspiel« in Fontanescher Manier.* In: *The Germanic Review* 67,2 (1992), S. 59–68, wiederabgedruckt als Kapitel I (S. 25–44) im hier zu besprechenden Band.

4 S.G.: *»Unwiederbringlich«: Ein Fontanesches Weihnachts- oder Johannisspiel?* In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 111,4 (1992), S. 558–576.

5 S.G.: *Theodor Fontane und das »Schau-Spiel«. Die Künstlergestalten als Bedeutungsträger seines Romanwerks.* New York u. a. 1990 (American University Studies Series I. Germanic Languages and Literature Vol. 87). Vgl. dazu die Re-

zension von WOLFGANG PAULSEN in: *Michigan Germanic Studies* 16,1 (1990), S. 108–111.

6 Fontane an seinen Sohn Theodor, 30.8.1893 (HFA IV/4 [1982], S. 289).

Theodor Fontane. Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Sprecher: Gunter Schoß. Musik: Peter CÄSAR Gläser. 22 CDs. Produktion: Unterlauf und Zschiedrich [1996–98]. Parallel auf Audio-Kassetten erschienen.

Auf der Rückseite der CDs sind 22 Kapitel aufgeführt, zu denen jeweils eine CD produziert wurde *(1. Freienwalde und Falkenberg; 2. Der Schloßberg bei Freienwalde und die Uchtenhagens; 3. Buckow und der Blumenthal; 4. Die Pfaueninsel und Bornstedt; 5. Fahrland; 6. Paretz; 7. Caputh und Petzow; 8. Werder; 9. Beeskow - Storkow; 10. Spreewald; 11. Rheinsberg; 12. Ruppiner Schweiz; 13. Neuruppin; 14. Wustrau und Karwe; 15. Kloster Chorin; 16. u. 17. Kloster Lehnin I und II; 18. Der Brieselang; 19. Buch; 20. Blumberg; 21. Werneuchen; 22. Falkenberg, Kienbaum, Malchow).* Bei einer Spielzeit von jeweils 40 bis 50 Minuten könnte man vermuten, daß damit die gesamten *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* gelesen vorliegen. Ein Aufdruck auf dem den CDs beiliegenden Titelblatt trägt den Vermerk »Mit freundlicher Unterstützung der Sparkasse«. Eingespart wurden jedenfalls alle weiteren Hinweise, die das eigentlich interessante Unternehmen kurz erläutern. So ergibt erst ein Vergleich der gesprochenen Texte mit einer gedruckten Ausgabe, daß es sich nur um eine Auswahl aus dem entsprechenden Kapitel handelt, und manche dieser Kapitel gibt es mit einem solchen Titel bei Fontane nicht (etwa *Buckow und der Blumenthal).* Das Verschweigen dieser wichtigen Information ist noch ärgerlicher als das Fehlen eines Hinweises auf die verwendete Textgrundlage. Die Textauswahl scheint insgesamt recht willkürlich zu sein. So beginnt CD 15: *Kloster Chorin* nicht etwa mit dem gleichnamigen Kapitel, sondern mit dem ein Drittel der Spielzeit umfassenden Aufsatz *Die Zisterzienser in der Mark*, der aber in der Buchausgabe vor dem Kapitel *Kloster Lehnin* steht, und ohne, daß dies dem Hörer ohne zusätzliches Heranziehen einer Buchausgabe bewußt werden könnte. Die Liste solcher Beobachtungen ließe sich beliebig verlängern. Dennoch: Die Produktion selbst zählt zu den gelungenen Bemühungen, Fontane-Texte eher einem Hör- als einem Lesepublikum zu erschließen. Dem Sprecher Gunter Schoß, Adolf-Grimme-Preisträger, ein seit vielen Jahren vor allem durch Fernsehproduktionen bekannter Schauspieler, gelingt es, den Zuhörer von Anfang bis Ende für die Texte zu gewinnen. Tempo, Stimmführung, Verzicht auf billige Effekte einerseits und andererseits etwas wie hörbares Engagement für den Text führen zu einem schönen Ergebnis. Dazu tragen

auch eine geschickte Dramaturgie und die sparsam, aber dafür um so wirkungsvoller eingesetzte Musik bei, die am Anfang jeder CD vor dem Text mit einigen Takten einstimmt und auch zwischen einzelnen Kapiteln Überleitungen schafft. Die Musik stammt unerwarteterweise von Peter CÄSAR Gläser, der zu den legendären Gestalten der DDR-Rockmusik zählt und bis heute aktiv ist. Kein Grund zum Erschrecken: die hier zu hörende Musik trägt kammermusikalischen Charakter, in abwechslungsreicher, kleiner Instrumentierung, manchmal volksliedhaft, manchmal Marschmusik oder Choräle zitierend. Angemessen erscheinen ebenfalls sparsam eingesetzte Geräusche, wie das Schnaufen einer Eisenbahn, Glockengeläut oder Vogelgezwitscher. Fazit: Nicht ganz der erwartete Fontane, aber in der Produktion Fontane ganz angemessen, und: es muß nicht immer Westphal sein.

❑ PETER SCHAEFER

Vermischtes

Der vorgetäuschte Erfolg. Zum Problem der Erstausgaben, Neuauflagen, Neudrucke bei Theodor Fontane

Klaus-Peter Möller

Auf das Problem, das ich auf den folgenden Seiten formulieren möchte, bin ich bei der Erarbeitung der Textfassung des Romans *Der Stechlin* für die Grosse Brandenburger Ausgabe gestoßen. Da die Grundlage für die Edition der Text der ersten Buchausgabe sein sollte, sah ich mich vor die Frage gestellt, woran man überhaupt Exemplare der ersten Auflage erkennt, welche Besonderheiten für den Erstdruck charakteristisch sind, worin Exemplare dieses Drucks übereinstimmen und wo sie möglicherweise voneinander abweichen. Da der Spezialliteratur keine zufriedenstellende Auskunft zu entnehmen war, das Thema ist in der Fontaneforschung bisher noch nicht diskutiert worden, konnte nur eine druckanalytische Untersuchung der frühen Ausgaben und Auflagen Klarheit bringen.

Eine zweite Anregung verdanke ich Christine Hehle. Im Gespräch über terminologische Schwierigkeiten bei der Bezeichnung der frühen Auflagen von *Effi Briest* stellte sich heraus, daß die dabei aufgetretenen Probleme aus Verlagspraktiken resultieren, deren Beschreibung ebenfalls den druckanalytischen Ansatz erfordert. Stichprobenartige Untersuchungen der verschiedenen Buchausgaben brachten immer neue Entdeckungen zu Tage, so daß ich, einmal aufmerksam geworden, begann, die frühen Fontane-Drucke, zunächst die im Theodor-Fontane-Archiv und in der Stadt- und Landesbibliothek Potsdam zur Verfügung stehenden Exemplare, systematisch zu untersuchen. Daß die an den frühen Buchausgaben von *Effi Briest* und *Der Stechlin* gewonnenen Beobachtungen nicht zufällig sind, sondern daß das Problem für einen großen Teil der frühen Fontane-Drucke charakteristisch ist, kann vielleicht als ein erstes Resultat meiner Untersuchungen Interesse beanspruchen. Obwohl ich die mit dieser Feststellung zusammenhängenden Fragen und Probleme noch nicht bis ins einzelne zu lösen vermag, vor allem, weil mir, trotz des umfangreichen Bestandes des Fontane-Archivs, nicht

genügend und oft nicht die gerade benötigten Exemplare zur Verfügung standen, möchte ich mit diesem Aufsatz das Problem formulieren und erste Erkenntnisse mitteilen.

Das Verfahren, das angewendet werden soll, um die frühen Drucke (Buchausgaben) der Werke Fontanes zu beschreiben, bedient sich der Methoden der analytischen Bibliographie, eines Wissenschaftszweiges, der sich in der Inkunabelforschung und der Bibliographie der frühen Neuzeit herausgebildet hat.[1] Die getroffenen Aussagen stützen sich hauptsächlich auf eine Analyse der verschiedenen Exemplare der Buchausgaben der erzählerischen Werke Fontanes etwa bis 1918.[2] Außerdem wurden Sekundärzeugnisse, insb. Briefe sowie die im Theodor-Fontane-Archiv aufbewahrten Verlagsverträge, herangezogen.[3] Nicht berücksichtigt wurden die verschiedenen Anzeigen des Verlags F. Fontane & Co. etwa im *Börsenblatt*, die ja nichts anderes sind als eine vom Verleger selbst komponierte und gesteuerte Begleitmusik seiner verlegerischen Aktivitäten.

Den etwas sensationellen Ansatz habe ich gewählt, um zu zeigen, daß die Untersuchung, die zunächst einmal ausschließlich technischer Art zu sein scheint, mehrere Bereiche der Forschung unmittelbar berührt. Vom Standpunkt der buchhistorischen Forschung ist der verlegerische Erfolg eines Werkes allerdings gleichgültig. Ihr Gegenstand ist allein das Buch als materielles Produkt eines komplizierten, in der Regel nur anhand seiner Ergebnisse nachvollziehbaren (rekonstruierbaren) Produktionsprozesses.

Fünf Auflagen »in weniger als Jahresfrist«

Der Roman *Effi Briest* gilt als der größte buchhändlerische Erfolg, den eine Buchausgabe Fontanes zu Lebzeiten des Autors hatte. »Im Herbst erscheint ›Effi Briest‹ als Buch und bringt es in weniger als Jahresfrist zu 5 Auflagen, – der erste wirkliche Erfolg, den ich mit einem Romane habe«, stellte der Autor in seinem Résumé des Jahres 1895 befriedigt fest[4]. Die Angabe über die rasche Folge der Nachauflagen dieses Romans gilt in der Fontane-Literatur als Selbstverständlichkeit.[5] Tatsächlich gibt es scheinbar zuverlässige Sekundärzeugnisse, auf die sich diese Aussage stützen läßt, sogar die Zahlungen des Verlags F. Fontane & Co. für einzelne Auflagen sind in Emilies Haushaltsbüchern nachweisbar[6]. Vergleicht man die von Emilie verzeichneten Beträge mit den vertraglichen Vereinbarungen über das Honorar für die einzelnen Auflagen, kann man folgern, 1895 seien die 1., 2. und 3. Auflage, deklariert als 1., 2., 3. und 4. Auflage, ausgegeben worden, zusammen 4120 Exemplare, von denen ca. 3000 – und das in einem Zeitraum von etwa 2 Monaten – ab-

gesetzt worden sein müßten. Das wäre, verglichen mit den sonst erzielten Verkaufszahlen Fontanescher Romane, eine Menge. Dem zwischen dem Verlag F. Fontane & Co. und dem Autor geschlossenen Verlagsvertrag kann man allerdings entnehmen, daß der Verkaufserfolg, mit dem sich *Effi Briest* auf dem Büchermarkt präsentierte, wenigstens teilweise ein virtueller war, der durch gezielt von Seiten des Verlages gestreute Fehlinformationen vorgespiegelt wurde. Noch größer wird die Unsicherheit, wenn man die Exemplare selbst betrachtet.

Laut § 2 des Verlagsvertrages über die Buchausgabe von *Effi Briest* wurden zwischen dem Autor und dem Verlag F. Fontane & Co. folgende Vereinbarungen getroffen: »Die erste Auflage wird in einer Höhe von 1620 Exemplaren gedruckt, von denen 120 Exemplare zu frei- und Rezensionsexemplaren bestimmt sind. Als Honorar erhält Herr Theodor Fontane bei Ausgabe des Buches 1500 Mk. (Fünfzehnhundert Mark.) für jede folgende Auflage empfängt Herr Fontane ein Honorar derart, daß jedes Exemplar mit 50 Pf. honorirt wird. Der zweite Neudruck ist auf 1500 Exemplare festgesetzt, sodaß bei Ausgabe desselben 750 Mk. (Siebenhundertfünfzig Mark) Honorar zu zahlen sind. Weitere Neudrucke werden auf 1000 Exemplare mit Mk: 500.- Honorar festgesetzt. Die Verlagshandlung ist berechtigt je 1000 Exemplare als eine Auflage zu bezeichnen; der erste Abdruck wird daher mit 1000 Exemplaren I. Aufl. und 500 Exemplaren II. Aufl. bezeichnet und der zweite Abdruck mit 500 Exemplaren II. Aufl. und 1000 Exemplaren III. Auflage.«[7]

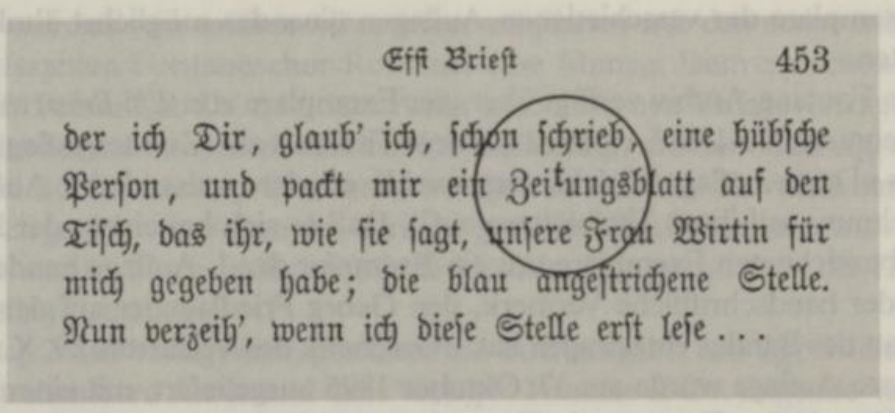
Verwirrend ist, daß der Begriff »Auflage« hier in zwei verschiedenen Bedeutungsweisen verwendet wurde, nämlich einerseits als produktionstechnische Bezeichnung, welche die Gesamtheit aller Abzüge umfaßte, die mit einem Mal hergestellt werden sollte (die Begriffe »Abdruck« und »Neudruck« wurden synonym für *Auflage* und *Neuauflage* verwendet), andererseits als eine genau definierte Anzahl von 1000 Exemplaren, die – unabhängig von der tatsächlichen Zugehörigkeit der Exemplare zu einer Auflage (»Abdruck«) – als »Auflage« *deklariert* werden sollte. Begrifflich ist also genau zwischen diesen beiden Verwendungsweisen von *Auflage* zu unterscheiden.

Wenn Friedrich Fontane tatsächlich entsprechend der vertraglichen Vereinbarungen vorgegangen ist, müßten sich unter den Exemplaren, die die Bezeichnung »Zweite Auflage« tragen, solche finden lassen, die tatsächlich der 2. Auflage angehören und solche, die eigentlich aus der 1. Auflage (»Abdruck«) stammen, aber als 2. Auflage deklariert worden sind. Außerdem müßten sich sowohl unter den als »Zweite« als auch unter den als »Dritte Auflage« deklarierten Exemplaren identische und möglicherweise nicht identische Exemplare feststellen lassen. Ein perfektes Verwirrspiel, das nur schwer zu durchschauen ist, zumal der Verlag bestrebt gewesen sein dürfte,

die Exemplare der verschiedenen Auflagen einander möglichst ähnlich zu gestalten.

Das Fontane-Archiv verfügt über vier Exemplare von *Effi Briest* mit dem Erscheinungsjahr 1896[8], eines ist auf dem Titelblatt als »Zweite Auflage«[9], eines als »Dritte Auflage«[10] deklariert, zwei Exemplare weisen keine Auflagenbezeichnung auf ihren Titelblättern auf[11]. Daß es sich bei einem der beiden nicht bezeichneten Exemplare um ein Exemplar der 1. Auflage handelt, beweist der handschriftliche Vermerk, den Georg Friedlaender auf dem Vorsatzblatt des Bandes eingetragen hat: »Geschenk des Verfassers 19. X. 95«.[12] Die erste Auflage wurde am 17. Oktober 1895 ausgeliefert, mit einem Brief vom 18. schickte Fontane ein Exemplar an Friedlaender »zu freundlicher Entgegennahme«[13]. Das Widmungsexemplar[14] stammt also zweifelsfrei aus der 1. Auflage. Es besteht aus 32,5 Oktavbogen sowie aus zwei Blättern Präliminarien (Schmutztitel, Titel). Das zweite nicht mit einer Auflagenbezeichnung versehene Exemplar erwies sich als satzidentisch mit dem Friedlaender gewidmeten Exemplar. Beide Exemplare sind Bogenseite für Bogenseite von denselben Druckformen abgezogen worden. Überraschen mußte die Feststellung, daß nicht nur das Exemplar mit dem Eindruck »Zweite Auflage«, sondern auch das auf der Titelseite mit »Dritte Auflage« bezeichnete Exemplar und darüber hinaus eine Reihe von Folgeauflagen[15] – bis auf die Unterschiede in den Präliminarien – mit den beiden Exemplaren der 1. Auflage satzidentisch zu sein scheinen. Die Exemplare unterscheiden sich überhaupt nur durch das geänderte Auflagenimpressum in den Titelkolumnen und durch die in den späteren Auflagen aktualisierte Verlagswerbung. Als Beweis für die Satzidentität der genannten Exemplare soll hier nur ein Beispiel angeführt werden. Auf der S. 453 ist in der 2. Zeile das »t« in »Zeitungsblatt« etwas nach oben verrutscht. Ein solcher Fehler würde bei einem Neusatzdruck nicht wiederholt werden. [Abbildung 1]

Die Satzidentität von Exemplaren der 1. und 2. »Auflage« wie von Exemplaren der 2. und 3. »Auflage« ist durch die im Verlagsvertrag getroffenen Festlegungen gedeckt. Steht aber die festgestellte Satzidentität von Exemplaren aller drei Auflagen und, wie man annehmen muß, einer ganzen Reihe weiterer Folgeauflagen, nicht im Widerspruch zum Vertragstext? Um diese Frage zu beantworten, muß man sich vergegenwärtigen, auf welche Weise satzidentische Folgeauflagen Ende des 19. Jahrhunderts überhaupt hergestellt werden konnten.


Effi Briest 453

der ich Dir, glaub' ich, ſchon ſchrieb, eine hübſche Perſon, und packt mir ein Zeitungsblatt auf den Tiſch, das ihr, wie ſie ſagt, unſere Frau Wirtin für mich gegeben habe; die blau angeſtrichene Stelle. Nun verzeih', wenn ich dieſe Stelle erſt leſe . . .

Abbildung 1

Satzidentische Folgeauflagen

Alle im 19. Jahrhundert gedruckten Bücher Fontanes sind im Handsatz mit einzelnen Lettern gesetzt worden, daher findet man in den frühen Ausgaben auch so häufig kopfstehende Buchstaben und »Fische« wie »ſ« statt »f«. War in absehbarer Zeit mit einer Nachauflage zu rechnen, konnten durch die Aufbewahrung von Satz oder durch die Anfertigung von Duplikaten Satzkosten gespart bzw. verringert werden. Beide Verfahren, sowohl der Druck mehrerer Auflagen sukzessive von demselben Satz, der zu diesem Zweck in Form von Stehsatz konserviert worden war, als auch die Verwendung von Duplikaten vom Satz, die – teilweise mehrfach – dupliziert, über längere Zeit aufbewahrt und je nach Bedarf zum Auflagendruck verwendet werden konnten, führten zu satzidentischen Folgeauflagen. Sämtliche auf diese Weise hergestellten Exemplare sind satzidentisch, egal welcher Auflage oder Ausgabe sie angehören. Als satzidentische Folgeauflagen werden oft auch Teile von Auflagen angesehen, die mit speziellen Titelblättern versehen und entsprechend gebunden auf den Markt gelangten, allerdings wurde durch die Präsentation solcher Titelauflagen bzw. -ausgaben die Edition von neuen Auflagen bzw. Ausgaben nur suggeriert. Sowohl der Neuabdruck von Stehsatz als auch die Nachauflage unter Verwendung von Stereotypen – Verfahren, die im 19. Jahrhundert massenhaft angewendet worden sind, auch bei der Edition der erzählerischen Werke Fontanes – lassen sich nur schwer nachweisen, denn sie dienen ja gerade der Herstellung einer größeren

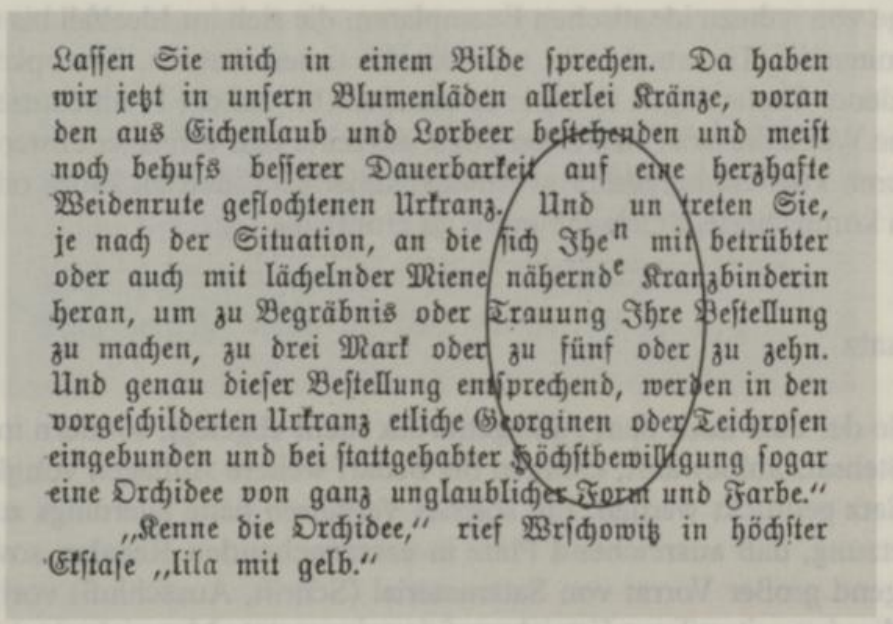
Menge von nahezu identischen Exemplaren, die sich im Idealfall bis auf die Präliminarien (Titulatur) nicht voneinander unterscheiden. Exemplare verschiedener Titelauflagen sind per se identisch bis auf die Präliminarien. Auf welche Weise die einzelnen Exemplare, die unter den verschiedensten Titeln firmieren können, hergestellt worden sind, ist im Einzelfall kaum oder nur durch komplizierte Untersuchungen zu ermitteln.

Stehsatz

Wurde der Satz nach dem Auflagendruck nicht abgelegt, sondern in Form von Stehsatz aufbewahrt, konnten bei Bedarf weitere Auflagen von demselben Satz gedruckt werden. Ein solches Verfahren hatte allerdings zur Voraussetzung, daß ausreichend Platz in entsprechenden Regalen sowie ein genügend großer Vorrat von Satzmaterial (Schrift, Ausschluß) vorhanden war, der den zeitweiligen Verzicht auf das eingesetzte Material erlaubte. Um die erste Ausgabe von *Effi Briest* auf diese Weise re-produzieren zu können, müßte, die Präliminarien nicht gerechnet, der Satz zu 32,5 Druckbogen, das sind 64 2/2 Bogenseiten mit 520 Kolumnen, in der Druckerei über längere Zeit aufbewahrt worden sein. Obwohl die Werke Fontanes teilweise ziemlich umfangreich sind, ist der Druck von Neuauflagen bzw. -ausgaben von Stehsatz in einigen Fällen nachweisbar.

In einem Exemplar des Romans *Der Stechlin*, das auf der Titelseite als »Zwanzigste Auflage« bezeichnet ist,[16] findet sich folgendes Impressum: »Der Roman wurde im Jahre 1895 begonnen und zwei Jahre später vollendet. Der Journalabdruck erfolgte im Winter 1897 auf 98 in: ›Über Land und Meer‹. Von der Buchausgabe (nur bei F. Fontane & Co.) erschienen die ersten drei Auflagen im Jahre 1898. [Neue Zeile:] Es erschienen ferner: die vierte und fünfte Auflage: 1898; die sechste und siebente: 1899; die achte: 1900; die neunte: 1901; die zehnte: 1903; die elfte bis vierzehnte: 1905; die fünfzehnte und sechzehnte: 1907; die siebzehnte und achtzehnte: 1908; die neunzehnte und zwanzigste: 1909 (jede Auflage 1000 Exemplare stark).« Wenn diese Angaben stimmen, wäre *Der Stechlin* sogar noch erfolgreicher gewesen als *Effi Briest*, denn auch dieser Roman hätte es in kürzester Zeit auf 5 Auflagen gebracht, und zwar – die erste Auflage des Romans wurde erst im Oktober 1898 ausgeliefert – in weniger als Vierteljahresfrist.

Sämtliche Exemplare mit dem Titeljahr 1899, die ich bisher untersuchen konnte (Exemplare mit dem Titeljahr 1898 gibt es nicht) sind satzidentisch.[17] Ein vollständiges Exemplar besteht aus 32,5 Textbogen und 2 Bll. Präliminarien. Unterschiede waren lediglich auf den Blättern 33_4 (Verlagswerbung)

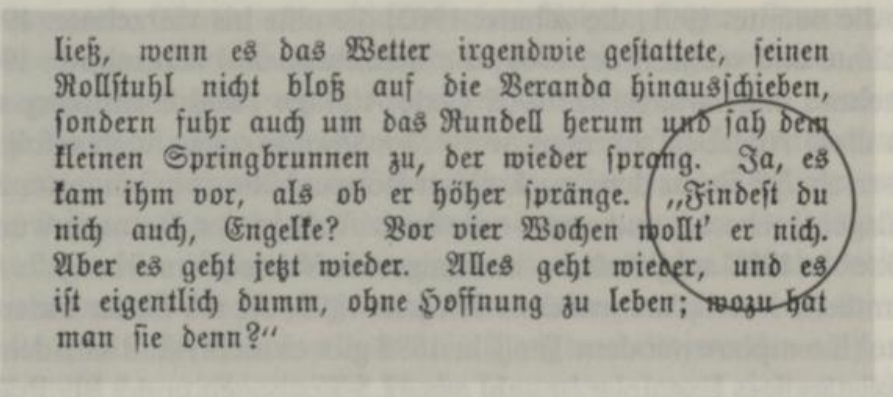


Laſſen Sie mich in einem Bilde ſprechen. Da haben wir jetzt in unſern Blumenläden allerlei Kränze, voran den aus Eichenlaub und Lorbeer beſtehenden und meiſt noch behufs beſſerer Dauerbarkeit auf eine herzhafte Weidenrute geflochtenen Urkranz. Und un treten Sie, je nach der Situation, an die ſich Ihe[n] mit betrübter oder auch mit lächelnder Miene nähernd[e] Kranzbinderin heran, um zu Begräbnis oder Trauung Ihre Beſtellung zu machen, zu drei Mark oder zu fünf oder zu zehn. Und genau dieſer Beſtellung entſprechend, werden in den vorgeſchilderten Urkranz etliche Georginen oder Teichroſen eingebunden und bei ſtattgehabter Höchſtbewilligung ſogar eine Orchidee von ganz unglaublicher Form und Farbe."

„Kenne die Orchidee," rief Wrſchowitz in höchſter Ekſtaſe „lila mit gelb."

Abbildung 2: Der Stechlin, *1. Auflage, S. 397*

feststellbar, alle anderen Blätter des Halbbogens 33 und die Bogen 1–32 sind in allen untersuchten Exemplaren offenbar vom selben Satz abgezogen. Satzfehler wie »Spieße«[18] oder »Fische«, die in allen untersuchten Exemplaren enthalten sind, lassen keinen anderen Schluß zu. Auch Fehler wie »Dubslaw«[19] statt »Dubslav« oder das umgekehrte Semikolon[20] wären bei einem Neusatz nicht wiederholt worden. Exemplare der 2. bis 5. Aufl. standen für die Untersuchung bisher nicht zur Verfügung. Ein Exemplar, das als 6. Auflage bezeichnet ist,[21] erwies sich Bogenseite für Bogenseite als satzidentisch mit den hinsichtlich der Auflage nicht näher bezeichneten Exemplaren mit dem Titeljahr 1899. Lediglich geringfügige Modifikationen am



ließ, wenn es das Wetter irgendwie geſtattete, ſeinen Rollſtuhl nicht bloß auf die Veranda hinausſchieben, ſondern fuhr auch um das Rundell herum und ſah dem kleinen Springbrunnen zu, der wieder ſprang. Ja, es kam ihm vor, als ob er höher ſpränge. „Findeſt du nich auch, Engelke? Vor vier Wochen wollt' er nich. Aber es geht jetzt wieder. Alles geht wieder, und es iſt eigentlich dumm, ohne Hoffnung zu leben; wozu hat man ſie denn?"

Abbildung 3: Der Stechlin, *1. Auflage, S. 445*

Satz konnten festgestellt werden: In die Titelkolumne ist die Zeile »Sechste Auflage« eingefügt worden, und die auf der Rückseite des Schmutztitels abgedruckte Anzeige des Verlags F. Fontane & Co. ist durch die Aufnahme eines Hinweises auf die *Gesammelten Romane und Erzählungen* (»Dominik-Ausgabe«) aktualisiert worden, was auch eine Änderung der Überschrift der Annonce nach sich zog, in der es nun ja nicht mehr heißen konnte: »Von den Werken *Theodor Fontane's* erschienen bisher in unserm Verlage folgende Separat-Ausgaben:«. Statt dessen wurde nunmehr als neue Formulierung gewählt: »Von *Theodor Fontane* erschienen im gleichen Verlage:«. Offensichtlich ist der Satz für die beiden Blätter der Titulatur aufbewahrt und nach einiger Zeit in modifizierter Form für den Druck der 6. Auflage erneut verwendet worden. Aber auch die Bogen 1–32 der »Sechsten Auflage« sind von Stehsatz gedruckt worden. Nur so ist es zu erklären, daß zwei Kolumnen im Bogen 21 vertauscht werden konnten, ohne daß ersichtliche Satzveränderungen in diesem Bogen festzustellen sind – die S. 322 und die S. 332. Daß sich auch in dem Exemplar der 6. Auflage der auffällige Satzfehler auf S. 397 findet, der in allen untersuchten Exemplaren mit dem Titeljahr 1899 festzustellen war [Abbildung 2], kann als weiterer Beweis für die Satzidentität der Exemplare angesehen werden, bedeutet jedoch nicht, daß die 6. Auflage nur eine Titelauflage sein könnte. Daß in dieser Auflage die erste Seite des 27. Kapitels vor dem 26. und die erste Seite des 26. Kapitels vor dem 27. steht, hat schließlich auch niemand bemerkt.

Dagegen, daß bei den ersten Auflagen des Romans *Der Stechlin* Stereotypen verwendet worden seien, läßt sich anführen, daß auch in den Textbogen (1–32) nachträgliche Modifikationen am Satz feststellbar sind. Einige Exemplare der frühen Ausgaben enthalten auf der S. 445 in Zeile 28 ein umgekehrtes »a« in »Ja, es«,[22] während die Type in anderen Exemplaren richtig steht.[23] Auch in dem als 6. Auflage bezeichneten Exemplar findet sich der

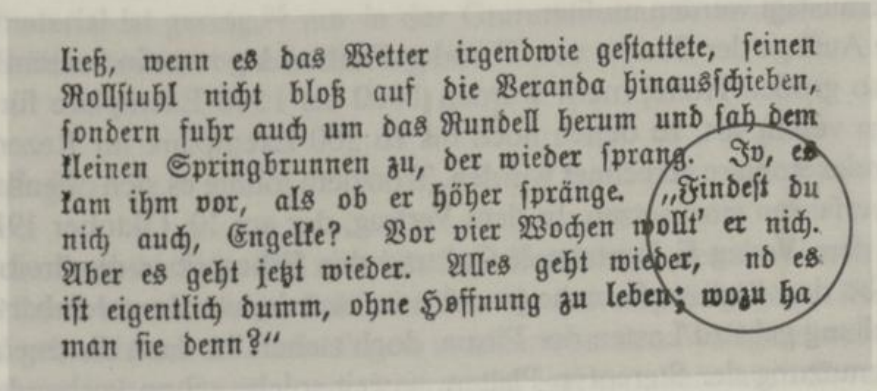

ließ, wenn es das Wetter irgendwie geſtattete, ſeinen Rollſtuhl nicht bloß auf die Veranda hinausſchieben, ſondern fuhr auch um das Rundell herum und ſah dem kleinen Springbrunnen zu, der wieder ſprang. Ja, es kam ihm vor, als ob er höher ſpränge. „Findeſt du nich auch, Engelke? Vor vier Wochen wollt' er nich. Aber es geht jetzt wieder. Alles geht wieder, nd es iſt eigentlich dumm, ohne Hoffnung zu leben; wozu ha man ſie denn?"

Abbildung 4: Der Stechlin, *6. Auflage, S. 445*

kopfstehende Buchstabe. Diese Preßvariante[24] wurde offenbar durch einen Fehler im Ausschluß verursacht, denn auch in den folgenden Zeilen sind Buchstaben aus dem Satz verlorengegangen [Abbildungen 3 u. 4]. Nachträgliche Korrekturen der Druckplatten sind zwar bei der Stereotypie nicht vollständig ausgeschlossen, aber Korrupteln der Art, daß einzelne Zeichen verlorengehen, aus dem Satz gezogen und wieder hineingesteckt werden, sind in diesem Druckverfahren unmöglich. Offenbar sind mehrere Auflagen des Romans *Der Stechlin* von Stehsatz gedruckt worden.

Stereotypie

Schwer zu unterscheiden von einer Neuauflage von Stehsatz und von einer Titelauflage ist ein Neudruck, bei dem Stereotypen zum Einsatz gekommen sind. Die Stereotypie ist ein Duplikatklischeeverfahren, bei dem Matrizen, die durch Abformung von druckfertigem Schriftsatz in Gips oder Maternpappe entstanden sind, mit Schriftmaterial ausgegossen werden, und der Auflagendruck nicht vom Schriftsatz selbst, sondern von den auf diese Weise hergestellten Duplikaten (Druckplatten) erfolgt. Aufbewahren lassen sich sowohl die Druckplatten, die Stereotypen (Stereos), als auch (außer bei der Gipsstereotypie) die Matrizen, von denen bei Bedarf weitere Stereos gegossen werden können. Nach der Herstellung der Stereotypplatten können die Lettern der Originaldruckformen abgelegt und wiederverwendet werden. Die Stereotypie wurde im 19. und 20. Jahrhundert besonders für den Ausdruck von sehr großen Auflagen (über 100 000) eingesetzt, aber sie gab den Verlagen auch die Möglichkeit, mit ihren Buchausgaben, die so große Auflagen nur selten erreichten, flexibler auf den Markt reagieren zu können. Zunächst wurde nur eine geringe Anzahl von Abzügen angefertigt, bei Bedarf konnten weitere Auflagen hergestellt werden, ohne daß erneut Satzkosten verauslagt werden mußten.

Die Auflage der Bücher von Theodor Fontane lag zwar in keinem Fall in einer so großen Höhe; meist wurden 1000 bis 1500 Exemplare für die 1. Auflage vereinbart, zu denen noch bis zu 200 Exemplare für Rezensions- und Freiexemplare gerechnet wurden. Trotzdem lohnte es sich offenbar, Duplikatverfahren einzusetzen. In dem Vertrag, der am 10. Oktober 1911 zwischen dem Verlag F. Fontane & Co. und den Erben über die dreibändige Ausgabe der *Berliner Romane* geschlossen wurde, wurde vereinbart: »Die Herstellung geht zu Lasten der Firma, doch stehen ihr dazu die unentgeltliche Benutzung der Stereotyp-Platten, soweit solche schon vorhanden, der grossen Gesamtausgabe der Werke Theodor Fontane's zur Verfügung. Alle

übrigen entstehenden Neukosten, insonderheit diejenigen für Umänderung der Kolumnenziffern, Normen, Ausgiessen der Matern des Romans Mathilde Möhring, etc. etc. trägt die Firma.«[25] Für die Gesamtausgabe war also die Herstellung von Stereos, die dann auch für den Druck von Teil- und Einzelausgaben verwendet werden konnten, geplant. Auch für einzelne Werke hat der Verlag dieses Verfahren in Aussicht genommen. In dem am 25. Oktober 1899 zwischen dem Verlag F. Fontane & Co. und Emilie Fontane abgeschlossenen Verlagsvertrag über die Neuausgabe von *Jenseit des Tweed* und *Ein Sommer in London* heißt es im § 5: »Es bleibt der Firma überlassen von dem Satz des Neudrucks Matrizen zu nehmen.«[26]

Tatsächlich läßt sich die Verwendung von Stereos in mehreren Fällen nachweisen. Die Satzidentität der entsprechenden Teile der von Friedrich Fontane verlegten *Berliner Romane*[27] mit der ab 1905 erschienenen 21bändigen Ausgabe der *Gesammelten Werke*[28] erklärt sich durch die Verwendung von Stereos. Lediglich die Kolumnentitel und die Signaturen sind für die Auswahlausgabe neu gesetzt worden. Von denselben Stereotypen wurden aber auch Einzelausgaben hergestellt. Die 20. Auflage von *Der Stechlin*[29] ist so eine Ausgabe, sogar die Signatur wurde in diesem Fall beibehalten. Auch bei der »Dominik-Ausgabe« und den von demselben Satz gedruckten Einzelausgaben des Verlags F. Fontane & Co. haben Stereotypplatten eine Rolle gespielt.[30]

Bei der von Friedrich Fontane 1890 herausgebrachten Ausgabe von *L'Adultera* handelt es sich allerdings nicht um einen Plattenabdruck,[31] sondern um eine Titelauflage. Der Verlag F. Fontane & Co. hatte die von Schottländer nicht verkauften Exmplare der 1. Ausgabe von 1882[32] an sich gebracht[33], mit einem neuen Titelblatt versehen, binden lassen und als »Neue Ausgabe« auf den Markt gebracht.[34] Lediglich das Titelblatt und der Schmutztitel mußten zu diesem Zweck neu gedruckt werden. Das dazu verwendete Papier wurde sorgfältig mit Rücksicht auf die übernommenen Textbogen ausgewählt. Der Unterschied zu dem von Salo Schottländer verwendeten Druckmaterial ist gering,[35] nur in der Grammatur unterscheiden sich die neuen Präliminarien von den Textbogen.

Titelauflage

Als Titelauflage wird der Teil einer Auflage bezeichnet, der mit einem anderen Titelblatt bzw. anderen Präliminarien als der ursprünglichen Titelei in Umlauf gebracht wird. Titelauflagen wurden von den Verlegern meist aus absatzstrategischen Erwägungen hergestellt, insbesondere um schwer verkäufliche und veraltete Auflagen auf dem Markt doch noch abzusetzen, aber

es finden sich auch Titelauflagen zu besonderen Dedikationszwecken. Da die benötigten Titelblätter und die meist nur wenige Blätter umfassenden Präliminarien mit geringem Aufwand herzustellen sind, war die Herausgabe von Titelauflagen ein effektives Verfahren zur Erzeugung (scheinbarer) Varietäten und zur Täuschung des Publikums. Auf einfache Weise ließen sich so aus einer einzigen Auflage die unterschiedlichsten Titelauflagen und -ausgaben herstellen. Titelauflagen werden, selbst von erfahrenen Bibliographen, oft für vollständig neue Drucke gehalten. Zahlreiche zeitgenössische Buchausgaben und Auflagen der Werke Fontanes sind lediglich Titelauflagen. Auch im Verlag F. Fontane & Co. ist die Herausgabe von Titelausgaben in großem Stil betrieben worden. Daß sich Friedrich Fontane gegenüber dem Deckerschen Verlag gegen eine Titelauflage von *Aus den Tagen der Occupation* aussprach, besagt gar nichts. Das Buch war ein Ladenhüter, das konnte auch durch die Präsentation einer unter dem Titeljahr 1872 firmierenden als 2. Auflage deklarierten Titelauflage[36] nicht kaschiert werden. Im Januar 1890, also fast 20 Jahre nach dem Erscheinen des Verlagswerkes, verfügte der Deckersche Verlag über eine Restauflage von 567 Exemplaren,[37] und noch im Jahre 1895 waren 560 komplette Exemplare auf Lager.[38] Die Ablehnung der Edition einer Titelauflage, die Friedrich Fontane in seinem Brief äußerte, war also nur Ausflucht – oder Vorspiel zur Preisverhandlung. In anderen Fällen hat er sich nicht gescheut, Restauflagen in Form von Titelauflagen auf den Markt zu bringen. »Wir möchten von der Erwerbung der erheblichen Vorräte von Aus den Tagen der Occupation absehen, da wir Bestände eines Artikels aus fremdem Verlage nicht gern als neue (Titel-) Auflage herausgeben und in diesem Fall auch die äussere und innere Ausstattung des Werkes sich nicht unsern Ausgaben anpasst.«[39] Am 13. Mai 1899 kam es schließlich doch zu einer Einigung. Friedrich Fontane kaufte die Restauflage und das Verlagsrecht für 500 Mark.[40] Ob daraufhin eine Titelauflage veranstaltet wurde, ist mir noch nicht bekannt. Auch in anderen Fällen hat Friedrich Fontane – oft noch ziemlich beträchtliche – Restauflagen aufgekauft und als Titelauflagen angeboten. Von R. Hübner in Königsberg erwarb er den Rest der 1. Auflage von *Irrungen, Wirrungen*, die 1888 von Steffens in Leipzig herausgegeben und 1889 von Hübner übernommen worden war, immerhin noch 500 Exemplare.[41] Daher existieren neben der ursprünglichen Ausgabe[42] vermutlich noch zwei Titelausgaben dieser Auflage – eine von Hübner[43] und eine von F. Fontane & Co. vertriebene[44]. Im Zusammenhang mit der von Emil Dominik verlegten Ausgabe *Theodor Fontane's Gesammelte Romane und Novellen*[45] kam es 1890/91 zu einem Neusatzdruck der meisten der bisher erschienenen erzählerischen Werke. Auch der bereits früher im Verlag Dominiks erschienene Roman *Cécile*[46] wurde für die Ge-

samtausgabe neu gesetzt, obwohl noch eine Restauflage der 1. Ausgabe vorhanden war, die später von Friedrich Fontane mit der Bezeichnung »Neue Ausgabe«[47] als Titelauflage vertrieben wurde.[48]

Umgekehrt gab es auch Bemühungen, die von Seiten des Verlags F. Fontane & Co. ausgingen, Käufer für eigene Restauflagen zu finden. Am 21. März 1910 schrieb Friedrich Fontane an Michel Delines, den Übersetzer von *Effi Briest* ins Französische, von dem er sich Unterstützung beim Verkauf der offenbar schlecht gehenden Ausgabe erhoffte: »Wenn Sie auf eine Honorierung unsrerseits verzichten, wir also den betr. Paragraphen in unserem Vertrage nicht erfüllen brauchen, so sind wir schon mit 20 ct. pro Band zufrieden. Freilich müsste der französische Verleger die Fracht und auch die Kosten der Umänderung des Titels und Umschlages tragen, wozu er sich aber wohl leicht verstehen dürfte, weil er doch die Bände weit, weit billiger erstehen würde, als er sie sich selbst herstellen kann. Da Matern vorhanden sind, würden auch Neudrucke zu billigem Preise stattfinden können. Für die Ueberlassung der Matern würden wir nichts rechnen, müssten aber bei Neudrucken ein Honorar von 20 ct. zur Bedingung machen, nämlich 10 ct. für die Erben und 10 ct. für uns. Unsere Vorräte belaufen sich auf 1048 Exemplare.«[49] Vertraglich war am 13./14. Februar 1902[50] ein Honorar von 230 Francs für jede Auflage à 1000 Ex. vereinbart worden. Die 1. Aufl. sollte 1100 betragen, davon 100 Rezensions- und 5 Freiexemplare. Der Ladenpreis sollte mindestens 3,50 Francs betragen.[51] Offenbar waren bis 1910 nur wenige Exemplare der Ausgabe verkauft worden.

»man kann's nicht wissen«

Die Bestimmungen des Verlagsvertrages über *Effi Briest*, um zum Ausgangspunkt der Untersuchung zurückzukehren, betreffen die ersten zwei Auflagen, die durch einen Kunstgriff als drei Auflagen deklariert werden sollten. Durch dieses Verfahren beabsichtigt der Verleger, der Öffentlichkeit einen größeren buchhändlerischen Erfolg seines Verlagswerkes zu suggerieren. Es handelt sich also um den Werbetrick eines marktorientierten Verlegers. Die vertragliche Vereinbarung ist allerdings kein sicherer Beweis dafür, daß tatsächlich zunächst zwei Auflagen von *Effi Briest* herausgegeben wurden, die dann als drei unterschiedlich deklarierte »Auflagen« auf den Markt kamen. Nur daß von vornherein die Produktion von Titelauflagen von *Effi Briest* beabsichtigt war, um das Buch auf dem Markt rascher durchzusetzen, läßt sich dem Vertragstext entnehmen. Welche Auflagen tatsächlich gedruckt worden sind und wieviele Exemplare in einer Auflage, läßt sich nicht mit Be-

stimmtheit sagen. Ohne Zweifel hat die Firma F. Fontane & Co. von dem ihr zugesicherten Recht Gebrauch gemacht, deklarierte Auflagen auf den Markt zu bringen. Die satzidentischen Folge-»Auflagen«[52] von *Effi Briest* dürften also zum Teil Titelauflagen, zum Teil Plattennachdrucke sein.

Effi Briest ist kein Einzelfall. Friedrich Fontane hat von dem Mittel, deklarierte Auflagen auf den Markt zu bringen, ausgiebig Gebrauch gemacht. In zahlreichen Verlagsverträgen, die er mit verschiedenen Parteien über die Werke seines Vaters geschlossen hat, ließ sich Friedrich Fontane die Erlaubnis zusichern, Auflagen anders zu deklarieren, als sie ihrer Produktion nach hätten bezeichnet werden müssen, oft mit ähnlichen Formulierungen wie in dem Vertrag über *Effi Briest*.[53] Dabei ging es zunächst mehrfach um das Recht, zwei reale Auflagen als drei deklarierte Auflagen vertreiben zu dürfen. Später finden sich noch weiter gehende Formulierungen bezüglich der Freiheit zur Manipulation der Auflagen. Im Vertrag über *Die Poggenpuhls* heißt es: »Die ersten drei Auflagen werden zusammen gedruckt und zwar die erste Auflage in Höhe von 1 120 Exemplaren, von denen 100 zu Rezensions- und 20 Exemplare zu frei-Exempl. für den Autor bestimmt sind; die zweite und dritte Auflage in je 1 010 Exemplaren, von denen je 10 Exemplare für den Autor als frei-Exemplare bestimmt sind.«[54] Im Verlagsvertrag vom 18.–24. September 1903 mit den Erben Fontanes über *Th. Fontane's Briefe an seine Familie*[55] findet man die allgemeine Formulierung: »Der Verlag ist berechtigt, mehrere Auflagen zusammen herzustellen, verpflichtet sich jedoch, den F.'schen Erben die Ausgabe jeder neuen Auflage anzuzeigen.« Dieselbe Klausel wurde auch in den Verlagsvertrag vom 18.–24. Sept. 1903 mit den Erben Fontanes über *Causerien über Theater-Eindrücke*[56] eingefügt. In einem der Vertragsentwürfe für die geplante Gesamtausgabe heißt es: »Der Verlag ist berechtigt, mehrere Auflagen zusammen herzustellen [...]«[57]. Eine ähnlich allgemeine Bestimmung ist auch in den endgültigen Vertrag über die Werkausgabe eingegangen: »Der Firma ist die Herstellung mehrerer Auflagen auf einmal unbenommen.«[58] Der Verlag läßt also zusehends die Entscheidungen über die Auflagenhöhe und die Art der Distribution seiner Willkür überantworten – und zwar vertraglich.

Bereits bei der Konzeption der Ausgaben war also offenbar die Edition von Titelauflagen geplant. Was für die Übernahme von Restauflagen von anderen Verlegern verständlich erscheint, bedeutet allerdings bei der vorsätzlichen Schaffung von Titelauflagen eine absichtliche Irreführung des Publikums. Die Präsentation von Teilen einer Auflage als Folgeauflage(n), eine Gepflogenheit, die im Zusammenhang zu sehen ist mit der Tendenz, Auflagenhöhen überhaupt nur noch in Form von gedruckten Tausendern anzugeben, ohne die Auflagen selbst zu bezeichnen, eine Folge der im 19. und 20.

Jahrhundert auch im Buchdruck intensiv eingesetzten Stereotypie, gehörte offenbar zu den Verlagspraktiken des 19. Jahrhunderts, jedenfalls scheint eine solche Verfahrensweise nicht ganz ungewöhnlich gewesen zu sein.[59] Die Feststellung Friedrich Fontanes, daß er »hinter die Kulissen der verschiedensten Betriebe geguckt und viele Details gehört hatte, wie es in der Branche eigentlich zuging«[60], dürfte also durchaus zutreffend sein. Besonders interessant ist die Tatsache, daß Theodor Fontane selbst gelegentlich versucht hat, seinen Verlegern dieses Mittel nahezubringen. An Wilhelm Friedrich[61], der ihm den Vertragsentwurf über *Schach von Wuthenow* zugeschickt hatte, schrieb der Romancier am 2.11.1882: »Ich proponiere den Druck von 1250 oder 1500 Exemplaren und hätte nur, namentlich wenn fünzehnhundert Exemplare von Ihnen beliebt werden sollten, den lebhaften Wunsch, dieselben als eine 1. und 2. Auflage vor dem Publikum erscheinen zu sehen. An eine solche Festmachung über die Zahl der zunächst zu druckenden Exemplare würde sich dann, wenn meine Wünsche gelten sollen, eine Bestimmung hinsichtlich einer *wirklichen* 2. Auflage zu knüpfen haben. Ich bin zu alt und aller Ungeschäftlichkeit unerachtet auch zu erfahren, um mich über alle solche Dinge grossen Illusionen hinzugeben, aber, ›man kann's nicht wissen‹, sagte eine alte Judenfrau, die ein kleines Kreuz heimlich auf der Brust trug, und ›man kann's nicht wissen‹ sag auch *ich*.«[62] Nach seinen Erfahrungen mit dem Absatz der von ihm bisher herausgebrachten Bücher mußte Theodor Fontane daran zweifeln, daß es zu einer »wirklichen« 2. Auflage kommen würde, aber er erhoffte sie natürlich trotzdem.

Von zahlreichen Ausgaben der Werke Fontanes gibt es Folgeauflagen, die noch im Erscheinungsjahr (Titeljahr) oder wenig später auf den Markt gelangten. Ob es sich dabei um Neusatzdruck (Doppeldrucke!) wie bei den beiden Ausgaben von *Grete Minde* handelt, die aber nicht in so kurzer Frist aufeinander gefolgt sind,[63] oder um weitere Abdrucke (echte Folgeausgaben) von demselben Satz, ist jeweils genau zu untersuchen. Daß die Titelblätter für die neuen Ausgaben meist nicht auf Vorrat, sondern jeweils nach Bedarf gedruckt worden sind, sieht man an der Verlagswerbung, die oft auf weiteren Präliminarblättern abgedruckt ist. Die Präliminarien wurden stets auf dem aktuellen Stand gehalten.

Schlußfolgerungen

Die Konsequenzen aus diesen Ausführungen sind weitreichend, insbesondere für die Edition, die Textkritik, die Rezeptionsforschung und die Fontane-Bibliographie, die nicht ohne eine druckanalytische Untersuchung der

verschiedenen Ausgaben und Auflagen auskommen wird. Sämtliche tradierten Angaben zur Produktions- und Rezeptionsstatistik müssen kritisch überprüft werden, besonders hinsichtlich ihrer Quellen. Angaben, die lediglich auf von Seiten des Verlags gestreute Informationen zurückgehen, müssen angezweifelt werden. Wie viele Exemplare tatsächlich in einer Auflage gedruckt worden sind, wann eine »wirkliche« Neuauflage erschien und wie viele Exemplare in einem bestimmten Zeitraum verkauft worden sind, ist schwer zu ermitteln. Die Verlagsverträge oder die Anzeigen in den Börsenblättern beweisen in dieser Hinsicht gar nichts oder jedenfalls nicht sehr viel. Auch die Angaben auf den Titelblättern oder im Impressum verschiedener Exemplare kann man nicht benutzen, um die tatsächlichen Produktions- und Verkaufszahlen einzuschätzen. Welcher Auflage ein Druck angehört und wie sich die Ausgabe zum Text der autorisierten Fassungen verhält, eine Frage von großer Bedeutung für Edition und Textkritik, wird sich meist nur durch aufwendige Vergleiche mit anderen Exemplaren feststellen lassen. Sämtliche Exemplare der frühen Ausgaben, insbesondere wenn sie zu Editionszwecken herangezogen werden sollen, sind hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit zu den tatsächlich feststellbaren Auflagen (»Abdrucken«) zu untersuchen, und zwar unabhängig von der auf den Titelblättern deklarierten Zugehörigkeit zu einer bestimmten »Auflage«. Vorläufig sollte bei Editionen stets angegeben werden, welches Exemplar bzw. welche Exemplare für die Konstituierung der Textfassung verwendet worden sind. Daß es womöglich mehr oder weniger Exemplare der Erstausgaben geben könnte – mehr, weil auch Exemplare mit dem Imprint »2. Auflage« oder »3. Auflage« auf den Titelblättern zur ersten Auflage gehören könnten, weniger, weil gar nicht absehbar ist, wie viele Exemplare in erster Auflage überhaupt gedruckt worden sind – ist vielleicht für Antiquariatsbuchhändler von Interesse; daß die Preise von dieser Feststellung beeinflußt werden könnten, ist weder zu hoffen noch zu befürchten.

Fontanes Buchausgaben verkauften sich schlecht. Nicht nur für den Roman *Vor dem Sturm* können Heyses Worte gelten: »Erfolg ja – aber Absatz?«[64] Die Klagen Fontanes über den schleppenden Verkauf seiner Bücher sind allgemein, dafür sei hier nur ein Beispiel angeführt. Der Leipziger Verleger Wilhelm Friedrich hatte Fontane die Verkaufsstatistik von *Schach von Wuthenow* mitgeteilt, die nach mehr als einem halben Jahr, die Auslieferung der 1. Auflage war im November 1882 erfolgt, ziemlich ernüchternd ausgefallen ist. Fontane bedankt sich und schreibt in seiner Antwort: » [...] am Ende eines Lebens auf eine 40jährige vergebliche Zappelei zurückzublicken, ist ein schlechtes Vergnügen. Tausendmal hab' ich mir gelobt, gleichgültig dagegen zu sein (au fond *ist* es gleichgültig) aber wenn einen dann die Zahl

510 anstarrt, 510 auf 60 Millionen Deutsche, die über die Welt hin wohnen, so kriegt man ein Zittern und das Herz sinkt einem, um nicht einen drastischeren Ausdruck zu wählen.«[65] Demgegenüber ist der Erfolg überraschend, der durch die hohen Auflagenzahlen im Verlag F. Fontane & Co. suggeriert werden sollte. Fünf Auflagen in einem Jahr hat es möglicherweise weder vom *Stechlin* noch von *Effi Briest* gegeben. Aus dem mit seinem Sohn geschlossenen Vertrag über *Effi Briest* wußte Fontane, daß auch in diesem Fall beabsichtigt war, das Publikum über die reale Auflagenhöhe und den Absatz zu täuschen. Sollte der Jubel über die 5 Auflagen von *Effi* etwa Selbsttäuschung gewesen sein? Oder Selbstironie?

Zwei verlegerische Prinzipien lassen sich an den untersuchten Beispielen erkennen. Einerseits versuchte Friedrich Fontane, durch die Einsparung von Satzkosten mit seinen Ausgaben einen größeren wirtschaftlichen Erfolg zu erzielen. Andererseits war er bestrebt, durch geschickte Präsentation von Titelauflagen eine höhere Anzahl von Folgeauflagen vorzutäuschen, um dem Publikum größere Absatzzahlen zu suggerieren. Durch den Versuch, ein günstiges Preis-Leistungs-Verhältnis herauszuwirtschaften und durch die gezielte Produktion einer werbewirksamen Verkaufsstatistik erwies sich Friedrich Fontane als geschickter, marktorientierter Verleger. Seinen »Durchbruch [...] in die erste Reihe der zeitgenössischen Erzähler«[66] verdankte Theodor Fontane also nicht allein äußeren Faktoren und dem Erfolg von Werken wie *Meine Kinderjahre*, sondern, wenigstens zu einem nicht unbeträchtlichen Teil, auch dem verlegerischen Geschick seines Sohnes. Die durch dessen Manipulationen hervorgerufene Täuschung betraf allerdings allein den buchhändlerischen Erfolg der Werke Fontanes, der künstlerische blieb davon unberührt.

Anmerkungen

1 Verpflichtet bin ich vor allem MARTIN BOGHARDT, von dessen Publikationen hier nur die grundsätzliche Abhandlung *Analytische Druckforschung. Ein methodischer Beitrag zu Buchkunde und Textkritik*, Hamburg 1977 genannt werden soll. Ganz allgemein sei an dieser Stelle ferner verwiesen auf die Schriften von ALFRED WILLIAM POLLARD, RONALD BRUNLEES MCKERROW, WILLIAM GREG, CHARLTON HINMAN, FREDSON BOWERS, GUSTAV MILCHSACK und ERICH BOGENG sowie auf das *Lexikon des gesamten Buchwesens*, 2. völlig neu bearb. Aufl., Stuttgart 1987 ff.

2 Da eine vollständige Untersuchung aller frühen Drucke der Werke Fontanes nicht möglich und auch nicht beabsichtigt gewesen ist, beschränkte sich die Analyse zunächst auf solche Ausgaben, die eine Darstellung des hier zu formulierenden Problems ermöglichten. Dieser Aufsatz bietet in keinem Fall eine

vollständige Bibliographie, selbst für die herangezogenen Beispiele beansprucht er keine Vollständigkeit. Andererseits kann selbst das bei diesem paradigmatischen Vorgehen gesammelte Material im Rahmen dieses Aufsatzes nicht vollständig dargeboten werden.

3 Eine Übersicht der Verlagsverträge im Theodor-Fontane-Archiv in diesem Band der Fontane-Blätter, S. 29–69.

4 Theodor Fontane: *Tagebücher 1866–1882, 1884–1898*, hrsg. von Gotthard Erler u. Mitarb. von Therese Erler, Berlin: Aufbau-Verlag 1994, S. 263.

5 Genannt seien hier nur HFA I/4, S. 683 und Gabriele Radecke: *»... möge die Firma grünen und blühn«. Theodor Fontane: Briefe an den Sohn Friedrich*, in: FBl 64/1994, Anm. 150, S. 55.

6 Theodor Fontane: *Effi Briest*, hg. von Christine Hehle, GBA , S. 381. Der Eintrag vom 19. Dezember 1995 lautet »4t. Aufl. Effi Briest .. 500 [Mark].« (Wirtschaftsbücher, Potsdam TFA: G 2, 8, Bl. 57v). Leider fehlen entsprechende Aufzeichnungen für die Folgezeit.

7 Potsdam TFA: W 365, über die weiteren Bestimmungen s. die Dokumentation der Verlagsverträge, in diesem Band, S. 29–69.

8 Gegen Jahresende erscheinende Titel auf das nächste Jahr vorzudatieren, ist eine gängige Verlagspraxis. Auch im Fall von *Effi Briest* sind die Auflagen, die noch 1895 ausgeliefert wurden, auf 1896 vordatiert worden.

9 Effi Briest | Roman | von | Theodor Fontane | [Linie] | Zweite Auflage | [Verlagssignet] | Berlin W | F. Fontane & Co. | 1896
Kollation: 8° π_{1-2}, 1^8–32^8, 33^4 = S. [i–iv], [1], 2–520
Inhalt: S. [i] Schmutztitel; S. [ii] Verlagswerbung; S. [iii] Titel; S. [iv] Copyrightvermerk; S. [1], 2–520 Text
Satz: satzidentisch mit der 1. Auflage, nur die Titelkolumne wurde modifiziert
Druckerei: Oskar Bonde in Altenburg
Exemplar: Potsdam TFA: Hf 74/272

10 Effi Briest | Roman | von | Theodor Fontane | [Linie] | Dritte Auflage | [Verlagssignet] | Berlin W | F. Fontane & Co. | 1896
Kollation: 8° π_{1-2}, 1^8–32^8, 33^4 = S. [i–iv], [1], 2–520
Inhalt: S. [i] Schmutztitel; S. [ii] Verlagswerbung; S. [iii] Titel; S. [iv] Copyrightvermerk; S. [1], 2–520 Text
Satz: satzidentisch mit der 1. u. 2. Auflage, nur die Titelkolumne wurde modifiziert
Druckerei: Oskar Bonde in Altenburg
Exemplar: Potsdam TFA: Hf 69/61

11 Effi Briest | Roman | von | Theodor Fontane | [Verlagssignet] | Berlin W | F. Fontane & Co. | 1896
Kollation: 8° π_{1-2}, 1^8–32^8, 33^4 = S. [i–iv], [1], 2–520

Inhalt: S. [i] Schmutztitel; S. [ii] Verlagswerbung; S. [iii] Titel; S. [iv] Copyrightvermerk; S. [1], 2–520 Text
Druckerei: Oskar Bonde in Altenburg
Exemplare: Potsdam TFA: Q 104; Hf 74/27

12 Dort findet sich außerdem eine weitere handschriftliche Eintragung Friedlaenders, der das Exemplar am 17. Dezember 1908 Anne Marie von Bülow zuschrieb – »in dankbarer Freude über die Neapeler Decembertage 1908 und zur freundlichen Erinnerung« und zu diesem Zweck auch ein Fontane-Gedicht zitierte.

13 HBV 95/144; HFA IV, 4, S. 490 (Nr. 511).

14 Potsdam TFA: Q 104.

15 Verglichen wurde ein Exemplar 10. Aufl. von 1902, das ebenfalls, bis auf die Unterschiede in den Präliminarien, speziell in der Titelkolumne und in der Annonce mit Verlagswerbung, die aktualisiert worden ist, mit den anderen hier genannten Exemplaren satzidentisch ist. Die Angabe der Druckerei fehlt bemerkenswerter Weise in dieser Auflage.
Effi Briest | Roman | von | Theodor Fontane | Zehnte Auflage | [Verlagssignet] | Berlin W | F. Fontane & Co. | 1902
Kollation: 8° π_{1-2}, 1^8–32^8, 33^4 = S. [i–iv], [1], 4–520
Inhalt: S. [i] Schmutztitel; S. [ii] Verlagswerbung; S. [iii] Titel; S. [iv] Copyrightvermerk; S. [1], 2–520 Text
Satz: satzidentisch mit der 1.–3. Auflage, nur π_{1-2} von anderem Satz
Druckerei: –
Exemplar: Potsdam Stadt- und Landesbibliothek: 67/4482

16 Theodor Fontane | Der Stechlin | Roman | Zwanzigste Auflage | [Verlagssignet] | Berlin, F. Fontane & Co.
Kollation: 8° π_1, 1^8–33^8 = S. [i–ii], [1–3], 4–526, [527–528]
Inhalt: S. [i] Titel; S. [ii] Impressum, Copyrightvermerk; S. [1–3], 4–526 Text; S. [527–528] leer
Satz: satzidentisch mit *Gesammelte Werke*, Bd. I, 10 (Potsdam TFA 58/7133), sogar die Signatur dieser Ausgabe ist hier erhalten!
Druckerei: Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenberg.
Exemplar: Potsdam TFA: 58/7133[20]

17 Der Stechlin | Roman | von | Theodor Fontane | [Linie] | Verlagssignet | Berlin W | F. Fontane & Co. | 1899
Kollation: 8° π_{1-2}, 1^8–32^8, 33^4 = S. [i–iv], [1–3], 4–517, [518–520]
Inhalt: S. [i] Schmutztitel; S. [ii] Verlagswerbung; S. [iii] Titel; S. [iv] Copyrightvermerk; S. [1–3] , 4–517 Text; S. [518] Impressum; S. [519] Verlagswerbung; S. [520] leer
Druckerei: A. W. Hayn's Erben, Potsdam

Bemerkung: einige Ex. ohne π_1, einige Ex. ohne 33_4
Exemplare: Berlin: SBPrK: Yx 30940[a]; Berlin UB-Humboldt: Yv 50805 Rara; Fontane 75, 2. Ex.; Fontane 75, 3. Ex.; Potsdam TFA: 58/7133

18 Etwa S. 51, am Ende der 5. Zeile.

19 S. 213, 2.

20 S. 135, 2.

21 Der Stechlin | Roman | von | Theodor Fontane | [Linie] | Sechste Auflage | [Verlagssignet] | Berlin W | F. Fontane & Co. | 1899
Kollation: 8° π_{1-2}, 1^8–32^8, 33^4 = S. [i–iv], [1–3], 4–517, [518–520]
Inhalt: S. [i] Schmutztitel; S. [ii] Verlagswerbung; S. [iii] Titel; S. [iv] Copyrightvermerk; S. [1–3] , 4–517 Text; S. [518] Impressum; S. [519] Verlagswerbung; S. [520] leer
Satz: satzidentisch mit den Drucken ohne Auflagenimpressum im Titel
Druckerei: A. W. Hayn's Erben, Potsdam
Exemplar: Potsdam TFA: Hf 58/7133[6].

22 Theodor Fontane: *Der Stechlin. Roman. Kritische Ausgabe*, hrsg. von Peter Staengle in Zusammenarbeit mit Roland Reuss, Frankfurt/M., Basel: Stroemfeld/Roter Stern 1998, S. 334.

23 Potsdam TFA: 58/7133.

24 Abzüge mit dem verkehrt stehenden »a« sind jünger!

25 Potsdam TFA: W 387; W 388 [Duplikat].

26 Potsdam TFA: W 377 [Abschrift: W 378.2].

27 [Bd. 2:] [Titel d. Ausgabe] Berliner Romane | Theodor Fontane's | Ausgabe in drei Bänden | Band II | L'Adultera – Cécile | [Verlagssignet] | Berlin, F. Fontane & Co.
[Titel d. Bandes] Theodor Fontane | L'Adultera | Cécile | Romane | [Verlagssignet] | Berlin, F. Fontane & Co.
Kollation: 8° π_{1-2}, 1^8–24^8, 25^4, m. einem Titelbild = S. [i–iv], [1–3], 4–392 Text
Inhalt: S. [i] Schmutztitel; S. [ii] Titel d. Ausgabe; S. [iii] Titel d. Bandes; S. [iv] Impressum, Copyright-Vermerk; S. [1–3], 4–392 Text
Satz: die Textbogen sind identisch mit *Gesammelte Werke*, Bd. I, 3, Bg. 1^8–10^8, 11_{1-5} und Bd. I, 4, Bg. 15_{4-8}, 16^8–28^8, 29^2
Druckerei: Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.
Exemplar: Potsdam TFA: 94/91 = 2 [nur Bd. 2]

28 [Kurzbeschreibung d. Ausgabe] Theodor Fontane: Gesammelte Werke, Serie I, Bd. 1–10, Serie II, Bd. 1–11, Berlin, F. Fontane & Co., 1905 ff., Potsdam TFA: Hf 50/5841.

29 S. Anm. 16.

30 Da ein spezieller Aufsatz zur »Dominik-Ausgabe« in Vorbereitung ist, auch Christine Hehle wird in ihrem Kommentar zu *Stine* darauf eingehen, soll an

dieser Stelle nur darauf hingewiesen werden, daß die von GOTTHARD ERLER in: *Die Dominik-Ausgabe. Eine notwendige Anmerkung*, in: FBl. Bd. 1, Heft 7, 1968, S. 354–357 getroffene, von textkritischen Untersuchungen eines Werkes ausgehende Bewertung dieser Ausgabe unter verlagsgeschichtlichem Aspekt korrigiert werden muß. Die »Dominik-Ausgabe« enthält Teile, die mit den Erstausgaben satzidentisch sind *(Stine)*. Sie könnte durchaus auch autorisierte Varianten enthalten. Möglicherweise wurde doch so mancher »Fleck« getilgt. Die zunächst irritierende Beobachtung, daß zahlreiche Einzelausgaben, die um 1890–92 und in den folgenden Jahren im Verlag F. Fontane & Co. erschienen, satzidentisch mit den entsprechenden Teilen der »Dominik-Ausgabe« sind, erklärt sich dadurch, daß in mehreren Fällen die Mitbenutzung von Schriftsatz vereinbart worden ist (s. insb. Verlag F. Fontane & Co. an Deutsches Verlagshaus, Emil Dominik, 18.1.1890, TFA: W 759,1 und Deutsches Verlagshaus, Emil Dominik an F. Fontane, 27.1.1890, TFA: W 760). Im Fall von *Stine* ist die Separatausgabe von F. Fontane & Co. sogar eher erschienen als der entsprechende Band der Dominik-Ausgabe.

31 AFA S. 555, HFA I. 2, S. 823, GBA, S. 178.

32 L'Adultera. | [Linie] | Novelle | von | Theodor Fontane. | [Verlagssignet] | Breslau. | Druck und Verlag von S. Schottlaender. | 1882.
Kollation: 8° π_{1-2}, 1^8–14^8 = S. [i–iv], [1], 2–223, [224]
Inhalt: S. [i] Schmutztitel, S. [ii] leer; S. [iii] Titel; S. [iv] leer; S. [1], 2–223 Text, S. [224] leer
Druckerei: [S. Schottländer, Breslau]
Exemplar: Hf 58/7074

33 Vgl. die Notiz Friedrich Fontanes zum Brief seines Vater vom 23. Januar 1890: »Schon vorher hatte ich die Restbestände von ›L'Adultera‹ an mich gebracht. Der Verleger dieses Buches konnte nun also gezwungen werden, entweder eine neue Auflage davon zu veranstalten oder auf das Recht für künftige Auflagen zu verzichten.« (zit. n. ERLER, wie Anm. 30, Fbl. Bd. 1, Heft 7, 1982, S. 357).

34 Theodor Fontane. | [Linie] | L'Adultera. | Roman. | [Linie] | Neue Ausgabe. | FF [Monogramm als Verlagssignet] | Berlin. | F. Fontane. | 1890.
Kollation: 8° π_{1-2}, 1^8–14^8 = S. [i–iv], [1], 2–223, [224]
Inhalt: S. [i] Schmutztitel, S. [ii] leer; S. [iii] Titel; S. [iv] Copyrightvermerk; S. [1], 2–223 Text, S. [224] leer
Satz: Titelausgabe, Bogen 1–14 satzidentisch mit der Ausgabe von 1882, π_{1-2} von neuem Satz
Druckerei: –
Exemplar: Hf 58/7075

35 Es handelt sich um ziemlich schlechtes, gelbliches Holzschliffpapier, das auch von Theodor Fontane in seinem Brief an S. Schottlaender vom 2. Januar 1882

bemängelt worden war (Teilabdruck in DüW II, 267 f., vgl. den Aufsatz über die unbekannten Briefe Schottländers, in diesem Band, S. 10–17).

36 [1. Aufl., ohne Auflagenbezeichnung] Berlin 1871

[Band 1] Aus den Tagen | der | Occupation. | [Linie] | Eine Osterreise | durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen | 1871. | Von | Theodor Fontane. | Band I. | Berlin [Verlagssignet] 1871. | Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei | (R. v. Decker).

[Band 2] Aus den Tagen | der | Occupation. | [Linie] | Eine Osterreise | durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen | 1871. | Von | Theodor Fontane. | Band II. | Berlin [Verlagssignet] 1871. | Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei | (R. v. Decker).

Kollation: 8° π_{1-2}, 1^{8}–19^{8}, π_{1-2}, 1^{8}–22^{8} = S. [i–iv], [1–3], 4–304; [I–IV], [1–3], 4–351, [352]

Inhalt: S. [i] Titel Bd. 1; S. [ii] Rechtevorbehalt, Impressum; S. [iii–iv] Inhaltsverzeichnis Bd. 1; S. [1–3], 4–304 Text Bd. 1; S. [I] Titel Bd. 2; S. [II] Rechtevorbehalt; S. [III–IV] Inhaltsverzeichnis Bd. 2; S. [1–3], 4–351 Text Bd. 2; S. [352] leer

Druckerei: Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdrukkerei (R. v. Decker)

Exemplar: Potsdam TFA: 69/57

2. Aufl., Berlin 1872

[Band 1] Aus den Tagen | der | Occupation. | [Linie] | Eine Osterreise | durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen | 1871. | Von | Theodor Fontane. | Band I. | Zweite Auflage. | Berlin [Verlagssignet] 1872. | Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei | (R. v. Decker).

[Band 2] Aus den Tagen | der | Occupation. | [Linie] | Eine Osterreise | durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen | 1871. | Von | Theodor Fontane. | Band II. | Zweite Auflage. | Berlin [Verlagssignet] 1872. | Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei | (R. v. Decker).

Kollation: 8° π_{1-2}, 1^{8}–19^{8}, π_{1-2}, 1^{8}–22^{8} = S. [i–iv], [1–3], 4–304; [I–IV], [1–3], 4–351, [352]

Inhalt: S. [i] Titel Bd. 1; S. [ii] Rechtevorbehalt, Impressum; S. [iii–iv] Inhaltsverzeichnis Bd. 1; S. [1–3], 4–304 Text Bd. 1; S. [I] Titel Bd. 2; S. [II] Rechtevorbehalt; S. [III-IV] Inhaltsverzeichnis Bd. 2; S. [1–3], 4–351 Text Bd. 2; S. [352] leer

Satz: Titelauflage der 1. Aufl.

Druckerei: Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker)

Exemplar: Potsdam TFA: 58/7110

37 R. v. Deckers Verlag an F. Fontane, Verlag, Berlin, den 2. Januar 1890, Ab-

schr., Potsdam TFA: W 745, 10; s. auch: R. v. Deckers Verlag, G. Schenck, Königlicher Hofbuchdrucker, an das Deutsche Verlagshaus, Emil Dominik, Berlin, den 18. Januar 1890, Potsdam TFA: W 758.

38 R. v. Decker an F. Fontane & Co., Berlin, den 6. April 1895, Abschrift, Potsdam TFA: W 745, 14.

39 F. Fontane & Co. an R. von Decker's Verlag, G. Schenck, Kgl. Hofbuchhändler, Berlin W. 35, den 16. April 1895, Potsdam TFA: W 745, Bl. 14–14a.

40 F. Fontane & Co. an R. von Deckers Verlag, G. Schenck, Berlin 13. Mai 1899, Potsdam TFA: W 746.

41 Vgl. die Notiz Friedrich Fontanes zum Brief seines Vater vom 23. Januar 1890, s. Anm. 33.

42 Irrungen, Wirrungen. | [Linie] | Roman | von | Theodor Fontane. | [Linie] | Leipzig. | Verlag von F. W. Steffens.
Kollation: 8° π_{1-2}, 1^8–17^8, 18_{1-6} = S. [i–iv], [1], 2–284
Inhalt: S. [i] Schmutztitel; S. [ii] leer; S. [iii] Titel; S. [iv] Copyrightvermerk; S. [1], 2–284 Text
Druckerei: G. Pätz, Naumburg a. S.
Exemplar: Hf 58/7099.

43 Hypothese! Noch kein Exemplar gefunden.

44 Irrungen, Wirrungen. | [Linie] | Roman | von | Theodor Fontane. | FF [Monogramm] | Berlin. | F. Fontane.
Kollation: 8°π_{1-2}, 1^8–17^8, 18_{1-6} = S. [i–iv], [1], 2–284
Inhalt: S. [i] Schmutztitel; S. [ii] leer; S. [iii] Titel; S. [iv] Copyrightvermerk; S. [1], 2–284 Text
Satz: Titelauflage d. Ausgabe von Steffens, Leipzig, o. J., nur die Präliminarien von neuem Satz
Druckerei: G. Pätz, Naumburg a. S.
Exemplar: Potsdam SLB: Hf 58/7100

45 [Kurzbeschreibung:] Theodor Fontane's Gesammelte Romane und Novellen [Umschlagtitel: Theodor Fontane's Gesammelte Romane und Erzählungen] Bd. 1–7, Berlin: Deutsches Verlagshaus (Emil Dominik), o. J.; Bd. 8–9 Emil Dominik vorm. Deutsches Verlagshaus, o. J.; Bd. 10–12 F. Fontane & Co., Berlin 1891.

46 Cécile. | [Rösel] | Roman | von | Theodor Fontane. | [Rösel] | Berlin. | Verlag von Emil Dominik. | 1887.
Kollation: 8° π_{1-2}, 1^8–18^8, 19^4 = S. [i–iv], [1], 2–296
Inhalt: S. [i] Schmutztitel; S. [ii] Verlagswerbung; S. [iii] Titel; S. [iv] Copyrightvermerk; ; S. [1], 2–296 Text
Druckerei: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin
Exemplar: Marburg Universitätsbibliothek: XVI.Cgna 571.

47 Theodor Fontane | Cécile | Roman | Neue Ausgabe | [Verlagssignet] | Berlin W | F. Fontane Co. | 1892.
Kollation: $8° \pi_{1-2}$, 1^8–18^8, 19^4 = S. [i–iv], [1], 2–296
Inhalt: S. [i] Schmutztitel; S. [ii] Verlagswerbung; S. [iii] Titel; S. [iv] Copyrightvermerk; S. [1], 2–296 Text
Satz: Titelausgabe der Ausg. von 1887
Druckerei: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin
Exemplar: Potsdam TFA: 58/7081.

48 Mit der »Dominik-Ausgabe« satzidentische Folgeauflagen sind zu vermuten, allerdings wurde bisher kein Exemplar ermittelt.

49 F. Fontane an Michel Delines, Berlin 21.3.1910 , Potsdam TFA: W 690.10.

50 Verlagsvertrag zwischen Michel Delines und F. Fontane & Co., 13./4.2.1892, Potsdam TFA: W 687; Abschrift: W 688.

51 Verlagsvertrag zwischen den Erben Th. Fontanes und F. Fontane & Co. über die französische Übersetzung von *Effi Briest*, nach d. 13.2.1902, Potsdam TFA: W 689.

52 Daß auch die 4. und die 5. »Auflage«, die wahrscheinlich noch 1896 auf den Markt gebracht worden sind, sowie weitere Auflagen demselben Satz entstammen, kann mit Sicherheit angenommen werden, da sich ein Exemplar der 10. Auflage als satzidentisch mit der 1.–3. Auflage erwies.

53 Verlagsvertrag vom 19./20. Februar 1890 mit Theodor Fontane jun. über *Stine*, TFA: W 363; W 364 [Abschrift]; – Verlagsvertrag vom 29. Febr. 1892 mit Theodor Fontane über *Frau Jenny Treibel*, TFA: W 368: W 376.1 [Abschrift]; – Verlagsvertrag vom 10. August 1893 mit Theodor Fontane über *Meine Kinderjahre*, TFA: W 369; – Verlagsvertrag vom 28. Dezemb. 1893 mit Theodor Fontane über *Von, vor und nach der Reise* TFA: D 6, W 376.2 [Abschrift]; – Verlagsvertrag vom 18. Mai 1897 mit Theodor Fontane über *Die Poggenpuhls*, TFA: W 373 [Abschrift: TFA: W 376.4]; – Verlagsvertrag vom 25. October 1899 mit Emilie Fontane über eine neue Ausgabe von *Jenseit des Tweed* und *Ein Sommer in London*, TFA: W 377: W 378.2 [Abschrift]; – Verlagsvertrag vom Sept. 1903 mit den Erben Fontanes über *Th. Fontane's Briefe an seine Familie*, TFA: W. 384, TFA: W 385; – Verlagsvertrag vom 18.–24. Sept. 1903 mit den Erben Fontanes über *Causerien über Theater-Eindrücke*, TFA: W 380; W 381; W 379.2 [Abschrift]; – Verlagsvertrag von 1903/1904 mit den Erben Fontanes über die Gesamtausgabe, TFA: W 70, 1; Vertragsentwurf, Berlin 15.9.03; TFA: W 70, 2: Vertragsentwurf, Berlin 15.9.03, TFA: W 90, Vertragsentwurf vom 2. Sept. 1902; W 156, Ex. Martha Fritsch, Entwurf mit hs. Korrekturen; W 386 [Duplikat mit den Unterschriften von Friedrich Fontane, Martha Fritsch und Theodor Fontane jun.]; W 156a, Triplikat mit den Unterschriften von Friedrich Fontane, Martha Fritsch und Theodor Fontane jun.

54 Verlagsvertrag vom 18. Mai 1897 mit Theodor Fontane über *Die Poggenpuhls*, TFA: W 373 [Abschrift: TFA: W 376.4].

55 TFA: W 384, TFA: W 385.

56 TFA: W 380, TFA: W 381, TFA: W 379.2 [Abschrift].

57 Vertragsentwurf, Berlin 15.9.03, TFA: W 70, 1.

58 TFA: W 156, Ex. Martha Fritsch, Entwurf mit hs. Korrekturen, läßt ersehen, wie sehr die einzelnen Bedingungen diskutiert wurden; TFA: W 386 [Duplikat mit den Unterschriften von Friedrich Fontane, Martha Fritsch und Theodor Fontane jun.]; TFA: W 156a, Triplikat mit den Unterschriften von Friedrich Fontane, Martha Fritsch und Theodor Fontane jun.

59 Vgl. z. B. Wilhelm Hertz an Emanuel Geibel und Paul Heyse, Brief vom 6. November 1851, in: MICHAEL DAVIDIS: *Der Verlag von Wilhelm Hertz. Beiträge zu einer Geschichte der Literaturvermittlung im 19. Jahrhundert, insb. zur Verlagsgeschichte der Werke von Paul Heyse, Theodor Fontane und Gottfried Keller*, Frankfurt /M.: Buchhändler-Vereinigung 1982, Sp. 1481, und den Verlagsvertrag zwischen Wilhelm Hertz und Paul Heyse, ebd. Sp. 1502.

60 Handschriftl. Anmerkung Friedrich Fontanes zum Brief seines Vaters vom 30. August 1888, Potsdam TFA: Wa 876, vergl. RADECKE, wie Anm. 5, S. 40, Anm. 1.

61 Leipziger Verleger, der 1882 die Buchausgabe von *Schach von Wuthenow* herausgab.

62 HFA IV/3, S. 215 f.

63 [1. Aufl.] Grete Minde | [Linie] | Nach einer altmärkischen Chronik | von | Theodor Fontane. | [Linie] | Berlin | Verlag von Wilhelm Hertz | (Bessersche Buchhandlung). | 1880.
Kollation: 8° 1^8–10^8 = S. [1–2], 3–156, [157–160]
Inhalt: S. [i] Titel; S. [ii] Kolophon d. Druckerei; S. 3–156 Text; S. [157X–158] Verlagswerbung; S. [159] Vignette; S. [160] leer
Druckerei: Weimar – Hof-Buchdruckerei
Exemplare: Berlin UB-Humboldt: Fontane 63 (Slg. Emden); Potsdam TFA: 58/7108
[2. Aufl.] Grete Minde | [Linie] | Nach einer altmärkischen Chronik | von | Theodor Fontane. | Zweite Auflage. | [Linie] | Berlin | Verlag von Wilhelm Hertz | (Bessersche Buchhandlung) | 1888.
Kollation: $8°\pi_{1-2}$, 1^8–9^8, 10_{1-5} = S. [i–iv], 1–154
Inhalt: S. [i] Schmutztitel; S. [ii] leer; S. [iii] Titel; S. [iv] Kolophon der Druckerei; S. 1–154 Text
Satz: vollständiger Neusatzdruck mit unveränderter Satzeinrichtung

Varianten (Beispiele):

1880		1888	
S. 3	Weißt Du	S. 1	»Weißt Du
S. 5	»laß	S. 3	»Laß

Druckerei: Weimar – Hof-Buchdruckerei

Exemplare: Berlin UB-Humboldt: Fontane 63 (Slg. Emden); Potsdam TFA: 68/1057

64 Davidis, wie Anm. 59, Sp. 1421, in: HFA, Romane und Erzählungen, S. 367.

65 Theodor Fontane an Wilhelm Friedrich, Berlin 13. Juli 1883, HFA IV/3, S. 266.

66 Davidis, wie Anm. 59, Sp. 1397.

»Fontane in der Schule«. Ein Bericht über das Internationale Symposium in Neuruppin vom 29.–31. Oktober 1998

Harro Müller-Michaels

Im Fontane-Jahr 1998 wurde in vielerlei Veranstaltungen des großen Autors gedacht, seit der Bundespräsident es am 3. Mai in Neuruppin eröffnet hatte. Es war von einer gewissen Logik, dass gegen Ende des Jahres, vom 29.–31.10.1998, wiederum in Neuruppin, das Symposion »Fontane in der Schule« an die Bedeutung erinnerte, die der Autor in den Schulen der ganz unterschiedlichen Staaten auf deutschem Boden und für die Bildung der jungen Menschen in den verschiedenen Jahrzehnten der letzten 100 Jahre gehabt hat. Vor allen anderen Institutionen entscheiden die weiterführenden Schulen über die Lebendigkeit des Werkes von Autoren. Die Fontane-Rezeption kann diese These belegen.

An dem Symposion haben zeitweise 60 Zuhörer und Diskutanten teilgenommen. Referenten kamen aus ganz verschiedenen Bundesländern (Baden-Württemberg, Bayern, Berlin, Brandenburg, Hessen und Nordrhein-Westfalen) und aus dem benachbarten Ausland (Irland, Polen und Schweiz); Teilnehmerinnen und Teilnehmer vor allem aus Brandenburg, Berlin und Nordrhein-Westfalen. Fontane erwies sich nicht nur als geeigneter Gegenstand für innerdeutsche, sondern auch für internationale Diskurse über Literatur und Bildung.

Das Tagungsprogramm war so vielfältig, dass ganz unterschiedliche Problemkreise diskutiert werden konnten. Die sieben wichtigsten seien im folgenden genannt:

1. Unterrichtsarbeit

Es gehört zu den unvergessenen Stunden der Tagung, als zwei Deutschlehrer über ihre Begegnung mit Fontane als Schüler in den vierziger und dann als Lehrer seit Ende der fünfziger Jahre berichteten – der eine in den Schulen der Bundesrepublik Deutschland, der andere in denen der SBZ und DDR. Beide Male stand das Werk Fontanes für einen bewußten Umgang

mit Traditionen und wollte wohl auch dazu anregen.

Auch gegenwärtige Unterrichtserfahrungen aus Gymnasien, Berufsschulen und sogar aus einer Grundschule kamen zur Sprache – wollten aber weniger zur Traditionsbildung als zur Selbstsuche der jungen Menschen anleiten.

2. Bildung als Thema

In Romanen Fontanes wird Bildung und Erziehung immer wieder zum Thema gemacht, wie etwa in *Mathilde Möhring*. Implizit geht es aber auch in anderen Werken und Briefen um Vorstellungen von Bildung und Ausbildung. So spielten denn auch in den Vorträgen und Diskussionen Fontanes Auffassungen von Mädchenbildung, die Bilder von Frauen, Männern sowie von Alter und Jugend eine wichtige Rolle – soweit sie bestätigt und dekonstruiert werden. Unter den vielen Themen in den Romanen Fontanes galt der Bildung besonderes Augenmerk.

3. Diagnose des Verfalls

Das Werk Fontanes wird zu Recht zum Realismus gerechnet, in dem es dem Autor um ›verklärende‹ bis kritische Darstellung gesellschaftlicher Wirklichkeit vor allem der späten Bismarck-Ära geht. Gleichwohl erweisen sich die Romane Fontanes als Diagnose eines Verfalls der bürgerlichen Gesellschaft, die auf Werke der Jahrhundertwende vorausweist: Die Adelswelt ist zerbrochen, die Bourgeoisie zeigt sich als unmenschlich, das Bildungsbürgertum ist ohne Kraft und Perspektive und der vierte Stand bleibt marginal. Gleichwohl entwickelt sich eine Gesprächskultur, in der die alten und neuen Lebensvorstellungen überprüft und ausgehandelt werden, ohne sie allerdings durchsetzen zu können.

4. Frauengestalten

Sind die Frauenfiguren so ideal gezeichnet, dass sie als Leitbilder für Erziehung und Bildung gelten können? Am Beispiel von Lene Nimptsch, Effi Briest, Corinna Schmidt, Melusine Barby oder Mathilde Möhring wurde die Frage immer wieder gestellt. Zweifellos bieten die Figuren identifikatorische Zugänge, die aber nie in völlige Identifikationen münden können, sondern nur Einstiege für kritische Auseinandersetzungen mit Menschenbildern und gesellschaftlichen Strukturen über die conditio humana sein können.

5. Kultivierung des Gesprächs

Fast mehr noch als durch die Themen sind die Romane Fontanes durch die Form der Gespräche bedeutsam für unterrichtliche Arbeit: Wie die Causerien unterhalten, ablenken, belehren, Werte ins Spiel bringen, Ideologien aushandeln, Standpunkte vertreten und Träume andeuten, ist anregend für den Deutschunterricht, in dem ja auch das Gespräch dominiert. Exemplarisch dürfte in diesem Zusammenhang eine Deutschstunde sein, die 1950 in

einem kleinen Mecklenburgischen Ort stattfand und in der ein Lehrer mit einer Klasse 11 den *Schach von Wuthenow* mit fast subversiver Tendenz lesen läßt; in einem Werk, das bisher in keinem Lehrplan vertreten ist, Uwe Johnsons *Jahrestage.*

6. Normendiskurse

Immer wieder klang in Beiträgen und Diskussionen an, wie die Werke und Briefe Normen der Gesellschaft zu vermitteln bemüht sind. Dies geschieht aber nicht explizit didaktisch, vordergründig belehrend, sondern (meist in der Form des Gesprächs) mehrstimmig, Gegensätze betonend, ohne sie in einer dritten Position aufzuheben. Nur in diesem Sinne eines offenen Normendiskurses kann der Literaturunterricht über Werke Fontanes einen Beitrag zur Werte-Erziehung leisten. Dafür aber findet sich in den Romanen des Autors vielfältiges anregendes Material – gerade in der Auseinandersetzung der Kinder mit ihren Eltern.

7. Interkulturalität

Nicht nur die Teilnehmer des Symposions kamen aus verschiedenen europäischen Ländern und haben die Leistung Fontanes für die eigene Kultur und Erziehung unterstrichen, sondern in den Romanen werden auch kulturelle Begegnungen und Konflikte zum Thema gemacht: polnische, englische, italienische, französische Kultur werden zum Gegenstand der Gespräche und Handlungen. So verbindet Fontane in seinem Werk regionale Genauigkeit in der Darstellung der Verhältnisse in der Mark Brandenburg mit gesamteuropäischen Perspektiven. Auch in dieser Hinsicht ist Fontane ein moderner Autor, der mit seinem vielfältigen Werk im Literaturcurriculum im In- und Ausland auch weiterhin seinen festen Platz finden wird.

Das Symposion wurde von der DFG gefördert und von der Fontane Gesellschaft unterstützt.

Zum Tode von Professor Werner Rieck

Peter Görlich

Am 7. Juni 1999, kurz nach Vollendung seines 65. Lebensjahres, ist der geschätzte Potsdamer Literaturhistoriker und Komparatist Werner Rieck verstorben. Mit ihm verliert die Universität Potsdam einen erfahrenen, bei Studenten und Mitarbeitern in hohem Ansehen stehenden Hochschullehrer, der Generationen angehender Deutschlehrer fachlich nachhaltig geprägt hat.

Das Theodor Fontane Archiv und die Redaktion der Fontane-Blätter betrauern einen aktiven und sachkundigen Mitstreiter.

Der Mecklenburger Werner Rieck unterrichtete nach dem Staatsexamen 1957 die Fächer Deutsch, Geschichte und Latein an einer Erweiterten Oberschule. Seit 1959 widmete er sich ausschließlich der literaturwissenschaftlichen Lehre und Forschung an der Pädagogischen Hochschule in Potsdam, wo er 1963 promovieren konnte und sich 1969 mit einer wissenschaftliche Maßstäbe in der Aufklärungsforschung setzenden Arbeit zu Johann Christoph Gottsched habilitierte. 1978 wurde der in Potsdam neu eingerichtete Lehrstuhl für Vergleichende Literaturwissenschaft – damals kein alltägliches Berufungsgebiet – durch Werner Rieck besetzt. 1992 erfolgte der Ruf zum Leiter des Lehrstuhls für Neuere deutsche Literatur mit dem Schwerpunkt Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Potsdam. Von 1973 bis 1979 (als Dozent) und von 1983 bis 1987 (als außerordentlicher Professor) konnte Werner Rieck an der traditionsreichen Universität in Warschau wirken.

Das wissenschaftliche Spektrum des Potsdamer Literaturhistorikers zeichnet sich durch eine außerordentliche Breite aus. Es reicht u.a. von Forschungen zum Werk Klaus Manns, Theodor Fontanes und Fritz Reuters, zur deutschen Aufklärung und zur Kulturgeschichte Preußens über die vielfältigen deutsch-polnischen Wechselbeziehungen bis hin zu Fragen biblischer und hagiographischer Stoffe, Themen und Motive in der Weltliteratur sowie

zu Forschungsfeldern der bildenden Kunst und Musik. Werner Rieck hatte nie den verengten Blick auf die Gegenstände literaturhistorischer Forschung, sondern dachte und arbeitete in Lehre wie Forschung stets ausgeprägt interdisziplinär. Auch die so unterschiedlichen Themen seiner Lehrveranstaltungen verweisen auf den immensen Horizont des Hochschullehrers. Seine langjährige Tätigkeit in Polen erklärt die besondere Hinwendung und Liebe zu unserem Nachbarland und seiner Geschichte und Kultur. In der Erforschung der Wechselbeziehungen zwischen der polnischen und deutschen Literaturgeschichte und den dort in vielen Publikationen vorgelegten Ergebnissen erwarb sich Werner Rieck ein hohes Ansehen über die Grenzen Deutschlands hinaus.

Die Liste der Veröffentlichungen ist lang, nur wenige seien hier herausgehoben: Sein Gottsched-Buch (1972) gilt als unverzichtbares Standardwerk der Aufklärungsforschung. Der zusammen mit Hans-Heinrich Reuter erstellte Band 6 der *Geschichte der deutschen Literatur* (1979) ist nicht zu Unrecht als ein Meilenstein der komplexen literaturhistorischen Forschung zum 18. Jahrhundert zu bezeichnen. In allen Arbeiten Werner Riecks zeigt sich neben der stets spürbaren Begeisterung für den Gegenstand, was übrigens die Studenten auch in seinen Lehrveranstaltungen so ungemein zu schätzen wußten, ein ausgeprägtes, fast klassisches Sprachgefühl, eine mit der Präzision des Inhalts harmonisch korrespondierende Leidenschaft am wohlgewählten Wort und am wohlgesetzten Satz.

Studenten und Mitarbeiter haben von Werner Rieck nicht nur viel gelernt, sie haben vor allem die Liebe zur Literatur überzeugend vermittelt bekommen. Ihnen wurden neue Welten erschlossen und eigenes kreatives Denken befördert. Auch so hat Werner Rieck seine Spuren hinterlassen, tief und für lange Zeit.

Bibliographie

Auswahlbibliographie

Neuerscheinungen und -erwerbungen des Fontane-Archivs bis 30. Juni 1999
Bearbeiter: KLAUS-PETER MÖLLER (Handschriften),
PETER SCHAEFER (Druckschriften)

Handschriften

Die Sammlung Rinkel, die bereits früher in Form von Kopien in das Theodor-Fontane-Archiv gelangt war (Signaturen Ba 1021–1072), ist inzwischen erworben worden. Um die Original-Briefe (B 594–645) an dieser Stelle nicht noch einmal Stück für Stück anzeigen zu müssen, sei auf das Verzeichnis der Kopien in den Fontane-Blättern 60/1995, S. 192–197 verwiesen. Lediglich die Dokumente und Schriftstücke aus dem Familienkreis sind im folgenden beschrieben (G 14–24), weil dieser Teil der Sammlung damals nicht erfaßt worden war.

Außerdem konnten drei einzelne Briefe von Fontane erworben werden. Dem Stuttgarter Verleger Wilhelm Spemann schickte Fontane ein Honorar von 30 Mark zurück, das ihm, selbst bei bescheidenen Ansprüchen, als zu gering erschienen war. Einen unbekannten Interessenten vertröstet er auf die Weihnachtswoche als voraussichtlichen Erscheinungstermin für den Band IV der *Wanderungen*. Einem ebenfalls Unbekannten schrieb Fontane aus Zillerthal einige Worte über ein ihm offenbar zugesandtes Gedicht.

Von privater Seite erhielt das Theodor-Fontane-Archiv eine Kopie des Briefwechsels zwischen Theodor Fontane und Julius Lange, einem Lehrer an der Klödenschen Gewerbeschule. Lange hatte Fontane um einen Beitrag zu einer Festschrift über den Mathematiker Jacob Steiner gebeten, den Fontane als Schüler der Gewerbeschule noch kennengelernt hatte. Um einen Irrtum Fontanes richtigzustellen, der in seinem Buch *Der Krieg gegen Frankreich 1870–1871* über Vaucouleurs geschrieben hatte »Die Kirche [...] enthält nichts, auch in seinem [!] Bilderschmucke nicht, was an Jeanne d'Arc erinnerte.« (Bd. I, S. 398), schickte Lange außerdem einen Auszug aus seinen eigenen Tagebucherinnerungen an Fontane. Fontane sagte einen kleinen Beitrag zu, bedankte sich für die Tagebuchblätter und schickte schließlich seine Erinnerungen über Steiner. Das Erscheinen der Festschrift hat er nicht mehr erlebt. Emilie bedankte sich am 5. März 1899 für das Exemplar, das ihr zugeschickt worden war. Anhand der nun verfügbaren Kopien läßt sich die Transkription dieser Briefe mehrfach korrigieren, etwa HFA IV/4, 691–693 (Nr. 788).

Der Briefwechsel Friedrich Fontanes mit dem ihm seit längerer Zeit bekannten Pastor Peter Lorenz läßt die Schwierigkeiten deutlich werden, die der jüngste Sohn Fontanes mit dem Vorstand der Französisch-Reformierten Gemeinde bekam, als er sich

nach seiner Scheidung von Frida Lehmann in zweiter Ehe mit Dina Toerpisch trauen lassen wollte. Mehr als zehn Jahre zogen sich diese Auseinandersetzungen hin.

Ferner sind durch das Theodor-Fontane-Archiv ein Brief und eine Postkarte von Friedrich Fontane an Jutta Fürstenau erworben worden.

Briefe Theodor Fontanes

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U., Berlin, 10.9.1881, an [Unbekannt], Anrede: »Hochgeehrter Herr Doktor«

Inhalt: Auf die Anfrage eines Interessenten stellt Fontane das Erscheinen des Bandes IV der *Wanderungen* nicht vor Ablauf von 3 Monaten (»in der großen Bücherwoche vor Weihnachten«) in Aussicht, er habe am selben Tag erst den Korrekturbogen 6 bekommen.

4^0 2 Bl. (1 Bg.), 1^r Text, 1^v–2^v leer (HBV 81/106) Signatur: D 31

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U., Thale a/H., 19.6.1882, an Wilhelm Spemann

Inhalt: Fontane weist das ihm übersandte Honorar von 30 Mark für seinen Aufsatz über Balduin Möllhausen als zu gering zurück, vgl. HBV 82/65 und Theodor Fontane an Joseph Kürschner, 2.7.1882 (FBl. 51/1991, S. 19)

4^0 2 Bl. (1 Bg.), 1^r–2^r Text, 2^v leer (HBV 82/64) Signatur: D 30

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U., Zillerthal (Schlesien), 7.6.1892, an [Unbekannt], Anrede: »Hochgeehrter Herr.«

Inhalt: Fontane begutachtet ein ihm zugesandtes Gedicht (»Ich finde es hübsch, nur nicht gleichmäßig genug, wodurch die Intention: durch Simplicität zu wirken, etwas beeinträchtigt wird. Dies gilt besonders von einigen Reimen. Die Strophe auf der Kegelbahn fiele vielleicht besser fort.«) und entschuldigt seine Kürze mit seiner Krankheit (Influenza).

4^0 2 Bl. (1 Bg.), 1^r u. 2^v Text, 1^v–2^r leer (HBV: nicht verz.) Signatur: D 32

Briefwechsel Theodor Fontanes mit Julius Lange

LANGE, JULIUS: eigh. Br. m. U., (Xerokopie), an Theodor Fontane, Berlin, 19.1.1898

Inhalt: Julius Lange wendet sich an Theodor Fontane, um einen Beitrag für die Festschrift anläßlich des 75jährigen Jubiläums der Klödenschen Gewerbeschule über den Mathematiker Jacob Steiner zu erbitten, den Fontane als Schüler noch kennengelernt hatte.

Xerokopie, 16 Bl., dieser Brief auf Bl. 3 Signatur: Ca 1796

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U., (Xerokopie), an Julius Lange, Berlin, 20.1.1898

Inhalt: Antwort auf Langes Brief vom 19.01.98, Fontane erinnert sich an Steiner,

bittet nur »um drei Tage Zeit«, weil er gerade an einem Aufsatz arbeite.
Xerokopie, 16 Bl., der Brief auf Bl. 4–6 (HBV 98/20) Signatur: Ca 1796

LANGE, JULIUS: eigh. Br. m. U., (Xerokopie), an Theodor Fontane, Berlin, 29.1.1898
Inhalt: Lange bedankt sich für den in Aussicht gestellten Beitrag und schickt 3 Blätter aus seinem Kriegstagebuch, um einen Irrtum Fontanes richtigzustellen, der in seinem Buch *Der Krieg gegen Frankreich 1870–1871* über Vaucouleurs geschrieben hatte »Die Kirche [...] enthält nichts, auch in seinem [!] Bilderschmucke nicht, was an Jeanne d'Arc erinnerte.« (Bd. I, S. 398)
Xerokopie, 16 Bl., der Brief auf Bl. 6 Signatur: Ca 1796

FONTANE, THEODOR: eigh. Br. m. U., (Xerokopie), an Julius Lange, Berlin, 31.1.1898
Inhalt: Fontane schickt seinen Beitrag über Jacob Steiner und bedankt sich für die Tagebuchblätter aus dem Deutsch-Französischen Krieg. Im Zusammenhang mit der Erinnerung an seinen Mathematiklehrer Steiner spricht er von seiner »grandiosen Nicht-Beanlagung für alles was mit Zahlen zusammenhängt«.
Xerokopie, 16 Bl., der Brief auf Bl. 7–13 (HBV 98/28) Signatur: Ca 1796

LANGE, JULIUS: eigh. Br. m. U., (Xerokopie), an Theodor Fontane, Berlin, [Februar 1898]
Inhalt: Lange bedankt sich für Fontanes Erinnerungen an Steiner (Brief vom 31.1.98) und lädt Fontane ein, sich in der Niederwallstraße die neue Turnhalle und die neue Aula der Gewerbeschule einmal anzusehen.
Xerokopie, 16 Bl., der Brief auf Bl. 14 Signatur: Ca 1796

FONTANE, EMILIE: eigh. Kt. m. U., (Xerokopie), an Julius Lange, Berlin, 5.3.1899
Inhalt: Emilie Fontane bedankt sich für die Zusendung der Festschrift mit dem Beitrag Fontanes über Jacob Steiner.
Xerokopie, 16 Bl., die Karte auf Bl. 15 Signatur: Ca 1796

Briefe Friedrich Fontanes

FONTANE, FRIEDRICH: eigh. Br. m. U., Berlin, 15.3.1903, an Peter Lorenz
Inhalt: Friedrich Fontane bittet den ihm langjährig bekannten Pastor Peter Lorenz um eine Haustrauung [mit Dina Toerpisch verw. Köpper], da er nicht von dem derzeit amtierenden Geistlichen der Berliner Französisch Reformierten Gemeinde getraut werden möchte und da Pfarrer Nessler für längere Zeit verreist ist.
4^0 1 Bl. (2 Stücke), 1^r Text, 1^v leer Signatur: B 646

FONTANE, FRIEDRICH: eigh. Br. m. U., Berlin, 6.4.1903, an Peter Lorenz
Inhalt: Einladung des Pastors Peter Lorenz zu einem Besuch am Mittwoch Nachmittag ½ 5 Uhr.
4^0 1 Bl. (2 Teile), 1^r Text, 1^v leer Signatur: B 647

FONTANE, FRIEDRICH: eigh. Br. m. U., Berlin, 20.4.1903, an Peter Lorenz
Inhalt: Gründe für das Scheitern der kirchlichen Trauung Friedrich Fontanes, private Einladung von Peter Lorenz zur Feier am 28.4.1903.
4^0 1 Bl. (2 Teile), 1^r Text, 1^v leer Signatur: B 648

FONTANE, FRIEDRICH: eigh. Br. m. U., Berlin, 22.4.1903, an Peter Lorenz
Inhalt: Friedrich Fontane verschiebt die kirchliche Trauung bis zur Rückkehr von Pastor Nessler, überschickt aber Schriftstücke an Lorenz, damit sich dieser über die Sachlage informieren kann. Er bekräftigt die Einladung für den 28.4. und deutet eine geschäftliche Angelegenheit an, die zu besprechen sein wird.
4^0 1 Bl. (2 Teile), 1^r Text, 1^v leer Signatur: B 649

FONTANE, FRIEDRICH: eigh. Br. m. U., Berlin, 24.4.1903, an Peter Lorenz
Inhalt: Verabredungen zur Einladung für den 28.4.1903 (Kleidungsfrage), Friedrich Fontane wünscht »für Sonntag in Magdeburg sensationellen Erfolg«.
4^0 1 Bl. (2 Teile), 1^r Text, 1^v leer Signatur: B 650

FONTANE, FRIEDRICH: eigh. Br. m. U., Berlin, 16.10.1917, an Peter Lorenz
Inhalt: Die vermißten Dokumente vermutet Friedrich Fontane im Nachlaß des verstorbenen Küsters Nest, die Anerkennung der Ehe durch die französisch-reformierte Gemeinde steht bevor.
2^0 1 Bl., 1^r Text, 1^v leer Signatur: B 651

FONTANE, FRIEDRICH: masch. Br. m. U., Neuruppin, 30.7.1937, an Jutta Fürstenau
Inhalt: Friedrich Fontane gibt Frl. Fürstenau Hinweise, wie sie im handschriftlichen Nachlaß zum »Fischer von Kaniswall« recherchieren kann. Die Einsichtnahme in das Ms. »Freundesbriefe. Letzte Auslese« kann er nicht gestatten. Außerdem erbittet er Informationen über die Plauderei von Paul Lindenberg, in der über seinen Besuch in Doorn berichtet wird, wo es heißt, daß Hermine dem Kaiser gerade aus den Fontaneschen Familienbriefen vorgelesen habe.
2^0 1 Bl., 1^{r-v} Text, 1 Umschlag Signatur: W 941

FONTANE, FRIEDRICH: eigh. Postkarte m. U., Neuruppin, 21.2.1938, an Jutta Fürstenau
Inhalt: Friedrich Fontane bedankt sich für die Glückwünsche zum Geburtstag.
1 Postkarte Signatur: W 942

Dokumente und Schriftstücke aus dem Familienkreis (Slg. Rinkel)

BÖCKENFÖRDER, LEUTNANT (Adjudant d. 1. Abt. d. Feldartillerie-Regiments 44): abschr. Auszug aus seinem Brief an Frau Soldmann, o. O., 29.4.1917
Inhalt: Ltnt. Böckenförde benachrichtigt die Mutter vom Tod ihres Sohnes Bruno Soldmann, gefallen am 17.3.1917 in Frankreich.
2^0 1 Bl., 1^{r-v} Text Signatur: G 18

Fontane, Friedrich: eigh. Postkarte m. U., an Martha Rinkel, geb. Fontane, Neuruppin, 15.1.1920
Inhalt: Friedrich Fontane regt Martha Rinkel an, nach der Verwandtschaft in Schlesien und im Baltikum zu forschen.
1 Postkt. Signatur: G 24

Fontane, Martha (Mete): eigh. Gelegenheitsgedicht, Titel: »Überschrift: vacat.«, Gedichtanfang: »Miß Meta naht mit kühnem Schritt…«
Inhalt: Satirisches Gedicht über einen Streit zwischen Mete und Friedrich Carl Witte.
4⁰ 2 Bl. (1 Bg.), 1r–2v Text Signatur: G 15

Fontane, Martha, geb. Soldmann: eigh. testamentarische Verfügung m. U., an Martha Rinkel (geb. Fontane), Dalbersdorf (Reg.Bez. Breslau), 14.8.1933
Inhalt: Martha Fontane, geb. Soldmann, vermacht ihrer Tochter Martha Rinkel, geb. Fontane, die sog. Hilferding-Anleihe von 1929., in der Reichsschuldenverwaltung lagernd.
2⁰ 1 Bl., 1r Text, 1v leer, 1 Umschlag Signatur: G 20

Fontane, Theodor (jr.): Geburtsanzeige für Martha Fontane, Berlin, 23.5.1896
1 Bl., ca. 12 x 11,5 cm. Signatur: G 22

Fontane, Theodor (jr.): zwei eigh. Gelegenheitsgedichte an Martha Fontane (geb. Soldmann), Überschriften: »An MF zum 13.3.1922«, »Zum 22.11.1901.«
Inhalt: Gratulation zum Verlobungs- und zum Hochzeitstag.
4⁰ 2 Bl. (1 Bg.), 1r »An MF zum 13.3.1922«, 1v leer, 2r-v »Zum 22.11.1901.«
Signatur G 16

Fontane, Theodor (jr.)u. Martha (geb. Soldmann): eigh. testamentarische Erklärung, Berlin 3.11.1923, 6.11.1923
Inhalt: Verfügung über seine Briefmarkensammlung, die als sein Lebenswerk in der Familie erhalten bleiben soll.
4⁰ 2 Bl. (1 Bg.), 1r–2v Text Signatur: G 14

Fricke, Hermann: masch. Br. m. U., Berlin, 29.3.1936, an Martha Rinkel
Inhalt: In Erfüllung d. Vertrages zwischen Friedrich Fontane u. dem Oberpräsidenten d. Provinz Brandenburg schickt Dr. Fricke 3 Originalbriefe Emilie Fontanes an Martha Rinkel.
2⁰ 1 Bl., 1r Text, 1v leer, 1 Umschlag Signatur: G 17

Soldmann, Karl u. Frau: Verlobungsanzeige für Martha Soldmann und Theodor Fontane (jr.), Münster, [März] 1886
8⁰ 2 Bl., 1v–2r Text, 1r u. 2v leer Signatur: G 21

Soldmann, Witwe d. Geheimrats Karl Soldmann: Testament m. eigh. U. u. Nachträgen vom 25.1.1919 und vom 26.2.1919, Münster, 22.1.1919
Inhalt: Haupterbin ist die Tochter Martha Fontane, geb. Soldmann.
2⁰ 1 Bl., 1r-v Text, 1 Umschlag Signatur: G 19

UNBEKANNT: »Ansprache bei der Beerdigungsfeier von dem Wirkl. Geh. Kriegsrat a. D. Théodore Fontane. am Sonnabend d. 20. Mai 1933.«, Typoskript
2^0 1 Bl., 1^{r-v} Text Signatur: G 23

Primärliteratur

FONTANE, THEODOR: Ach, es ist schlimm mit den Dichtern. Über Literatur, Autoren u. das Publikum. Hrsg. von PETER GOLDAMMER. – Berlin: Aufbau-Verl. 1999. 227 S. (99/40)

FONTANE, THEODOR: No Shi [Japan. Übersetzung der Gedichte. Hrsg. u. übers. von] MASARU FUJITA. – Sendai: Tohoku University Press 1998. 262 S. (99/39)

FONTANE, THEODOR: Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland. Der blinde König. John Maynard. Archibald Douglas. Der 6. November 1632. Rangstreitigkeiten. Neuste Vaeterweisheit. Berliner Republikaner. [Arab. Übersetzung von] IRENE DAOUD. – Damaskus 1999. 17 gez. S. Unveröff. Ms. (98/16q = 7,1–8)

FONTANE, THEODOR: Irrungen, Wirrungen. Roman. Hrsg. von JOHANNES DIEKHANS. Erarb. von MICHAEL FUCHS. – Paderborn: Schöningh 1999. 205 S. (Einfach Deutsch. Schöningh-Schulbuch; 222767) [in neuer Rechtschreibung] (99/38)

FONTANE, THEODOR: Mijn kinderjaren. Autobiografische roman. Vertaald dor [Übersetzt von] G. VAN TUSSENBROEK. – Baarn: de Prom 1998. 239 S. [niederländ. Übersetzung von »Meine Kinderjahre«] (99/74)

FONTANE, THEODOR: Von, vor und nach der Reise. Plaudereien u. kl. Geschichten. Nachw. von GOTTHARD ERLER. – Berlin: Aufbau Taschenbuch Verl. 1999. 140 S. (AtV; 5278) (99/51)

Sekundärliteratur

1. Bücher und Zeitschriftenbeiträge

BERBIG, ROLAND: Das Ganze als Ganzes oder: Pastor Schmutz u. Geheimrat Stiehl. – In: Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens 1998/2, S. 75–94. (99/70)

BLUM, MAREIKE: »Das ist eben das, was man sich verheiraten nennt«. Zu zwei Frauenbildern bei Th. Fontane. – In: Kleine Lauben, Arcadien und Schnabelewopski. Festschr. für Klaus Jeziorkowski. Hrsg. von INGO WINTERMEYER. Würzburg 1995, S. 94–110. (ZA 1995+, 509)

BORCHMEYER, DIETER: Melusine oder die »ewig siegesgewisse Macht« des Elementaren. Mörike u. Wagner in einer Parallele Fontanes. – In: »Sei mir, Dichter, willkommen!« Studien zur dt. Lit. von Lessing bis Jünger. Kenzo Miyashita gewidmet.

Hrsg. von KLAUS GARBER u.a. Köln u.a.: Böhlau 1995, S. 169–181. (ZA 1995+, 511)

DEMMELBAUER, JOSEF: Fontane, Hofmannsthal und Broch als politische Dichter. – In: Neue Juristische Wochenschrift (1997) 17, S. 1119–1124. (ZA 1997+, 19)

DREHSEN, VOLKER: Pfarrersfiguren als Gesinnungsfigurationen. Zur Bedeutung des Pfarrers in Theodor Fontanes Romanen. – In: Der ganze Mensch. Perspektiven lebensgeschichtlicher Individualität. Festschr. für Dietrich Rössler zum siebzigsten Geb. Hrsg. von VOLKER DREHSEN. Berlin, New York: de Gruyter 1997, S. 37–55. (ZA 1997+, 18)

EHLICH, KONRAD: Die Fremde als Spuk: Fontane. – In: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 52 (1998) 8, S. 746–752. (ZA 1998+, 23)

ENCKE, JULIA: Kopierwerke. Bürgerliche Zitierkultur in den späten Romanen Fontanes u. Flauberts. – Frankfurt/M.: Peter Lang 1998. 120 S. (Münchner Studien zur literarischen Kultur in Deutschland; 29) (99/44)

ERDMANN, HORST: Theodor Fontane – Neuruppiner? Berliner? Zum 180. Geburtstag am 30. Dezember 1999. – In: Ostprignitz-Ruppin Jahrbuch 8 (1999), S. 17–19. (99/63)

ESSER-PALM, REGINA: Theodor Fontane, Irrungen, Wirrungen. – Freising: Stark 1999. 80 S. (Unterrichts-Konzepte. Deutsch-Literatur. Oberstufe. Grundwerk d. Loseblattsammlung; KD1) (99/55q=1)

ESSER-PALM, REGINA (HRSG.): Theodor Fontane. Irrungen, Wirrungen. Arbeitsmaterial mit Aufgaben. – Freising: Stark 1999. 24 S. (Deutsch Arbeitshefte für Schüler) (99/54)

FISCHER, HUBERTUS: Gordon oder Die Liebe zur Telegraphie. – In: Fontane Blätter 67/1998, S. 36–58. (65/5536=67)

Die Fontane-Sammlung Christian Andree. Hrsg. von d. KULTURSTIFTUNG DER LÄNDER in Verbindung mit dem THEODOR-FONTANE-ARCHIV. – Potsdam: Unze 1998. 84 S. (Patrimonia; 142) (98/66q)

FRANKE, DIETER: Kriminalfälle von Schiller bis Dürrenmatt. Vergleichende literaturwissenschaftl. Studie. – Berlin: Frieling 1999. 95 S. (99/76)

GOETSCHEL, WILLI: Causerie. Zur Funktion des Gesprächs in Fontanes Der Stechlin. – In: The Germanic Review 70 (1995) 3, S. 116–122. (ZA 1995+, 514)

HUBERMAN, ANNE: Who is John Maynard? – In: http://www.canisius.edu/~huberman/maynard.html [1999], 17 gez. S. [Internet-Ausdruck vom 3.5.1999] (99/55q=2)

KAHRS, AXEL: Modellstadt für eine Novelle. Th. Fontanes Tangermünde. – In: Dichter-Häuser in Sachsen-Anhalt. Kulturhistor. Porträts. Hrsg. von JENS-FIETJE DWARS. Bucha bei Jena: quartus 1999, S. 260–267. (ZA 1999+, 3)

KARGE, HENRIK: Theodor Fontane und Karl Schnaase. Ein neugefundenes Gutachten beleuchtet die Anfänge d. Wanderungen durch die Mark Brandenburg. – In: Fontane Blätter 67/1998, S. 10–34. (65/5536=67)

Kastner, Klaus: Urbild und Abbild. Fontanes »Effi Briest«. – In: Neue Juristische Wochenschrift (1998) 19, S. 1351–1358. (ZA 1998+, 22)

Kauffmann, Kai: Plaudern oder verstehen? Th. Fontanes Roman Graf Petöfy. – In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 48 (1998) 1, S. 61–88. (ZA 1998+, 20)

Kikawa, Mayumi: Prinz Heinrich in Rheinsberg. Ein Beitrag zur Auseinandersetzung Fontanes mit d. friderizianischen Zeit. – In: Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens 1998/2, S. 102–108. (99/70)

Kleine, Joachim: Die Hankels auf Hankels Ablage. Wo Fontane in d. Sommerfrische war. – Zeuthen: Irmtraud Carl Verl. 1999. 168 S. Abb. (99/72)

Konrad, Susanne: Fontanes L'Adultera. Eine krit. Wahlverwandtschaften-Lektüre. – In: Kleine Lauben, Arcadien und Schnabelewopski. Festschr. für Klaus Jeziorkowski. Hrsg. von Ingo Wintermeyer. Würzburg 1995, S. 81–93. (ZA 1995+, 508)

Krauss, Edith: »Aus dem Hirschberger Tal kommen immer die romantischsten Geschichten…«. – In: Fontane Blätter 67/1998, S. 201–210. (65/5536=67)

Küpper, Thomas: »…leuchtet's wieder weit und breit«. Zur Popularität d. Ribbeck-Ballade. – In: Fontane Blätter 67/1998, S. 106–121. (65/5536=67)

Lorenz, Dagmar C. G.: Der Tod des soldatischen Mannes bei Theodor Fontane und Joseph Roth. – In: »Nicht allein mit den Worten«. Festschr. für Joachim Dyck zum 60. Geb. Hrsg. von Thomas Müller u.a. Stuttgart: frommann-holzboog 1995, S. 74–84. (ZA 1995+, 512)

Losch, Bernhard: Widerstandsrecht bei Fontane. Grete Minde gegen Unterdrückung u. Rechtsverweigerung. – In: Fontane Blätter 67/1998, S. 59–74. (65/5536=67)

Loster-Schneider, Gudrun: Theodor Fontanes »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«: interkulturelle Identitätsentwürfe eines »in der Wolle gefärbten Preußen«. – In: Korrespondenzen. Festschr. für Joachim Storck aus Anlaß seines 75. Geburtstages. Hrsg. von Rudi Schweikert u.a. St. Ingbert 1999, S. 233–255. (99/77)

Maether, Bernd: Fontanes Berliner Wanderungen. – Berlin: Berlin Verl. A. Spitz 1998. 215 S. [Auszüge aus den »Wanderungen«] (99/42)

Miller, Eric: Die roten Fäden des roten Hahns. Zu einem Motivkomplex im Stechlin. – In: Fontane Blätter 67/1998, S. 91–105. (65/5536=67)

Müllenbrock, Heinz-Joachim: Theodor Fontanes historischer Roman Vor dem Sturm und die Scottsche Gattungstradition. – In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 48 (1998) 3, S. 365–373. (ZA 1998+, 21)

Muhs, Rudolf: »Die Lilie der Legende«. Ein unbekanntes Huldigungsgedicht Th. Fontanes an Königin Elisabeth von Preußen. – In: Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens 1998/2, S. 65–73. [erster Wiederabdr. des Gedichts »Der Königin« seit dem Erstdruck 1851 sowie des bisher als verschollen geltenden Manteuffel-Gedichts] (99/70)

Nelles, Jürgen: Bedeutungsdimensionen zwischen dem Gesagten und dem Ungesagten. Intertextuelle Korrespondenzen in Fontanes Effi Briest u. Goethes Faust. – In: Wirkendes Wort 48 (1998) 2, S. 192–214. (ZA 1998+, 7)

Osborne, John: Theodor Fontane: Vor den Romanen. Krieg u. Kunst. – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1999. 218 S. (99/66)

Plater, Edward M.V.: Sets, props and the Havanaise in Fassbinder's Fontane Effi Briest. – In: German Life and Letters 52 (1999) 1, S. 28–42. (ZA 1999+, 4)

Ramirez, Ana Sofia: El pensamiento y la cultura ingleses en Fontane y Galdós. – In: Deutsch-spanische Literatur- und Kulturbeziehungen. Rezeptionsgeschichte. Margit Raders [Hrsg.] u.a. Madrid 1995, S. 153–160. (ZA 1995+, 510)

Rams-Schumacher, Barbara: Vom topographischen Erlebnis zur literarischen Überhöhung. Die Darstellung des Gartenraumes in Fontanes Prosawerken. – Diss. Freie Univ. Berlin 1997. 239 S. (99/50q)

Riedel, Lisa: Theodor Fontane und das Heimatmuseum Neuruppin. – In: Ostprignitz-Ruppin Jahrbuch 8 (1999), S. 20–27. (99/63)

Rothe, Friedrich: Theodor Fontane und die bildenden Künste. Was dem »Plauderer« gefiel u. wo er leider weg schaute. Ausstellung Effi Briest und ihre Schwestern. Zur Psychographie d. Frau. – Berlin 1998. 64 S. 30 cm; Aufsatz S. 3–16. (7. Mitteilung [des Vereins d. Berliner Künstlerinnen]) (99/55 q=4)

Schaefer, Peter; Strauch, Dietmar: Fontane in Film und Fernsehen. Zwischen »Werktreue« u. Neuinterpretation. Mit einer Filmographie. – In: Fontane Blätter 67/1998, S. 172–200. (65/5536=67)

Schlaffer, Hannelore: Die gesprächige Ehe. Eine Utopie des späten Fontane. – In: Fontane Blätter 67/1998, S. 75–90. (65/5536=67)

Schmidt, Michael: »Wie ein roter Faden«: Fontanes Antisemitismus und die Literaturwissenschaft. – In: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 8 (1999), S. 350–369. (ZA 1999+, 5)

Schumann, Peter: Theodor Fontane und die Juden. – In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 49 (1998) 9, S. 530–543. (ZA 1998+, 19)

Selbmann, Rolf: Die simulierte Wirklichkeit. Zur Lyrik des Realismus. – Bielefeld: Aisthesis 1999. 159 S. [S. 107–119: zu »Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland«] (99/52)

Siepe, Hans T.: »Wohl wieder zu franzosenfreundlich« und »ohne alle Voreingenommenheit«. Th. Fontanes Berichte aus Frankreich von 1870/71. – In: Visions allemandes de la France (1871–1914); Frankreich aus deutscher Sicht (1871–1914). Hrsg. von Helga Arbret u.a. Bern u.a.: Lang 1995, S. 297–316. (ZA 1995+, 513)

Stöwe, Britta: Auch Eberswalde hatte seine Fontanes. – In: Eberswalder Jahrbuch 1998/99, S. 151–153. (99/47)

Stolz, Gerd: Theodor Fontane und Schleswig-Holstein – Nordschleswig – Dänemark. Berührungen u. Bindungen in Leben u. Werk. – In: Schr. d. Heimatkundl.

Arbeitsgemeinschaft für Nordschleswig (1999) 74, S. 96–157. (99/56)
Uerlings, Herbert: »Ehre, Ehre, Ehre«: zu einem dt.-japanischen Thema bei Mori Ogai u. Th. Fontane. – In: Japanstudien 8 (1996), S. 77–104. (ZA 1996 +, 845)
Warum sein Bild in meinem Zimmer hängt. Kurt Tucholsky über Theodor Fontane u. seine Zeit [Begleitheft zur Ausstellung vom 25. Juli bis 11. Oktober 1998 in d. Kurt Tucholsky Gedenkstätte, Schloß Rheinsberg]. Peter Böthig [Konzeption]; Stefanie Brauer [Textauswahl]. – Rheinsberg 1998. 47 S. (99/60)
Wolff, Jörg: Theodor Fontane und die Zeit des ALR [Allgemeinen Landrechts]. – In: Gose, Walter; Würtenberger, Thomas (Hrsg.): Zur Ideen- und Rezeptionsgeschichte des Preußischen Allgemeinen Landrechts. Trierer Symposion zum 250. Geburtstag von Carl Gottlieb Svarez. Stuttgart: frommann-holzboog 1999, S. 127–153. (99/57)
Wruck, Peter: Stichproben die Editionen und den Status der Fontaneschen »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« betreffend. – In: Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens 1998/2, S. 95–101. (99/70)
Zitterer, Marina: Der Frauenroman bei Fontane, Lewald und Marlitt. Eine Analyse des feminist. Ganzheitskonzepts im humanist. Sinn. – Diss. Univ. Klagenfurt 1997. 234 S. 30 cm (Literatur und Soziologie; 18) (99/71q)

2. Rezensionen

Berbig, Roland (Hrsg.): Theodor Fontane und Friedrich Eggers. Der Briefwechsel. Berlin: de Gruyter 1998 (Schr. d. Th. Fontane Gesellschaft; 2) Rez.:
– R. Brinkmann in Germanistik 39 (1998) 1, S. 197.
Helen Chambers: The changing image of Theodor Fontane. Columbia 1997. Rez.:
– E. Walter in Germanistik 39 (1998) 3/4, S. 876.
Craig, Gordon A.: Über Fontane. Aus d. Amerikan. übers. von Jürgen Baron von Koskull. München: Beck 1997. Rez.:
– D. Storch in Fontane Blätter 67/1998, S. 132–134.
Drude, Otto: Fontane und sein Berlin. Personen, Straßen, Häuser. Frankfurt/M.: Insel 1998. Rez.:
– H.-J. Perrey in Fontane Blätter 67/1998, S. 147–149.
Fleischer, Michael: »Kommen Sie, Kohn.« Fontane und die »Judenfrage«. Berlin 1998. Rez.:
– H. O. Horch in Fontane Blätter 67/1998, S. 135–141.
Fontane, Emilie und Theodor: Der Ehebriefwechsel. 3 Bde. Berlin: Aufbau 1998. Rez.:
– H. Schlaffer in Fontane Blätter 67/1998, S. 141–145.
– G. Oberembt: Das Romanpublikum will nur Straßennamen wiedererkennen. In: Deutsche Tagespost v. 22.5.1999.
– anon.: Die Wunden des Ehelebens. In: Märkische Oderztg v. 25.5.1999.

– A. Geisler: »Dauernd gut und schön ist es nur bei Dir«. In: Märkische Oderztg v. 28.5.1999.

Fontane, Theodor: Graf Petöfy. Hrsg. von Petra Kabus. Berlin: Aufbau-Verl. 1999. Rez.:
– anon.: Fontanes Graf Petöfy wieder erschienen. In: Oldenburgische Volksztg v. 9.4.1999.

Fontanes Berliner Wanderungen. Berlin: Spitz 1998. Rez.:
– anon. (ADN): Mit Fontane durch Berlin wandern. In: Lübecker Nachrichten v. 20.2.1999.

Fontane, Theodor: Grosse Brandenburger Ausgabe. Hrsg. von Gotthard Erler. Das erzählerische Werk. Bd. 3: Grete Minde. Bd. 6: Schach von Wuthenow. Bd. 8: Unterm Birnbaum. Bd. 10: Irrungen, Wirrungen. Berlin: Aufbau-Verl. 1997. Rez.:
– H. Aust in Fontane Blätter 67/1998, S. 128–132.

Fontane, Theodor: The Stechlin. Translated with an Introduction and Notes by William L. Zwiebel. Columbia: Camden House 1995. Rez.:
– H. Ester in Fontane Blätter 67/1998, S. 157–161.

Fontane, Theodor: Werke ausgewählt von Mathias Bertram. CD-ROM (Digitale Bibliothek; 6) Rez.:
– P. Schaefer in Fontane Blätter 67/1998, S. 168–170.

Fontane, Theodor: Werke, Schriften und Briefe. Abt. III. Bd. 3/II. Tagebücher. Hrsg. von Helmuth Nürnberger u.a. München: Hanser 1997. Rez.
– R. Berbig: Anlässlich des Abschlusses der Hanser Fontane Ausgabe. In: Fontane Blätter 67/1998, S.

Die Fontane-Sammlung Christian Andree. Hrsg. von d. Kulturstiftung der Länder in Verbindung mit dem Theodor-Fontane-Archiv. Potsdam: UNZE 1998. Rez.:
– J. Kitzbichler in Fontane Blätter 67/1998, S. 150–152.

Grawe, Christian: Fontane-Chronik. Mit 12 Abb. Stuttgart: Reclam 1998. (Universal-Bibliothek; 9721) Rez.:
– H.-J. Perrey in Fontane Blätter 67/1998, S. 145–147.

Heller, Gisela: »Geliebter Herzensmann …« Emilie u. Theodor Fontane. Berlin: Nicolai 1998. Rez.:
– S. Agerer unter www.fontanestadt.de

Kesting, Hanjo: Theodor Fontane. Bürgerlichkeit u. Lebensmusik. Göttingen: Wallstein 1998. Rez.:
– A. v. Bormann in Deutsche Bücher 1999/1, S. 39–41.
– A. Wirthensohn in Deutsche Bücher 1999/1, S. 64–67.

Mit Fontane durch Berlin und Potsdam. Die schönsten Spaziergänge und Wanderungen. Hrsg. von Peter Bramböck. München: Nymphenburger 1999. Rez.:
– anon.: Fontane auf der Pfaueninsel. In: Frankfurter Neue Presse v. 25.3.1999.
– anon. (krü) in Berliner Morgenpost v. 17.5.1999.

Mit Fontane durch England und Schottland. Hrsg. von Otto Drude. Frankfurt: Insel 1998. Rez.:
– ANON. (mbe) in Frankfurter Allg. Ztg v. 19.11.1998
Neuhaus, Stefan: Fontane-ABC. Stuttgart: Reclam 1998. Rez.:
– H-J. PERREY in Fontane Blätter 67/1998, S. 149–150.
– S. AGERER unter www.fontanestadt.de
Park, Eue-Choon: Fontanes Zeitromane. Zur Kritik der Gründerzeit. Frankfurt/M. u.a.: Lang 1997. Rez.:
– M. OSSOWSKI in Fontane Blätter 67/1998, S. 161–163.
Perrey, Gudrun und Hans-Jürgen: Theodor Fontane in Schleswig-Holstein und Hamburg. Hamburg: Schubert 1998. Rez.:
– M. HORLITZ in Fontane Blätter 67/1998, S. 166–168.
Perrey, Hans-Jürgen: Fontane und Bismarck. Eine Erzählung. Winsen, Weimar: Boldt 1998. Rez.:
– CH. MÜLLER-REISENER in Fontane Blätter 67/1998, S. 164–166.

3. Zeitungsartikel

ANON.: Effi einfühlsam zur Bühnenfigur gemacht. Deutsch-Theater-AG glänzte mit Theateraufführung von Fontanes »Effi Briest«. Textbuch stammt von Schülern. – In: Bergsträßer Anzeiger v. 3.3.1999.
ANON. (wj): Von Effis schwäbischen Vorfahren. Walter rekonstruiert reale Verwandtschaftsbeziehungen von Fontanes Romanfiguren. – In: Heilbronner Stimme v. 19.2.1999.
BELLMANN, GÜNTHER: Wo Frau Jenny Treibel Küchendunst schnupperte. – In: Berliner Morgenpost v. 3.4.1999.
DÖRSCHEL, MICHAEL: Kaum Chancen für Fontane. Schulen favorisieren andere Namensgeber als den Dichter. – In: Berliner Ztg v. 14.6.1999.
ESTER, HANS: Nederlanders volgens Theodor Fontane. – In: Nederlands Dagblatt v. 19.3.1999.
GRALOW, HELMUT B.: Der Marschtritt der Stiefel drückte auf Fontanes Gemüt. Der Dichter folgte schon als Lehrling seinem Wandertrieb. – In: der prignitzer v. 27./28.2.1999.
GRALOW, HELMUT B.: Die wahre Effi Briest hat Roman nie gelesen. – In: der prignitzer v. 3.4.1999.
IGNÉE, WOLFGANG: »Dieser Dichter ist eine Giftkröte«. Das dreitägige Symposium zu Fontane u. Mauthner im Marbacher Literaturarchiv. – In: Stuttgarter Ztg v. 23.3.1999.
KALKA, JOACHIM: In der Sprache verschollen. Literar. Doppelporträt: Disput über F. Mauthner u. Th. Fontane in Marbach. – In: Frankfurter Allg. Ztg v. 25.3.1999.

Leicht, Robert: Seelenlandschaften. Über Fontanes »Wanderungen durch die Mark Brandenburg«. – In: Die Zeit 10/1999 v. 4.3.1999.

Otto, Karl-Heinz: Das Gasthaus »Zum Alten Fritz« wählte Fontane zum literarischen Schauplatz. – In: Der Nord-Berliner v. 20.5.1999.

Pommer, Frank: Dichter, die die Welt beschreiben wollen. – In: Die Rheinpfalz v. 17.4.1999. (Klassiker für Kinder)

Schüren, Hermann-Josef: Nur der Lousberg beeindruckte ihn. Fontane weilte 1852 in Aachen. Der »olle Kaiser« und das Heilwasser. – In: Aachener Ztg v. 21.5.1999.

4. Nachträge

Fontane, Theodor: Aru shôjo no isshô: Gurete Minde [Das Leben eines Mädchens: Grete Minde. Japan. Übersetzung von] Satô Shinichi. – Tôkyô: Kôbundô shobo 1940. 180 S. (Sekai bunko; 10) (99/78)

Fontane, Theodor: Der Königin (Zum 13. November 1851). – In: Die Zeit Nr. 264 v. 13.11.1851, S. 1570. [Erstdruck d. verschollenen Huldigungsgedichts an Elisabeth von Preußen; vgl. Muhs] (ZA 1851+)

Fontane, Theodor: Die Franktireur-Strecke [Ausz. aus »Kriegsgefangen«]. – In: Herzen im Kriege. Schilderungen u. Geschichten. Ausw. von Franz Diederich. Berlin: Vorwärts 1915, S. 86–91. (ZA 1915+, 161, 1–6)

Gragger, Róbert: Lenau és Fontane [ungarisch]. – Budapest 1912. 31 S. (99/55q=5)

Lomberg, August: Letzte Fahrt (6. Juni 1888); Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland; Archibald Douglas; John Maynard; Der 6. November 1632 (Schwedische Sage). – In: ders.: Präparationen zu deutschen Gedichten. Nach Herbartischen Grundsätzen. 6. Heft. 2. Aufl. Langensalza 1908, S. 56–82. (ZA 1908+, 136, 1–18)

Informationen

Autorenverzeichnis

Dr. Roland Berbig, Berlin
Maria Brosig, Potsdam
Dr. Hanna Delf von Wolzogen, Potsdam
Dr. Regina Dieterle, Zürich
Christine Hehle, Potsdam
Dr. Christian Klug, Hamburg
Klaus-Peter Möller, Potsdam
Prof. Dr. Harro Müller-Michaels, Köln
Dr. Bettina Plett, Köln
Gabriele Radecke, München
Prof. Dr. Werner Rieck †, Potsdam
Peter Schaefer, Potsdam
Klaus Stelling, Michendorf
Dr. Leszek Żyliński, Torun

Post erreicht die Autoren über die Redaktion.

Vertriebshinweise

Die Fontane Blätter können als Einzelheft (DM 15,–/Doppelheft DM 30,– zuzüglich Versand) oder auch im Abonnement (2 Hefte jährlich) direkt bezogen werden vom Theodor-Fontane-Archiv, PF 60 15 45, 14415 Potsdam.
Direkt beim Theodor-Fontane-Archiv können gegen eine Gebühr (zuzüglich Versandkosten) bestellt werden:

- das Gesamtregister der Fontane Blätter für die Hefte 1/1965–57/1994. 126 S. (DM 6,50)
- das Gesamtinhaltsverzeichnis der Hefte 1/1965-67/1999 (eine Liste aller Inhaltsverzeichnisse). 32 S. (DM 3,00)
- Angebotsliste älterer, noch lieferbarer Hefte (ohne Gebühr)
- eine Diskette (DOS, 3,5", 1,44 MB, virengeprüft), die folgende Dateien im ASCII-Code (als reinen Text) enthält:
  das *Gesamtregister* der Fontane Blätter für die Hefte 1/1995 bis 64/1997 (geht über das o.g. gedruckte Register hinaus);
  das *Gesamtinhaltsverzeichnis*;
  die laufenden *Bibliographien* (Primär- und Sekundärliteratur) aus den Heften 53/1992–65-66/1998. (DM 8,50)
- Horlitz, Manfred (Hrsg.): Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. 1935–1995. Be-

richte, Dokumente, Erinnerungen. – Berlin: Berliner Bibliophilen Abend 1995. 206 S. Mit zahlr. Abb. (DM 15,–)

- Die Fontane-Sammlung Christian Andree. Hrsg. von der Kulturstiftung der Länder in Verbindung mit dem Theodor-Fontane-Archiv. Potsdam 1998. (KulturStiftung der Länder – PATRIMONIA 142). 84 S. Mit zahlr. Faks. (DM 3,–)

Richtlinien zur Manuskriptgestaltung der *Fontane Blätter*

Einsendeadresse: Theodor-Fontane-Archiv, Postfach 60 15 45, 14415 Potsdam.
Über die Veröffentlichung entscheiden die Herausgeber gemeinsam mit einem Redaktionsbeirat. Der Umfang der Beiträge sollte 20 Manuskriptseiten nicht überschreiten, Rezensionen sollten auf 3 Manuskriptseiten beschränkt bleiben und auf Anmerkungen möglichst verzichten.

1. Manuskriptform

Die Texte sollen auf fortlaufend numerierten Seiten (30 Zeilen/Seite, 60 Anschläge/Zeile) geschrieben werden. Anmerkungen sollen als Endnoten auf besonderen Seiten stehen. Absätze: Einzug der ersten Zeile ohne vorherige Leerzeile.
Bei Computerdruck sollte eine durchgängige Schriftgröße von 12 Punkten in einer nichtproportionalen Schrift (möglichst Courier) gewählt werden, linksbündig als Fließtext (ohne Silbentrennung). Zwischen - (kurzem) Trennungs und – (längerem) Gedankenstrich wird unterschieden. Die Texte sollen in zweifacher Ausfertigung und nach Möglichkeit zusätzlich auf Diskette in zwei Dateien eingereicht werden: einmal im Format der Textverarbeitung (bevorzugt WordPerfect für Windows 5.1 oder 6.1), einmal unformatiert als ASCII-Datei (auf Endnoten achten).

2. Titel

Der Name des Autors bzw. Herausgebers steht unter dem Titel. Der Titel endet ohne Punkt. Zwischen Titel, Autor und Text steht jeweils eine Leerzeile.

3. Hervorhebungen

Kursiv; falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.
Auslassungen des Autors bzw. Herausgebers: drei Pünktchen in eckigen Klammern [...]; Einfügungen des Autors bzw. Herausgebers: in [eckigen Klammern].

4. Zitate

Normale Anführungszeichen „…“; Zitat im Zitat in einfachen Anführungen ‚…‘; längere Zitate (über 4 Zeilen) werden wie Absätze behandelt.

5. Titel von Werken, Zeitungen u. Zeitschriften, Vereinsnamen

Kursiv; falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.

Der Stechlin erschien bereits…

In: *Fontane Blätter* 62/1996,…

Sein Auftreten im *Tunnel über der Spree*…

6. Anmerkungen

Anmerkungen als fortlaufend gezählte Endnoten, im Text hochgestellt ohne Klammern oder Punkt. Eine Endnotenziffer folgt auf das Satzzeichen, wenn sie sich auf den ganzen Satz, sie steht vor dem Satzzeichen, wenn sie sich nur auf das vorausgehende Wort bezieht. Die Endnotenziffern erscheinen freistehend ohne Klammer vor dem Text der Endnoten. Namen von Autoren und Herausgebern unterstrichen (werden im Heft zu Kapitälchen).

1 Charlotte Jolles: *Theodor Fontane.* 4., überarb. u. erw. Aufl. – Stuttgart, Weimar 1993, S. 16.

10 Theodor Fontane: *Kriegsgefangen. Erlebtes 1870.* Hrsg. von Otto Drude. – Frankfurt am Main, Leipzig 1993, S. 37–38.

Beim ersten Zitieren eines Titels gilt folgende Form:

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel.* – Ort Jahr, S. (Reihentitel)

Bei Zeitschriftenaufsätzen und anderen nicht selbständig erschienenen Schriften:

Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel.* – In: *Zeitschriftentitel* Jg. und/oder Bd. (Erscheinungsjahr) H. oder Nr., S. (evtl. Reihentitel)

Bei wiederholten Zitaten in direkter Folge: Ebd., S. X; sonst Name und Hinweis auf die laufende Anmerkungsnummer des erstmaligen Zitats. Verweise: vgl. (nicht s.)

8 Schobeß, wie Anm. 3. Vgl. Schreinert, wie Anm. 7.

Bei Zitaten oder Nachweisen aus Fontanes Werken gelten folgende *Siglen*:

AFA (Aufbau Fontane-Ausgabe) Hrsg. von Peter Goldammer, Gotthard Erler u. a. – Berlin, Weimar: Aufbau 1969-1993 (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: Theodor Fontane: *Wie sich meine Frau einen Beamten denkt.* – In: AFA *Autobiographische Schriften* III/1. 1982, S. 438.

GBA (Grosse Brandenburger Ausgabe) Hrsg. von Gotthard Erler. – Berlin, Weimar: Aufbau 1994ff. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: Theodor Fontane: *Die Juden in unserer Gesellschaft.* – In: GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg.* Bd. 7. *Das Ländchen Friesack und die Bredows.* 1994, S. 299.

HBV (Hanser Briefeverzeichnis) *Die Briefe Theodor Fontanes.* Verzeichnis u. Register. Hrsg. von Charlotte Jolles u. Walter Müller-Seidel. – München: Hanser 1987.

HFA (Hanser Fontane-Ausgabe) *Werke, Schriften und Briefe* [zuerst unter dem Titel *Sämtliche Werke*]. Hrsg von Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger. –

München: Carl Hanser 1962 ff. (Abteilung/Band evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: Theodor Fontane: *Geschwisterliebe.* – In: HFA I/7. 2. Aufl. 1984, S. 123–153.

NFA (Nymphenburger Fontane-Ausgabe) *Sämtliche Werke.* Hrsg. von Edgar Gross, Kurt Schreinert u. a. – München: Nymphenburger 1959–75. (Bd. Jahr, S.) z. B.: Theodor Fontane: *Geschwisterliebe.* In: NFA XXIV. 1975, S. 9-39.

Prop (Propyläen Briefausgabe) *Briefe.* I–IV. Hrsg. von Kurt Schreinert. Zu Ende geführt u. mit einem Nachw. vers. von Charlotte Jolles. – Berlin: Propyläen 1968–71.

7. Weitere Abkürzungen

Abb.	Abbildung	Fs.	Festschrift
Aufl.	Auflage	H.	Heft
Bd.	Band	Hrsg.	Herausgeber
Br.	Brief	hrsg.	herausgegeben
bearb.	bearbeitet	Jb.	Jahrbuch
Diss.	Dissertation	Jg.	Jahrgang
eigh.	eigenhändig	m.U.	mit Unterschrift
Einl.	Einleitung	Nachw.	Nachwort
erw.	erweitert	Nr.	Nummer
FA	Theodor-Fontane-Archiv Potsdam	S.	Seite
		überarb.	überarbeitet
FBl	Fontane Blätter	Vorw.	Vorwort

8. Briefeditionen

Briefnumerierung in römischen Ziffern, mittig, ohne Klammern, ohne Leerzeile nach unten;
Adressat, Anrede u. Textbeginn linksbündig, nicht eingerückt;
Ort, Datum und Unterschrift rechtsbündig; das als Trennungszeichen verwendete = wird ebenso stillschweigend aufgelöst wie die Konsonantenverdopplung;
wenn Erläuterungen des Herausgebers dem Text direkt folgen, sind diese durch einen schmalen Strich vom Brieftext abzusetzen.

9. Abbildungen

Abbildungsvorlagen: Schwarzweißzeichnungen oder Hochglanzfotos, rückseitig analog zu den Abbildungsnummern im Manuskript numeriert. Platzierungsvorschläge im Text. Bildlegenden mit genauem Quellennachweis auf gesondertem Blatt beifügen. Die Reproduktionserlaubnis ist vom Autor selbst einzuholen.

❑ Die Redaktion

Das Archiv bleibt vom 24. Dezember 1999 bis zum 3. Januar 2000 für Benutzer geschlossen.

Impressum

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen und Helmuth Nürnberger

Redaktion: Bettina Plett, Köln; Peter Schaefer, Potsdam

Redaktionsbeirat: Hugo Aust, Köln; Roland Berbig, Berlin; Gotthard Erler, Berlin; Charlotte Jolles, London; Michael Masanetz, Leipzig; Werner Rieck †, Potsdam; Eda Sagarra, Dublin; Peter Wruck, Berlin

Anschriften:
Theodor-Fontane-Archiv
Am Bassin 4, 14467 Potsdam
Postfach 60 15 45, 14415 Potsdam
Telefon: 0331/29 29 83
Fax: 0331/2 70 96 81
e-mail: wolzo@rz.uni-potsdam.de
http://www.cseditors.com/archive/fontane_archiv/fonthome.htm

Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
Am Alten Gymnasium 1
16816 Neuruppin
Telefon/Fax: 03391/65 27 72

Koordination: Bernd Thiemann

Alle, die über Fontane arbeiten, bitten wir, auch künftig ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Diplomarbeiten und Dissertationen, im Interesse der Forschung an das Theodor-Fontane-Archiv einzusenden. Wir sind für alle Hinweise dankbar.
Für die uns im letzten Halbjahr von Fontane-Freunden, Institutionen und Verlagen zugesandten Materialien danken wir im Namen aller Benutzer des Archivs.

Alle Rechte vorbehalten, auch das der fotomechanischen und elektronischen Wiedergabe.

Umschlagentwurf, Typographie, Satz:
Therese Schneider, Berlin
Druck und Verlag:
Königsdruck, Berlin

Die Beiträge des Potsdamer Symposiums zum 100. Todestag des Dichters in drei thematisch gegliederten Bänden:

Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts

im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen in Zusammenarbeit mit Helmuth Nürnberger

Band 1: *Der Preuße – Die Juden – Das Nationale*

ca. 350 Seiten, DM 86,–
(für Mitglieder der Fontane Gesellschaft DM 66,–)

Beiträger/innen: Hubertus Fischer, Werner Rieck, Hans Ester, Peter Sprengel, Pierre-Paul Sagave, Wulf Wülfing, Roland Berbig, Dietmar Storch, Hans Dieter Zimmermann, Bernd Witte, Wolfgang Benz, Hans Otto Horch, Henry H.H. Remak, Bernd Balzer, Rolf Parr, Gudrun Loster-Schneider, Hugo Aust, Mirosław Ossowski, Peter Paret, Regina Dieterle

Band 2: *Sprache – Ich – Roman – Frau*

ca. 300 Seiten, DM 78,–
(für Mitglieder der Fontane Gesellschaft DM 58,–)
Beiträger/innen: Barbara Naumann, Eckehard Czucka, Dagmar Schmauks, Lilo Grevel, Andrea Gnam, Renate Böschenstein, Bettina Plett, Klaus Briegleb, Hanna Delf von Wolzogen, Uwe Dethloff, Petra Kuhnau, Waltraud Wende, Claudia Liebrand, Edda Ziegler, Michael Masanetz, Helmut Schmiedt, Gotthard Erler, Gabriele Wittig-Davis

Band 3: *Geschichte – Vergessen – Großstadt – Moderne*

ca. 350 Seiten, DM 86,–
(für Mitglieder der Fontane Gesllschaft DM 66,–)
Beiträger/innen: Sigrid Thielking, Peter C. Pfeiffer, Monika Ritzer, Erzsébet Szabo, Christine Hehle, Katrin Lange, Helmuth Nürnberger, Eda Sagarra, Kerstin Stüssel, Martin Lowsky, Walter Hettche, Klaus R. Scherpe, Ortrud Gutjahr, Michael Andermatt, Susanne Ledanff, Helen Chambers, Sybille Schönborn, Stefanie Brauer, Michael Scheffel, Christian Grawe, Wieńczysław A. Niemirowski

Drei Bände im Schuber DM 198,–
(für Mitglieder der Fontane Gesellschaft DM 148,–)

Erscheinungsdatum: voraussichtlich Anfang 2000

Die Bände sind – auch einzeln – über den Buchhandel zu beziehen. Mitglieder der Fontane Gesellschaft wollen ihre Bestellung, bitte, direkt an den Verlag richten:

K&N
Verlag
Königshausen & Neumann GmbH
Postfach: 60 07
97010 Würzburg
Fax: 0931/8 36 20
e-mail: verlag-KuN@t-online.de

ISSN 0015-6175